

„don't trust the illusion“ – diese Warnung steht über einem der vier Mundartgedichte von **Christine Toppelreiter**, die auf S. 57f. dieser Ausgabe zu lesen sind. Wir haben diese Warnung leider nicht beherzigt und sind der Illusion erlegen, diese vier Gedichte stammten von Maria Dippelreiter, die ihre belletristischen Veröffentlichungen als Maria Lehner zeichnet. Gegen solche Einbildungen in einer frühen Phase der Produktion ist kein Kraut gewachsen, und so geschah es, wie es in „don't trust the illusion“ heißt: „in vorhinein / gsehn // woa ois / so schee / so kloa / wiakli / wundaboa // in nochein / gsehn // wia waun / d' Soafnblosn / aufsteign“

Die Seifenblase ist zerplatzt, die Wahrheit mit der Druckerschwärze ans Licht gekommen.

Der Vollständigkeit halber sei an dieser Stelle die Kurzbiografie von Christine Toppelreiter nachgereicht:

Geboren in Melk, aufgewachsen im Mostviertel, lebt sie in Wieselburg und schreibt seit 30 Jahren Lyrik und Prosa, in Hochsprache und Mostviertler Mundart. Zahlreiche Buchveröffentlichungen und Auszeichnungen.

Wir entschuldigen uns bei beiden Autorinnen für die Verwechslung und versprechen für die Zukunft, unseren eigenen Illusionen stärker als bisher zu misstrauen!

Die Redaktion

2023 / 01



# LITERARISCHES ÖSTERREICH

ZEITSCHRIFT  
DES ÖSTERREICHISCHEN  
SCHRIFTSTELLER/INNENVERBANDES

	<b>EDITORIAL</b>	<b>8–9</b>
	<b>TEXTE</b>	<b>11–86</b>
Nahid Bagheri-Goldschmied	Versöhnung	<b>11</b>
	Sprich mir nicht von der Angst	<b>12</b>
	Am Rand	<b>12</b>
	Schön wäre es	<b>13</b>
	Gib Acht auf das Heute	<b>15</b>
Johanna Dürnecker	So gegen Abend hin ...	<b>16</b>
Gerhard Eberstaller	Pfingsttage	<b>20</b>
Sidonia Gall	Dem Bleiben Gestalt verleihen	<b>27</b>
	Fernab	<b>27</b>
	Zerstörung als Prinzip	<b>28</b>
Christl Greller	platanus acerifolia, luegerplatz	<b>29</b>
	lunaversion	<b>29</b>
	am stadtrand	<b>30</b>
	fatima II	<b>31</b>
	kontrast	<b>32</b>
Sabine M. Gruber	Alles gut, am Ende	<b>33</b>
Renate Katzer	Brandlegung	<b>41</b>
	nach der nacht	<b>41</b>
	Gegenüber	<b>42</b>
	Mahd	<b>42</b>
	opfer	<b>43</b>
Eva M. Kittelmann	Das Fragliche	<b>44</b>
	Einmal noch	<b>45</b>
	Überdrüberflugpoeten	<b>46</b>
	Primavera, un altro anno	<b>47</b>
Doris Kloimstein	Der Schlüssel liegt im Vogelhaus	<b>49</b>
Ingeborg Kraschl	Traum	<b>51</b>

Rudolf Kraus	Wald. Eine Erinnerung	<b>56</b>
Maria Lehner	don't trust the illusion	<b>57</b>
	oafoch	<b>57</b>
	woarum	<b>58</b>
	wos	<b>58</b>
Nicole Makarewicz	Traude	<b>59</b>
Helmuth A. Niederle	Ein Fröschlein	<b>62</b>
Ilse Pauls	An diesen hellen Abenden	<b>65</b>
	Der Weidenbaum	<b>65</b>
	Traum eines Schmetterlings	<b>65</b>
Bruno Pisek	Fluchtware III	<b>66</b>
	Vergesslich	<b>67</b>
Brigitte Pixner	Echolot	<b>68</b>
Gottfried Pixner	Aphorismen! Frische Aphorismen!	<b>72</b>
Renate Schiansky	Da oide Födhos	<b>74</b>
Petra Sela	Das Leben hier und dort	<b>76</b>
Martin Stankowski	Im Louvre	<b>77</b>
Christoph Temnitzer	Natürliche Stadtgewalt	<b>78</b>
	Herbstscheiden	<b>78</b>
H. M. Magdalena Tschurlovits	Dem Himmel zu nah	<b>79</b>
Hannes Vyoral	handreichung	<b>81</b>
	lieblingsgedicht	<b>81</b>
	leere gasse zu mittag	<b>82</b>
	„hercules“	<b>82</b>
	urvertrauen	<b>82</b>
Sascha Wittmann	Selbsterfahrung	<b>83</b>

**NEUE MITGLIEDER 87–123**

---

Gregor Auenhammer	LoL: Lokalausgutschein Lobau	<b>87</b>
Denial Bahtijaragic	Wermutkraut	<b>93</b>
Sonja Henisch	Jugendliebe	<b>97</b>
Elisabeth M. Jursa	Kosmos	<b>103</b>
	Leben für Leben	<b>103</b>
	fliegen	<b>104</b>
	Seit ...	<b>104</b>
Alexander Peer	Österreich am Zipfel des Kellners	<b>105</b>
Siljarosa Schletterer	was dein körper weiß	<b>107</b>
	dei körper woas eppas	<b>107</b>
	kamp 48°36'58.8"N 15°29'51.2"O	<b>108</b>
	dijksgracht 52°22'41.9"N 4°54'44.9"O	<b>108</b>
	inn 47°16'25.5"N 11°23'41.9"O	<b>108</b>
Elisabeth Schrattenholzer	Saramago-Korrektur Maria hat Nein gesagt	<b>109</b>
Brigitte Stuibler	Hosni, der Golem	<b>116</b>
Katharina Tiwald	Anderswo Gold	<b>121</b>

---

**FEUILLETON UND ESSAY 124–192**

---

Linda Kreiss	Delhi daily – Delhi täglich: Ein Reisetagebuch	<b>124</b>
Elisabeth Schawerda	Abenteuer des Reisens in der Luft und auf dem Wasser	<b>132</b>

---

Etela Farkašová	Über Stille, Langsamkeit und andere Werte	<b>135</b>
Ilse Scherr	Befreiung von Nationalismen	<b>143</b>
Gerald Eschenauer	Literarische Bestattung	<b>147</b>
Josef Brodträger	39 Minuten	<b>149</b>
Wolfgang Mayer König	Für das Leben lernen	<b>151</b>
Christa Maria Till	Eine Mutter-Tochter-Beziehung	<b>154</b>
Gerta Ubl-Fahrngruber	wien – eine liebeserklärung	<b>163</b>
Manfred Chobot	Meine Kindheit und Jugend in Meidling	<b>166</b>
Beppo Beyerl	Wie sag ich's dem Touchscreen?	<b>174</b>
Armin Baumgartner	Integration auf Österreichisch	<b>180</b>
Annelies Glander	Balkonien	<b>182</b>
Kurt F. Svatek	Pandoras Wiederkehr	<b>187</b>

## **JUBILARIUM 193–209**

Redaktionelle Vorbemerkung		<b>193</b>
Rosemarie Schulak	Von den Tränen der Welt	<b>195</b>
Rosemarie Schulak	Siebzehnsilber	<b>199</b>
Matthias Mander	Der Diversant	<b>201</b>

---

**IN MEMORIAM** **210–215**

---

Elisabeth Schawerda	Elfriede Bruckmeier	<b>211</b>
Christian Teissl	Wenn du gehst ...	<b>213</b>

---

---

**JAHRESTAGE** **216–229**

---

Klaus Ebner	Lehrreich	<b>216</b>
Maria Dippelreiter	Die Wirkung von Literatur als das Werfen von Erbsen	<b>222</b>

---

---

**REZENSIONEN** **230–258**

---

Diethart, Halt ruhig den Kopf hin, solange es nicht dein eigener ist	G. Pixner	<b>230</b>
Diethart, Der Missionar des Todes und andere skurrile Texte	G. Pixner	<b>231</b>
Von Doderer, „Wer sich in Familie begibt ...“	Kloimstein	<b>233</b>
Farkašová, Es ist geschehen	Schulak	<b>234</b>
Farkašová, Die Rettung der Welt nach G.	Wittmann	<b>237</b>
Greller, berichte von der innenfront	Kauer	<b>238</b>
Groiss, Ein Halleluja aus Granit	Teissl	<b>240</b>
Klenk, Oh, das bin ja ich	Wally	<b>241</b>

---

Kramlovsky, Frau in den Wellen	Taller	<b>243</b>
Rigoni, Gespräche mit meinem Dämon	Riebler	<b>245</b>
Ressler, Kardinal und Hure	Ebner	<b>246</b>
Riebler, Weltblick	Vyoral	<b>248</b>
Schulak, Erzählungen	Schawerda	<b>250</b>
Stradal, Herr Antal bekommt Besuch	Kraus	<b>251</b>
Stuiber, Herzschuss	Streibel	<b>252</b>
Vyoral, ostinato	Pixner	<b>254</b>
Wiplinger, Blian und Vablian	Baumgartner	<b>255</b>
<b>BIOGRAFISCHE NOTIZEN</b>		<b>259</b>

# EDITORIAL

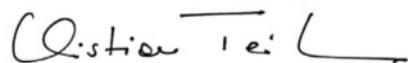
Jetzt, wo es unwiderruflich wieder Sommer geworden ist, selbst in dieser verrückten Welt, nehme ich gerne ein Buch zur Hand, das mir schon viele Jahre ein guter Begleiter ist. Es trägt die Jahreszeit im Titel, heißt schlicht und einfach *Sommer* und ist voller unvergesslicher Bilder. Seinen Autor habe ich noch gekannt und als einen freundlichen, weißhaarigen Herrn in Erinnerung, der mich, als ich noch ganz am Anfang meines Weges stand, zum Schreiben ermutigt hat: Kajetan Kovič. Aus Maribor, dem alten Marburg, gebürtig, erlebte er als Kind den Terror der Nationalsozialisten, die seine Heimat auf brutale Weise okkupiert hatten. Dies hat bei ihm jedoch nicht dazu geführt, dass er zur deutschen Sprache, die er erlernen musste, auf Distanz gegangen wäre; im Gegenteil, er wurde zu einem der wichtigsten Übersetzer moderner deutschsprachiger Lyrik ins Slowenische, gab sowohl den Versen Georg Heyms als auch jenen Georg Trakls eine slowenische Fassung und übte sich gemeinsam mit seinem Freund von diesseits der Grenze, dem Grazer Dichter Alois Hergouth, im literarischen Grenzverkehr: Sie übersetzten einander in die jeweils andere Sprache. Einen weiteren kongenialen Nachdichter fand Kovič in dem früh verstorbenen kärntner-slowenischen Lyriker und Philologen Fabjan Hafner. Ihm verdanken wir die deutschen Versionen der wunderbar luziden, prägnanten, mit leichter Hand weite Bögen aufspannenden Poeme, die im eingangs zitierten Band *Sommer* zu finden sind. Sein Auftakt ist eine „Verteidigung der Dichter“, die da lautet:

„Für die Wasserversorgung, / den Generalstreik / und die Verlässlichkeit des Fahrplans / sind die Dichter nicht zuständig. / Dafür sorgen / andere Profile und / kompetentere Experten. / Dichter dürfen / frei und

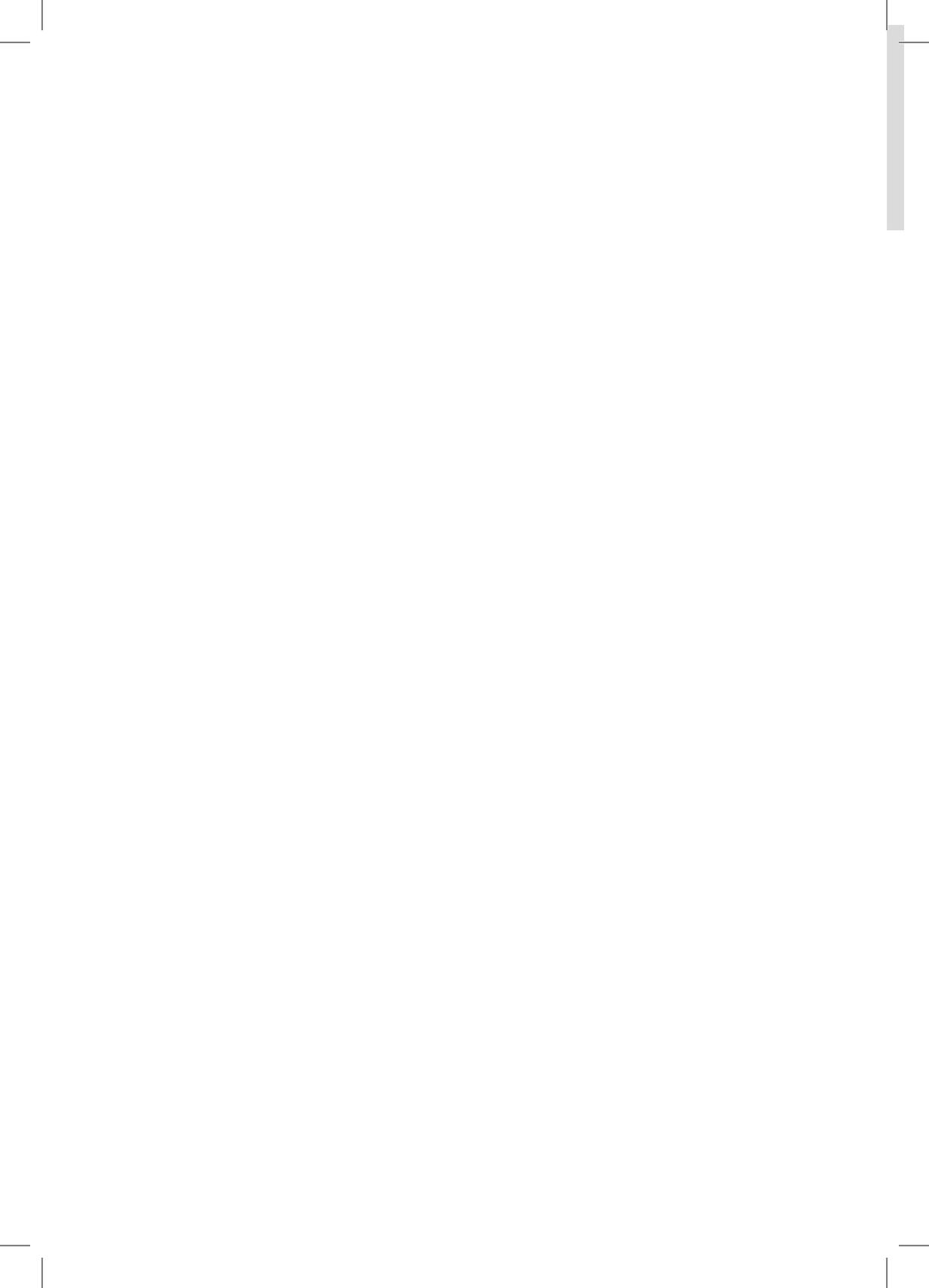
verantwortungslos / leben. / Zwingt sie nicht, / Oden an Machthaber /  
oder die Marseillaisen / lokaler Revolutionen zu verfassen. / Sie können  
das tun, / wie Handwerker gegen Entgelt / oder als Bürger / nach eigenem  
Gutdünken. / Doch zwingt sie nicht. / Die Dichter sind weder / die  
Diensthabenden eines Bataillons / schlafender Armeen / noch die Nacht-  
portiere / schlafender Völker. / Ihnen liegt nichts daran, / im Gleich-  
schritt zu marschieren / und sich an Rednerpulten Lorbeeren zu ver-  
dienen. / Ihnen liegt nichts an Denkmälern, / weder zu Lebzeiten, / noch  
nach ihrem Tod. / Ihr ganzer Besitz / ist Wasser und Luft, / flüchtig / und  
unnütz / und dauerhafter / als Bronze, die schmilzt.“

Was in dieser lyrischen Verteidigungsrede ausgedrückt ist, gilt wohl  
auch für alle der hier versammelten Autorinnen und Autoren. Welcher  
Generation auch immer sie angehören und welcher Weltanschauung sie  
auch immer anhängen mögen, ihnen allen liegt nichts daran, im Gleich-  
schritt zu marschieren. Ebenso wenig liegt ihnen daran, dass man ihnen  
Denkmäler errichtet; Denkmäler für Dichter gibt es ohnehin genug, und  
nicht selten sind sie Monumente dauerhaften Vergessens.

Ob das, was wir hier zusammengetragen haben, flüchtig oder be-  
ständig ist, ob es in der einen oder anderen Weise jemandem nützt oder  
völlig unnütz ist – wer kann das schon entscheiden? Uns bleibt nichts  
anderes übrig, als mit unserem ganzen Besitz, mit Wasser und Luft, Haus  
zu halten und, immer wieder auf dem schmalen Grat zwischen Scheitern  
und Gelingen, etwas zustande zu bringen, das mehr ist als nur ein Luft-  
schloss und uns nicht wie Wasser zwischen den Fingern zerrinnt.



*Christian Teißl*



# TEXTE

## Nahid Bagheri-Goldschmied

### VERSÖHNUNG

Der Winter wanderte aus  
zog seine Karawane von dieser Raststätte fort  
Die Erde erwachte aus winterlichem Schlaf  
Eine frische Brise wehte auf die Haare der Nacht  
Das finstere Gesicht des Himmels  
heiterte sich auf  
Der Venusstern  
leuchtete verführerisch  
neben dem Neumond

Das Fenster öffnete ich zum silbernen Areal der Hoffnung  
und plötzlich  
rutschten einige Streifen des Mondscheins  
auf meinen Rock und blieben  
Ein angenehmer Hauch  
küsste sanft meine Wangen  
Ich lächelte  
Mein Herz war versöhnt  
mit der Liebe, dem Windhauch, dem Licht

Eine neue Morgendämmerung ist unterwegs

## **SPRICH MIR NICHT VON DER ANGST**

Wie staunenswert!  
Der Bohrwurm Angst  
bleibt zurück,  
er zuckt nicht mehr  
und benagt nicht mehr  
die Scheidewand der Gedanken, wo die Gazelle Liebe  
leicht und grazil  
die grünenden Wälder der Zivilisation  
durchschreitet  
und bei jedem Innehalten,  
frischen Atem zu holen,  
den Duft der menschlichen Wunder spüren.

Sprich mir nicht von der Angst,  
weil ich mit allen Wäldern der Welt  
vertraut bin.  
Mein Rock ist voller Blumenduft.

## **AM RAND**

Die Brücke zur Heimat  
hinter mir abgerissen,  
vor die Wahl gestellt  
zwischen Stillhalten und Nichtsein.

Am Rand des neuen Landes  
krallte ich mich fest  
mit einem Rucksack, dick wie Kummerwolken  
und schwer wie ein Berg auf den Schultern.

Ich befinde mich am Nabel  
am Rande des Nabels der Welt.  
Wie abgebrochene Antennen  
ragen die Schienen ins Leere,  
auf denen der Zug meiner Jugend  
gekommen und abgefahren ist.

## **SCHÖN WÄRE ES**

*Antwort auf die Verrücktheiten eines Roger Garaudy*

Schade, dass es kein nächtlicher  
Albtraum der Geschichte war  
wo der Morgen die Nacht mit einem  
Fingerschnippen zerreißt und die Dunkelheit

Schön wäre es, wenn die herzerreißende Wahrheit  
nicht in die Zeittafeln eingemeißelt wäre  
und ohne Bezug zu den Inschriften der Grabsteine

Schön wäre es, wenn die Konzentrationslager  
Auschwitz, Mauthausen, Buchenwald, Dachau  
sich nicht als Wunden  
in die Herzen eingeschrieben hätten  
Schön wäre es  
wenn die Todesspur durch ganz Europa  
nicht heute noch so fühlbar wäre  
Schön wäre es  
wenn es in diesen Lagern keine Gaskammern  
gegeben hätte, keine Verbrennungsöfen  
keinen süßlichen Rauch

Schön wäre es  
wenn Millionen Namen nicht von Asche  
zugedeckt wären  
und dem Führer in die Katastrophe dieses  
Schandmal  
nicht in die Stirn gebrannt wäre

Schön wäre es  
wenn heute ein Verrückter  
mit seiner Anhängerschaft die Vergangenheit  
einfach hinwegleugnen könnte  
und Schmerz und Trauer von Generationen  
wären nie gewesen

## **GIB ACHT AUF DAS HEUTE**

Lass das Gestern unter der Erde ruhen  
gleich den Verstorbenen  
mit immer bewahrter Erinnerung  
im Gedächtnis der Zeit

Lass die frische Brise deine Haut streicheln  
am Ufer des heutigen Morgens  
Lass wehen das wirre Haar  
nach der ruhelosen Nacht  
strähnig von Traurigkeit

Lass deine Augen zum Horizont schweifen  
Lass deine Lippen die Sonne grüßen  
am Fuß der alten Kastanie  
Jeder ihrer Zweige ist ein aufgeschlagenes Buch  
berichtet von Wettern, Trockenheit, Jahren

Lass die hungrigen Spatzen  
aus deinen offenen Händen  
die Körner picken

Lege die kleinen Freuden  
als kostbare schlichte Ketten  
den Augenblicken um den Hals

Gib Acht auf das Heute  
ehe es davon ist

**Johanna Dürnecker**

## **SO GEGEN ABEND HIN ...**

In der heransickernden Dämmerung ziehen die Rebhühner vom Fluss herauf durch die Felder/ von weitem hörbar ihr rhythmisches Kreischen, diese schnarrende Melodie, sie gehört zu den verlässlichen Lauten der Sommerabende ebenso wie die kurzen abgehakten Rufe der Amseln, die in ihr Nachtquartier, die Haselnussstaude, einfallen. Schon längst aber schweigen der Grünling in der Silberfichte und die Grasmücke in der alten Linde des weitläufigen Nachbargrundstücks/ unterm Tag und schon am Morgen hängt deren wunderbar melodioser Gesang über den Gärten, sie überbieten sich in zauberhaften Arien/ ein Gratiskonzert für musikalische Gourmands.

Es gab ein paar Jahre, in denen fast jeder Garten des kleinen Dorfes Schlafplatz eines Fasans war, morgens flog er unter lautstarken Rufen auf in die Felder zum Frühstück. Ein ganz besonderer, ein weißer Fasan war darunter, über ihn freuten wir uns besonders. Im Winter, wenn der Boden gefriert oder Schnee darüber liegt, findet das Federwild in der offenen Halle eines Bauern genug Weizen und Kukuruzbruch, um nicht hungern zu müssen.

In den zunehmenden langen Hitzesommern flimmert die Luft, Vögel verstummen, Schaumkronen entlang dem Ufer der Pielach, immer breiter werdende Risse im Boden, das Gießwasser verdunstet rasch, braune Grasflächen, der Kukuruz auf den Äckern bleibt im Wachstum zurück, mitten im Sommer rascheln seine Blätter, „enderisch“, so ein Spaziergang durch die leidenden durstenden Felder/ Ernteauffälle, sorgende Bauern, wann wird der Spuk vorbei sein. Afrika fällt mir ein, so muss es sein, wenn das Überleben vom Regen abhängt, Bittandachten in der Kirche/ an einem Nachmittag rennt ein junges Reh mit voller

Wucht in meinen Gartenzaun, es will zum kleinen Teich, ich stelle ein Schaff mit Wasser hinaus aufs Feld, jeden Morgen ist es leer.

X-mal am Tag fülle ich die Vogeltränken, in Kürze ist das Wasser wieder heiß.

Schleppende Tage/ in Bädern, an Stränden liegen sie herum, ihr Wettergott ist ihnen gnädig, Sommer ist Badezeit, Urlaub muss heiß sein, der Stadtmensch will Hitze und ein Eis.

Irgendwann doch ein Gewitter, noch nie war Regen so gut auf der Haut, er riecht, du hältst das Gesicht der Kühle entgegen, Gott sei Dank, das Grün hat noch eine Chance.

Ein Sommerabend im Garten ist ein eigenes Erlebnis/ die Stimmung des Ausatmens und Wartens, das Aufgeben des Tages, umrahmt von leiseren Stimmen. Auch die Hündin genießt die Kühle, sie liegt am Kiesweg, sie wittert und horcht den Geräuschen nach: War das der Igel auf dem Kompost, der Falke dreht noch eine späte Runde, er weiß, wo die Ringeltauben aufsitzen, das Aufklatschen der Gartenkröte auf dem Terrassenpflaster, die Wachtel ruft kokett ihr „Findst mi nit“/ und dann, wenn es schon ruhig wird und langsam finstert: Fledermäuse. Mehrere ziehen ihre Runden über den Garten, sind kurz abgetaucht und dann wieder da, manche ziehen über meinem Kopf dahin und verlieren sich wieder in den dichten hängenden Schlieren der alten Fichte. Wahrscheinlich haben sie ihr Quartier im offenen Schuppen-Dachboden des Nachbarn oder in den hohen Nadelbäumen.

Dem uralten Kriecherbaum fehlen fast alle (morsch gewordenen) Äste, den dicken hohlen Stamm aber habe ich extra stehen lassen, damit vielleicht ein Kleiber oder Specht oder Siebenschläfer ... niemand. Keiner ist bis jetzt eingezogen. Der Buntspecht hängt zwar laut klopfend dran und findet, was er braucht, und als ob er sich nochmals beweisen wollte, sind dem Baum ein paar junge Zweige ausgetrieben, haben geblüht und auch gut getragen.

Es ist halbdunkel geworden, Leuchtkäfer taumeln über den Rasen, den Rosen und Lilien, dem Mohn und den Margeriten und verlieren sich

im Laub der Obstbäume. Der Nussbaum hat viele kleine grüne Früchte angesetzt, ob er alle behalten wird bis zur Reife ...

Die Thymianstöcke am Steinhaufen riechen so stark wie auf den mediterranen Hängen mit Meerblick/ ihr Kraut ist fein in Suppe und Salat und Sauce/ genauso wichtig aber ist es für die Raupe vom Schwalbenschwanz. Sie haben noch nie einen live gesehen? In jedem Frühsommer segelt einer über meinen Garten und schaut nach, ob alles passt und genug Thymiankraut da ist (in seinem dichten Kraut überwintert die Puppe), damit die Basis für seinen Fortbestand gesichert ist.

Ja eigenartig. Es ist nur eine kleine Fläche Garten/ aber die Vielfalt ist enorm. Was man alles unterbringt. Er überblüht sich förmlich, und ich kann nicht alle Blumenarten aufzählen, es wäre zu langatmig, zu viel. Dann Birnen, Äpfel, Kirschen, Marillen, Zwetschken, Kriecherln, Pfirsiche, eine Nuss und ein Wacholder.

Ein Minibiotop mit Posthornschnucken, Kaulquappen und Dotterblume/ dann die Beerenecke mit Himbeer, Brombeer, Schlehen, Weintrauben, Ribisel, Stachelbeeren und ja, der Gemüsegarten mit allem, was man braucht/ von Karotten bis Kraut, Kürbis, Gurken, Paprika, Melanzani und noch mehr.

Feine Sache.

Diese kleine Fläche aber lebt in Symbiose mit dem Rundherum. Mit den Rebhühnern und Wachteln auf den Äckern, durch das Grillenkonzert auf der Nachbarwiese, mit den Blaumeisen, Kohlmeisen, Amseln, Grünfinken, Zaunkönigen, Heckenbraunellen, Grasmücken, Spatzen, mit den Libellen, Schmetterlingen, Kröten und Schwalben. Auch mit dem Marder, den Krähen, dem Falken und den Katzen. Nachts streicht der Kauz fast lautlos über Höfe und die Dorfstraße und sucht seine Beute.

Am Morgen, sehr früh, wird sich die silbrige Kaskade der Girlitze über Dächer und Gärten gießen, vorher singt sich der Hausrotschwanz zögernd aus dem Schlaf.

Es ist eine Vielfalt auf einem kleinen Flecken/ man könnte lang darüber schreiben und doch nicht fertig werden, man müsste jeden Quadratmeter durchforsten und die Wunderwerke auflisten und sich bedanken.

Im Herbst dann, ja vielleicht ist es jetzt am schönsten, wenn Gelassenheit das Ausgelassene der Hitze ablöst/ die Sonne liegt mild und liebevoll über den noch lange blühenden späten Rosen, auch die üppigen hohen Malvenbüsche werden bis zum Frost blühen, die Äpfel lassen sich Zeit mit dem Reifen, nach dem nächtlichen Sturm liegen die Nüsse herum. Es ist ein Warten und Ausatmen, ein nochmals Revue-passieren-Lassen/ was für ein tolles Jahr, was für eine reiche Ernte. Die vergessenen Brombeeren sind besonders süß, Stieglitze hängen auf den Samenständen der Skabiosen/ nachdem die Schwalben sich zu Schwärmen gesammelt hatten, zogen sie ab. Schade. Ihr heiteres Zwitschern, die kurvigen rasanten Flugübungen und vor allem: dass sie jedes Jahr wiederkommen, ist wie eine Zusage, ein liebevoller Wink von oben, und man will es glauben, dass dieser kleine Segler Glück bringt. Dem Land, der Natur, dem Menschen.

Auf dem abgeernteten Feld hinter dem Garten hat der Hamster seine Höhle gegraben und mit Vorräten gefüllt/ es ist genug da, Maiskolben, Weizen, Sonnenblumenkerne.

Das schnelle Wasser des Flusses ist noch warm/ die Böschung hat sich wieder erholt vom Hochwasser, und die Weiden stehen wieder gerade/ Kiesel in allen Formen, Farben und Größen ist angeschwemmt worden, jeder einzelne Stein ist ein Kunstwerk, warm liegt er in der Hand, und horch: Er redet. Erzählt. Spürt. Lässt sich spüren.

Viel später dann, die Weidenruten stehen schon nackt, zu ihren Füßen liegt jetzt das silbrige Blattwerk, bis zum Frühling ist es vermutet/ jetzt, in die eingetrübten und nasskalten Abende hinein, ziehen die Schwärme der Kraniche, und in der Dunkelheit hörst du den heiseren Schrei der Wildgänse.

Es ist das Geschenk der Natur/ die Liebe zum Leben/ weitergereicht von Vorfahren, die/ mit den Händen in der Erde und den Blick zum Himmel gewandt/ geschuftet, gedankt, gefreut und die Fülle geachtet/ sich gewundert über die Wunder und sich müde zurückgelegt haben nach der Ernte. Selbst der frostende Boden freut sich/ immer wieder hat er aus verlorenen Samen Blüten hervorgebracht.

**Gerhard Eberstaller**

# **PFINGSTTAGE**

„Eine wunderbare Besetzung“, sagte der ältere Herr, der neben mir vor der Wiener Staatsoper stand und gleich mir den Anschlagzettel zum „Rosenkavalier“ überflog. Er sagte es halb zu sich selber und halb zu mir gewandt. Vielleicht wäre es auch zu einem kurzen schwelgerischen Dialog gekommen, wenn ich mich nicht auf einmal umgedreht hätte. Wir spüren es ja oft, wenn uns jemand ansieht, den wir noch nicht wahrgenommen haben, als eine Art Strahlenwirkung, die einen plötzlich durchdringt. Nur wenige Meter vor mir ging ein Mädchen, sie mochte 18, 19, Jahre alt sein. Sie trug eine lichtblaue Bluse und einen braunen Rock, ihre brünetten Haare waren oberhalb des Nackens abgeschnitten und deckten die Ohren halb zu. Sie lächelte mich ein wenig an, als ob sie mich kennen würde. Ich spürte eine leichte Unruhe, letztlich war das Mädchen sehr hübsch. Ich wollte weitergehen und blieb doch stehen. Das Mädchen aber ging weiter. Ich konnte nicht lange so dagestanden sein, als es mich blitzartig durchfuhr. Das war sie ja, dämmerte es mir. Von dem Mädchen war keine Spur mehr zu sehen. Aber wie konnte sie es gewesen sein, hatte ich sie doch vor 70 Jahren das letzte Mal gesehen. Ich verschob alle Besorgungen auf ein unbestimmtes Mal, ging eilends zur nächsten U-Bahn-Station und fuhr nach Hause. In einer bestimmten Lade wusste ich mein Tagebuch aufgehoben. Ich blätterte nervös herum und fand endlich die gesuchte Seite.

„Pfingsten, das liebliche Fest, war gekommen“. Mein Vater zitierte Goethe, den er kaum las, bei jeder ihm passenden Gelegenheit. Nun stand Pfingsten in der Tat unmittelbar bevor, ein spätes Pfingsten mit hochsommerlichen Temperaturen. „Fahr hinaus“, sagte mein Vater, „das tut dir gut.“ Das „Hinaus“ war das Gut meiner Großeltern, eine Fahr-

stunde von Wien entfernt. Die Schulbücher nahm ich mit, stand ich doch ein Jahr vor der Matura.

„Draußen sein“ bedeutete immer auch ein Zusammentreffen mit Freunden. Zunächst suchte ich in gewohnter Weise Kurt auf, den Sohn unseres Hausmeisters. Kurt war ein Jahr älter als ich und studierte am TGM. „Weißt du, dass Kirtag ist“, sagt er, „morgen wollen wir hingehen, gehst eh mit?“ Wir, das war ein Kreis von einigen Freunden und Mädchen. „Kennst du die Hermy?“, fragte er mich, obwohl er wusste, dass ich sie nicht kannte, „die kommt auf jeden Fall mit.“ Was mich nicht sonderlich beschäftigte.

Nach dem Abendessen mit den Großeltern war ich früh zu Bett gegangen. Zwischen ein und zwei Uhr Nacht wurde ich durch ein Gejammer geweckt, durch ein Rascheln im Gebüsch vor dem Fenster. Da wusste ich, dass es sich um einen liebeshungrigen Kater handelte. Es war eine schwüle Vollmondnacht. Ich stand auf und ging zum Fenster. Unruhe hatte mich erfasst, am liebsten hätte ich den Pyjama ausgezogen und wäre nackt im Garten spazieren gegangen. Es war recht hell im Garten, der Mond hatte geradezu Lichtgassen gelegt, auf die die Schatten einiger Nadelbäume fielen.

Das nächtliche Sternenfirkament hatte nicht zu viel versprochen. Es war ein Pfingstsamstag voll strahlendem Sonnenschein und lichtblauem Himmel. Gegen den frühen Nachmittag hatte sich dann unsere ganze Gesellschaft inmitten des Kirtags versammelt. Neben Kurt hatten sich noch einige weitere Freunde eingefunden. Darunter der Leiwi, den man mit seinen langen schwarzen Haaren und seinen Bartstoppeln für einen der Schausteller hätte halten können, der schwächige Rudel mit seiner langen Nase, die er gerne in die Höhe hielt, als ob er die kommenden Ereignisse wittern könnte, der Gastwirtsohn Schurli, der schon damals eine Rausschmeißerfigur hatte, und der stille Mathematikfan Dolt. Ferner Richard, der den Spitznamen „Rotschädel“ trug und erstaunt war, wenn er mit „Richard“ angesprochen wurde. Dann waren noch einige Mädchen da, an die ich mich nur schemenhaft erinnern kann. Aber Kurt hatte ja, wie angekündigt, auch Hermy mitgebracht.

Ich weiß nicht mehr, ob ich ein so hübsches Mädchen erwartet hatte. In meiner Erinnerung steht sie vor mir, als ob ich sie erst vor kurzem getroffen hätte, mit ihrer lichtblauen Bluse und dem etwas dunkleren Rock. Ihre Augen waren dunkelbraun, und ihre bis zum Nacken gehenden Haare brünett. Kurz darauf hielt sie eine Haarspange zwischen den Zähnen und steckte sie dann mit einer anmutigen Bewegung in ihr Haar, und ich konnte sehen, dass sie unter den Armen rasiert war. „Endlich lernen wir uns kennen“, sagte sie und lächelte mich geradezu liebevoll an, und ich sagte: „Ja, endlich!“, obwohl ich auf die Begegnung ja gar nicht gewartet hatte.

Auf der großen Wiese am Ende der Straße, auf der sich Bude an Bude drängte, stand „Prechtl's große Tierschau“ mit der weiteren Ankündigung über dem Portal „Prechtl bringt wieder neue Tiere“. „Es san immer dieselben“, sagte Rudel, „außer es werden welche hin.“ Die Vorderseite der Wandermenerie wurde von großzügig bemalten Wänden eingenommen, die Lust auf das „geheimnisvolle Innere“ machen sollten. Da riss beispielsweise ein riesiges Krokodil seinen furchtbaren Rachen auf, während im Hintergrund einige nur mit einem Lendenschurz bekleidete Eingeborene in panischer Angst flüchteten.

Wir hatten den Eintritt bezahlt, den Vorhang des kleinen Portals beiseitegeschoben und befanden uns im Inneren des Tierreichs. Es war mittlerweile sehr heiß geworden, und etliche der Tiere lagen träge in ihren Käfigwagen. Einer dieser Käfigwaren war zweigeteilt und beherbergte in einem Abteil einen großen Berberlöwen, im anderen Abteil einen mächtigen Polarbären. Der Löwe lag ruhig im hinteren Winkel seiner Behausung, der Eisbär aber wanderte die ganze Nacht hin und her und presste seine Schnauze an die Gitterstäbe. „Richtig romantisch“, befand einer von uns. Dem stimmten nur einige zu. Rotschädel blickte ganz bekümmert drein, Schweißtropfen standen auf seiner Stirn und er sagte laut: „Für den Eisbären muss das furchtbar sein.“ Da aber schaltete sich ein Tierwärter ein, der gerade vorbeiging, ein muskulöser Mann mit einem gestreiften Ruderleibchen und tätowierten Ankern auf beiden Armen. „Was haßt furchtbar“, sagte er behrend, aber nicht eigentlich

ungehalten, „mir spritzen eam dreimal im Tag mitm Schlauch o, i war froh, wann’s mir so guat gangat wie eam.“

„Wir machen ein Foto“, sagte Kurt und meinte ein Foto von Hermy und sich, „bitte nimm mich auf!“ Kurt reichte mir seine Kamera, und Hermy streifte meinen rechten Arm. Es war nicht klar, ob ich dies als Zuwendung oder als eine konventionelle Freundschaftsgeste verstehen sollte. Nun setzte sich Hermy noch eine Sonnenbrille dezidiert auf, so als ob sie die Anregung direkt von einer Illustrierten bezogen hätte. „Toll schaut sie aus“, flüsterte Leiwi, „a tolle Katz zum Vernaschen.“ Ich muss wohl auch sehr gebannt hingesehen haben, sie merkte es und lächelte mich an. Nun stellte sie sich für ein weiteres Foto neben Kurt, während sich in ihren dunklen Augengläsern ein paar der blaugelben und grün-roten Aras spiegelten, die auf Stangen saßen und laut kreischten.

Sie war nicht groß, die Wandermenagerie, die wir bald verließen. Vor einer kleinen Bude stand ein etwa 60-jähriger Mann in einem roten Mantel mit daraufgenähten goldenen Sternen und einem roten Fes auf dem Kopf, mit einem weißgrauen Vollbart. Irgendwie wirkte er wie die Mischung eines Zauberers aus einer alten Wiener Volkskomödie und eines Schaubudenbesitzers, der er ja schließlich auch war. Vor ihm befand sich ein Tisch mit zahlreichen kleinen Kästchen, in denen viele kleine mit bunten Schleifen zusammengebundene Papierröllchen steckten. Es waren Horoskope, die „Meister Astrologus“, wie er sich nannte, wortreich anpries. „Sie sind ein Schöngest, junger Herr“, sagte er mit schnarrender Stimme. Da stand, dass ich als Waage charmant, künstlerisch veranlagt, intelligent, liebenswürdig sei, überhaupt ein wundervoller Gefährte.

„Und ich passe zu dir“, sagte Hermy und steckte wieder eine Spange in ihr Haar, so als ob sie damit ihre Ansicht festigen wollte, „ich bin ein Zwilling.“

„Jetzt gehn ma was trinken!“, rief Kurt aus. Kurz darauf saßen wir alle auf Holzbänken um einen der wenigen freien Tische. Der Rotwein war zu kalt, der Weißwein zu warm, beides in Pappbechern serviert, aber einige hatten auch ein Himbeerkracherl bestellt. Auf einem Podium in unserer Nähe war eine Blaskapelle platziert, die so laut musizierte,

dass man miteinander kaum reden konnte. „Jo is denn kaner do, der wos für uns an Liter zahlt, ja is denn kaner do, der was für uns an zahlt.“

Als ich abends nach Hause kam, setzte ich mich im Garten auf eine Bank. Wieder war es eine mondhelle Nacht, der Himmel mit Sternen übersät, Glühwürmchen flogen herum, sie leuchteten für einige Sekunden auf und waren auf einmal wieder unsichtbar. Aus der Ferne kam ein dumpfes Brüllen. Nach einigen Sekunden war mir klar, dass es sich um den Löwen aus der Tierschau handelte. Es klang unheimlich und drohend, dann wurde es leiser und endete wie ein stoßweises Röcheln. Gegen zwei Uhr früh habe ich mich dann schlafen gelegt. „Es ist alles Kitsch, junger Herr“, sagte laut der Schaubudenastrologe mit dem roten Sternenmantel. Ich wachte ruckartig auf, glaubte ich doch die Worte sehr deutlich vernommen zu haben.

Pfingstsonntag fuhren wir, eine kleinere Gruppe als am Vortag, in das Stadttheater nach Baden, in eine Nachmittagsvorstellung der „Giuditta“. Jahre später habe ich festgestellt, dass der Besuch dieser Lehár'schen Entsagungsoperette ein seltsamer Zufall war.

Hermý beachtete mich an diesem Nachmittag nicht allzu sehr. Als wir auf der Heimfahrt alle laut das Auftrittlied des Octavio „Freunde, das Leben ist lebenswert“ sangen, sang ich mit wenig Überzeugung mit. Als dann Kurt meinte: „Gehen wir doch alle noch ein bisschen zu dir“, war ich gar nicht erfreut.

Da saßen wir nun in meinen Räumlichkeiten, Hermý und Kurt verschwanden in meinem Schlafzimmer, was mich merkwürdigerweise nicht eifersüchtig machte. Die anderen gingen allmählich fort. Kurt kam nach etwa zehn Minuten aus dem Zimmer und sagte: „Die Hermý hat gemeint, du sollst kommen.“ Beim Hineingehen sah mich Hermý erwartungsvoll an, drehte den Schlüssel im Türschloss um und küsste mich ganz sanft. „Du“, flüsterte sie, „Du“, und im nächsten Moment fielen wir einander in die Arme. Wir müssen wohl kurz darauf auf meinem Bett gelegen sein und warfen in unserer Ungeduld alle Kleidungsstücke auf den Boden. Es war später Nachmittag, die Jalousien waren halb heruntergezogen. Wir wussten, dass wir beide auf diesen Moment gewartet hatten.

Hermy sagte leise: „Du brauchst auf gar nichts Acht geben!“ Ein unbeschreibliches Glücksgefühl überflutete mich, und ich wollte, dass es für einige Zeit anhalten würde. Aber wir schliefen bald beide gemeinsam ein, er wachten einige Male und schliefen weiter. Es muss zwischen neun und zehn Uhr abends gewesen sein, als sich Hermy mit einem Ruck aufsetzte. „Ich muss jetzt gehen“, sagte sie. Wie sie so etwa einen Meter nackt vor mir stand, nur ihre rote Korallenkette trug, erschrak ich fast, wie hübsch und anmutig sie war. Einmal presste sie sich noch an mich. Dann war sie rasch angezogen, drehte den Schlüssel der Türe in die andere Richtung und war fort.

Zunächst tanzte ich wie ein Besessener im Zimmer herum. Dann versuchte ich in einigen Büchern zu lesen, merkte mir aber kaum, was ich las. Ich träumte von einem grünen Wasser, das nach und nach answoll, und wachte plötzlich auf, weil ich fürchtete, ein Krokodil könnte daherschwimmen. Am Kopfpolster nahm ich noch ein wenig den Duft von Hermys Parfum wahr. Das Handtuch, das sie mit einem blitzschnellen Griff ins Bett geworfen hatte, lag noch zerknüllt darin. Der Glückstaumel war mehr und mehr einem Einsamkeitsgefühl gewichen. Als ich gegen drei Uhr früh erwachte, stellte ich fest, dass ich 39,2 Grad Fieber hatte.

Nur undeutlich vermag ich mich an jenen Pfingstmontag zu erinnern, an dem ich großteils geschlafen habe. Gegen Abend fühlte ich mich viel besser. Aus dem Speisezimmer der Großeltern drang leise die Walzermusik aus dem dritten Akt des „Rosenkavalier“. Einige Zeit später ging ich hinüber. „Eine wunderbare Besetzung“, sagte meine Großmutter leise: „Karl Böhm dirigiert.“ Die Aufführung neigte sich schon dem Ende zu, ich kam knapp vor dem Schlussduett Sophie/Ocatvian, „Ist ein Traum, kann nicht wirklich sein, dass wir zwei beieinander sein.“

Ein kleiner Spaziergang am Abend führte mich nochmals zum Rummelplatz. Die meisten Buden waren gerade abgebaut. Von Prechtls Menagerie stand nur noch die Eingangsfassade. Die Käfigwagen waren schon verschalt. Auf dem ausgedörrten und zertretenen Gras lagen Papierbecher, Papierteller, zusammengeschrumpfte Luftballons und Zigarettenstummel.

Die Wochen bis Schulende waren angefüllt mit Prüfungen und Schularbeiten. Einmal schickte ich eine Postkarte an Hermy. Als ich wieder auf dem Land war, ging ich gleich zu Hermys Haus. Ihre Mutter öffnete mir freundlich. „Ja, die Hermy hat öfter von Ihnen gesprochen, sie ist auf einen Monat nach Deutschland gefahren, zur Familie des Bruders meines Mannes.“ Ich hörte nur mehr halb zu. Bereitwillig gab mir ihre Mutter Hermys Adresse in Deutschland bekannt. Ich war verzweifelt, war verärgert über mein unverständliches Verhalten in den letzten Wochen, mochte mir noch so oft vorsagen, wie viele Schularbeiten und Prüfungen zu bestehen waren. Ich schrieb das alles und schrieb ihr, dass ich sie liebe. Aber es kam keine Antwort.

Anfang September habe ich Hermy wieder getroffen, zufällig auf dem Weg zu ihrem Haus. „Ich habe deinen Brief erhalten“, sagte sie leise, „und wollte auch antworten.“ Die Erklärung folgte unmittelbar: „Ich habe mich verlobt.“ „Kurt!“, entfuhr es mir. „Nein, nicht Kurt“, entgegnete sie, „ich habe mich in Deutschland verlobt.“ Als ich dann zu reden anfang, wie dumm ich gewesen sei, hörte mir Hermy zunächst zu. Dann legte sie ihre Hand auf meinen Mund und sagte „Ich habe dich ja liebgehabt, ich werde ja diese Tage nie vergessen. Schau, ich trage Deinen Brief herum.“ Sie zog ihn aus der Tasche und steckte ihn wieder ein. Als wir uns verabschiedeten, standen Tränen in ihren Augen. Vielleicht liebt sie ihren Verlobten gar nicht, durchfuhr es mich. Aber es war etwas so Endgültiges in ihrer Verabschiedung gewesen, dass ich wusste, dass jeder Versuch zwecklos war.

Ich war lange am Schreibtisch in meinem Arbeitszimmer gesessen, das Tagebuch der Jugend aufgeschlagen, und hatte diese Erinnerungen aufgeschrieben. Es war gegen drei Uhr morgens. Sollte ich noch einige Platten aus der Zeit spielen? Ich ließ es bleiben. Ich wollte nichts mehr hören. Ich bin bald eingeschlafen. An irgendwelche Träume vermag ich mich nicht zu erinnern.

# Sidonia Gall

## DEM BLEIBEN GESTALT VERLEIHEN

Blumen  
aufbewahrt  
ausgebreitet  
festgehalten  
im Wandel des Vergehens  
gebändigt und gebannt  
Teil der Metamorphose  
Magie des Gestaltens  
die Macht  
eine Phase des Seins  
heraus zu heben  
übergeben an die Dauer  
und dann  
dem Bleiben Gestalt verleihen

## FERNAB

ein Herbarium der Wahrnehmungen  
herb eben  
gezügelter Gefühle  
gebändigte Vorstellungen  
Wünsche gelistet  
Verzicht als Spielstein  
Konsens im System der  
Machbarkeit  
sorgsam eingesetzt  
Ruhe finden  
in gebauter Klausur

## ZERSTÖRUNG ALS PRINZIP

Entfernt wird, was stört.

Erst das Vorhandene, dann das Werdende und Mögliche,  
kein Stein darf auf dem anderen bleiben, nichts bleibt ganz.

Auch der Ast, auf dem man sitzt  
stört

durch die Gefahr der Erkenntnis,  
sie stört den Fluss der Bewegung.

Die Schlacke gelungener Werke und brauchbarer Erkenntnisse  
festgesetzt im kollektiven Bewusstsein  
stört.

Bleiben muss Bewegung.

Wohin es geht, wer weiß es? Wer will es wirklich wissen?

Es gilt: Der Weg ist das Ziel.

Keine Fragen mehr und keine Zweifel

nur Bewegung, ob im Kreis oder orientierungslos, Hauptsache los,  
weg mit der Vergangenheit, weg mit der Erinnerung, weg mit dem Bewusstsein,  
hin zur Determinierung, zum Animalischen, zum Hier und Jetzt,  
zu null und eins.

Alles abstreifen wie ein Natternkleid

und hin zu zeitlosen, ungewissen Anfängen und Zielen.

Zerrieben werden zwischen totalitärer Hierarchie und schwindender Identität,  
zwischen ungewisser Angst und mit dem Leben zu bezahlender Hoffnung.

In Abhängigkeit von Schleppern jeglicher Art, auch denen unmenschlicher  
Ideologien, unterwegs sein zu neuen Ufern, deren Boden niemals trägt.

# Christl Greller

## PLATANUS ACERIFOLIA, LUEGERPLATZ

was da unter dem asphalt  
und hat sich verbreitet von einem samenkorn aus.  
dicke wurzelfinger ins erdreich gekrallt, eine  
halterung für jahrhunderte, hinweg über  
unvorstellbare entwicklungen. dann aber das laubdach. himmelstreifend.  
und schirmen die äste von straße zu straße,  
verdunkeln die ganze breite des parks ...  
ast-bäume, waagrecht gespreizt.  
tier-bewohntes schattengeheimnis.

mutter aller bäume, riesenmutter, die arme  
schirmspeichen-spannend.  
blicke versinken in ihrem gründach,  
auflösung in chlorophyll.

## LUNAVERSION

und sollte vollmond sein in  
klarer nacht – jedoch: die  
einzigwolke deckt das mondgesicht.

dann später: plötzlich  
strahlt er von unten blendend in den blick.  
spiegelt  
aus dem lächerlichen, kleinen,  
des nachbarn aufblas-pool  
frech herauf.

und einzigwolke gibt den echten frei,  
jetzt sind es zwei:  
ein doppelmond.

das ist zu viel.  
zu viel.

## **AM STADTRAND**

noch finster die frühe,  
schlafverschlossen  
die lider der fenster.  
davor die schwarzen fäuste der bäume.  
und blenden manchmal dazwischen  
die peitschenlampen hervor, grelle striche.  
schwere dächer falten sich  
schützend über die stille – hier, wo.  
und saugt sich das land  
dämpfend in die stadt.  
randphänomen der besseren art.      am horizont  
der tagnachtlärm  
der autobahn, das  
rote blinken von  
türmen.

## FATIMA II

heilige mutter gottes, wenig zutritt  
gewährt dir diese männerreligion.  
dir gestiftete basilika (weiblich)  
voll bischofsmitren,  
kardinalroten soutanen (männlich) zwischen  
vertropfenden kerzen ...  
lieber an kinder hast du dich gewandt,  
zu hirtenkindern einst gesprochen –  
hier  
zwischen ungestümen blumen, insektengesumme.  
hier bist du daheim,  
auch in polen vielleicht, voll  
erinnerung an aufgerissene kinderaugen  
und wilde kräuter, statt  
tränder kerzen.  
maria,  
frau und mutter, mitwisserin:  
uns verbündet  
in der lebenseinsamkeit,  
die weit – , leer – , still – wie  
deine prunkenden plätze.

*Dieses Gedicht ist eine Fortschreibung des Gedichts ‚fatima‘ aus dem Band ‚stadtseelenland‘ von 2016.*

## KONTRAST

abgestorben der baum,  
und reckt er die dürren finger  
zum himmel, während  
zu seinen füßen der holunder  
und spreizt er die duftenden weißen  
teller in alle winde. aus dem zaun  
in überfülle die rosen, kaum  
kann er sie halten. wein  
und hopfen ranken empor  
im wettlauf. am feld  
schon kniehoch der raps,  
sein leuchtendes gelb üppig wellend.

dazwischen der tote baum,  
westseitig windzerstört. ein  
handskelett mit  
gebrochenen fingern.

**Sabine M. Gruber**

# **ALLES GUT, AM ENDE**

Eine Frau steht im Gegenlicht, mit dem Rücken zum Fenster, an dieses gelehnt, in einem Zimmer im Krankenhaus von Großgern. Unverwandt hat sie den Blick auf das Bett gerichtet, auf das eine Bett an der rechten Wand, und hat wohl gar nicht bemerkt, dass es zu nieseln begonnen hat.

Kühl und trüb ist es, November, möchte man meinen, dabei ist es Juni, ein Samstag Mitte Juni.

Die Frau am Fenster hat brünettes Haar, glatt und von mittlerer Länge. Sie ist klein. Zart. Ihr Name ist Nina. Ihre Augen sind graublau. Ihr Alter – schwer einzuschätzen, fünfundvierzig vielleicht, doch womöglich ist sie auch älter und sieht jünger aus.

Die Frau am Fenster wirkt angespannt.

Wird die alte Frau aus dem Bett kommen? Wird sie es schaffen?

Die Frau am Fenster fröstelt. Mit den Händen reibt sie sich die nackten Oberarme, den Atem hat sie angehalten. Soll sie eingreifen? Die Schwester, die sie zu Hilfe gerufen hat, weil die alte Frau dringend auf die Toilette musste, ist nach geraumer Zeit tatsächlich erschienen. Nun steht diese neben dem Bett, nicht nur untätig, sondern demonstrativ untätig, mit auf dem Rücken versteckten Händen.

So ist die Vorschrift! Der Herr Primar schimpft sonst mit uns! Wir dürfen ihr nicht helfen, sagt er, sie muss das allein können, und wenn sie es nicht allein kann, dann –

Der Satz bleibt im Raum hängen, drohend, und hätte sich, ausgesprochen, etwa so fortgesetzt:

– dann kann sie nicht mehr bei sich zu Hause leben, dann – dann muss sie eben ins Heim.

Die Schwester wirkt: einfach. Schwingt im Klang ihrer Stimme nicht Angst mit? Es muss sich um eine Hilfsschwester handeln, der hellgrüne Kittel weist darauf hin; die echten, die Diplomierten, tragen weiße Kittel mit hellgrünen Paspeln; nur Ärzte erscheinen ganz in Weiß.

Sie dürfte in der Gegend ansässig sein. Herb. Geprägt von der Landschaft. Voralpenland. Abseitig. Isoliert. Klima rau. Winter streng. Sommer kühl. Hochdeutsch spricht sie laut, überdeutlich, als wäre nicht nur die alte Frau schwerhörig und schwer von Begriff, sondern auch die Besucher, die Frau am Fenster und der Mann, der neben ihr steht.

Mühsam hat die alte Frau sich nun aufgerichtet und ein wenig zur Seite gedreht. Steif und schief, stark nach vorne gebeugt sitzt sie auf der Kante des Bettes, wie eine Puppe aus Holz. Ihre Beine sind kurz. Zu kurz. Oder ist das Bett zu hoch? Zehenspitzen kreisen knapp über dem Boden, dem dunkelgrau melierten Linoleumboden, pflegeleicht. Die Finger, die Hände suchen vergeblich Halt an der Bettkante, rutschen ab, wieder und wieder, auf dem glatten weißen Laken. Mühsam wetzt sie ihr Hinterteil hin und her, Millimeter um Millimeter, bis endlich die Füße, in dicken naturfarbenen Baumwollsocken, mit den Spitzen der Zehen die ersten Riemen der Gesundheitspantoffel erreichen, welche die Hellgrüne jetzt doch bereitgestellt hat. Nun bückt sie sich sogar, schoppt die Füße der Frau in die Hausschuhe, durch die mit Klettverschluss befestigten Riemen, bis die großen Zehen durch die vordere Öffnung kommen.

Die Hellgrüne schiebt eine Gehhilfe vor die alte Frau. Einen Rollator aus dunkelblauem Metall. Auf einer Querstrebe prangt ein weißer Zettel mit dem Namen der Patientin.

VERA HOFFMANN.

Das Geburtsdatum fehlt. Wie alt mag sie sein? Über achtzig, auf jeden Fall weit über achtzig.

Die Hellgrüne fixiert die Hebel an den Haltegriffen des Rollators. Dann versteckt sie erneut die Hände hinter dem Rücken, als wäre sie Kellnerin in einem Lokal, das etwas auf sich hält.

Aber aufstehen tun wir jetzt schon allein!

Reflexartig löst die alte Frau die Hebel ihres Rollators, fixiert sie wieder. Umklammert die Griffe, bringt ihr Hinterteil noch weiter nach vorn, durch Hin-und-her-Wetzen. Es strengt sie an. Ganz blass ist sie schon. Auf ihrer Stirn, in tiefen Falten, glänzt Schweiß. Wieder löst sie die Hebel, fixiert sie ein zweites Mal. Mit Schwung versucht sie auf die Beine zu kommen. Doch scheint sie wie festgeklebt, an diesem Laken. Der dritte Versuch erst gelingt. Oder ist es der vierte? Endlich steht sie auf ihren zwei Füßen, löst die Hebel, fixiert sie von Neuem, um sie vorläufig endgültig zu entriegeln. Sie stützt sich auf, setzt einen Fuß vor den anderen, unsicher, macht ein paar Schritte, kommt unvermutet in Fahrt. Stark vornüber gebeugt geht sie, den Rücken gekrümmt, den Kopf krampfhaft nach vorn gestreckt, und ihre Schritte werden schneller und länger.

Die junge Frau beobachtet die alte mit wachsender Besorgnis. Sie hat das Bild des Blechspielzeugs vor sich, das zu Hause auf einer Kommode steht, eine Gans zum Aufziehen. Nein, so hat Vera sich nicht bewegt, ehe sie wieder einmal ins Krankenhaus von Großgern gebracht worden ist, weit von ihrem Wohnort entfernt. Mehr als eine Stunde hat der Krankenwagen gebraucht. Eine halbe Ewigkeit. Dabei gibt es in Neukirch ein Krankenhaus, ein kleines; das nächste, größer als das von Großgern, kann man in zehn Minuten erreichen.

Die jüngere Frau schüttelt den Kopf, als sie daran denkt, und wirft einen Blick auf den Mann, der neben ihr steht. Es ist wohl ihr Ehemann, und auch er scheint angespannt zu sein, auf dem Sprung. Er ist schlank, nicht viel größer als seine Frau und wirkt älter, mit seinen kurz geschnittenen Haaren, angegraut. Er heißt Paul. Die beiden sind mit dem Auto gekommen, aus Kirchleiten, zwei Fahrstunden entfernt.

Am Oberkörper der alten Frau schlottert ein weißes Kurzarm-T-Shirt, viel zu weit, ausgeleiert und abgewetzt; darunter beult sich eine Hose aus schlabbrigem Jersey, ausgewaschen, ehemals dunkellila; viel zu kurz, bedeckt sie kaum ihre Hüften. Ein Stück eines Hüftlips lugt hervor. Alles bauscht sich, sitzt lose und schief, droht über die Hüften zu rutschen. Die Fersen ragen über die Keilabsätze der Pantoffeln, die Socken sind viel zu dick. Die alte Frau kann kein Gefühl haben, beim

Gehen. Gleich wird eine Ferse abrutschen, seitwärts. Gleich wird sie über ihre Füße stolpern. Gleich wird etwas geschehen.

Da, auf halbem Weg zur Toilette, bleibt die alte Frau stehen, wie angewurzelt.

Eine Flüssigkeit rinnt ihre schneeweißen Beine entlang, auf den graumelierten Boden; durchweicht zuvor noch die Socken, giftgelborange. Nie zuvor hat Nina so eine Farbe gesehen. Eine Pfütze bildet sich. So helfen Sie ihr doch! Bitte!

Presst die jüngere Frau hervor. Sie kann sich nicht rühren. Wie gelähmt ist sie. Ihr Mann hebt die Arme und erstarrt.

Die alte Frau steht da, in der Mitte des riesigen Krankenzimmers der Sonder-Sonderklasse, versteinert, die Beine gespreizt, in einer Pfütze, die auf dem graumelierten Boden schmutzig grauorange aussieht; der Geruch, der sich verbreitet, ist beißend.

Zwei wässrig blaue Augen, weit aufgerissen, blicken ins Leere. Als hätte jemand einen FI-Schalter betätigt. Strom aus. Gnädige Dunkelheit. Scham. Zu viel Scham, als dass ein Mensch es bei vollem Bewusstsein ertragen könnte.

Die Besucher machen ein paar Schritte auf die alte Frau zu.

Da endlich reagiert die hellgrüne Schwester.

Schon wieder so eine –

Sauerei, denkt sie, doch spricht sie es nicht aus.

– Bescherung! Schon das dritte Mal heute.

Sie packt die alte Frau am Oberarm.

Kommen S', Frau Hoffmann, tun wir weitergehen.

Die alte Frau setzt sich in Bewegung, mit einem Ruck. Die Hellgrüne verschwindet mit ihr im Badezimmer. Setzt sie auf die Toilette. Geräusch von rinnender Flüssigkeit, die auf stehende platscht.

Sie müssen mehr trinken, schimpft die Schwester, schauen Sie, wie gelb das ist! Das kommt davon, weil Sie zu wenig trinken, Frau Hoffmann, Sie müssen mehr trinken, sonst wird das eben so graulich gelb, kein Wunder, dass das so gelb wird, die gehen nie wieder raus, die Flecken.

Sie lässt die alte Frau auf der Toilette sitzen und wischt die Sauerei im Zimmer auf, mit einem Wischmopp. Holt frische Sachen aus dem Einbauschränk, Resopal in Holzoptik, gleich neben dem Bett. Verschwindet im Badezimmer.

Die jüngere Frau öffnet den Schrank.

Keine frischen Socken mehr, sagt sie zu ihrem Mann, nur zwei alte T-Shirts und ein Slip.

Aus dem Badezimmer tönt gedämpft heiseres Krächzen. Aber ich trinke doch schon so viel.

WC-Spülung. Wasser. Wischen. Gemurmeln. Stille. Klicken der Hebel des Rollators. Schritte.

Die alte Frau taucht wieder auf. Nun trägt sie eine lila-weiß-gestreifte Kurzhose, darüber dasselbe schäbige T-Shirt. Alles schief. Die Socken schoppen sich in den Pantoffeln, aus denen sie wieder zu kippen droht, während sie mit unnatürlich langen Schritten auf das Bett zugeht, vornübergebeugt, zügig, als wollte sie etwas oder überhaupt alles schnell hinter sich bringen.

Die Hellgrüne hilft ihr nun doch ins Bett und redet weiter vor sich hin.

Sie trinkt zu wenig, unsere Frau Hoffmann, höchstens eineinhalb Liter pro Tag, deswegen ist das so scheußlich gelb! Der Herr Primar sagt ihr das eh immer!

Dabei hat sie sich, anklagend, Paul und Nina zugewandt.

In diesem Moment erscheint ein Mann in der Tür. Hat er auf sein Stichwort gewartet? Ganz in Weiß, groß gewachsen, schütteres Haar, ehemals schwarz, jetzt grau. Etwas gebeugt und schleppenden Schrittes, als wäre das linke Bein verkürzt, an Dr. House, den TV-Serien-Arzt, gemahnend durchquert er den Raum, bedächtig; ruft zu den Besuchern hinüber:

Ah, die Kirchleitner schauen auch vorbei!

Die Formulierung, das Ansprechen der Besucher als Bewohner eines Ortes, die Tatsache, dass er den beiden nicht die Hand reicht, sich ihnen nicht weiter nähert, kurz durch sie hindurch oder an ihnen vorbeisieht,

ehe er sich abwendet, der Tonfall und der Ausdruck in seinem Gesicht, in welchem die Augenbrauen sich eine Spur heben, während die Mundwinkel sich senken, all das lässt keinen Zweifel.

Es handelt sich um den Primarius.

Bei seinem Auftritt ist die Schwester zusammengezuckt und hat innegehalten in dem, was zu tun sie im Begriff war, nämlich die Beine der alten Frau auf dem Bett zurechtzurücken und die Decke darüberzubreiten.

Aha! Haben wir wieder geholfen! Was habe ich Ihnen denn gesagt?

Die Hellgrüne senkt den Blick und zieht den Kopf ein. Der Primarius schweigt. Schweigend nimmt er das Krankenblatt vom Fußteil des Bettes. Eingehend studiert er das Blatt. Er rückt einen Stuhl ans Bett, setzt sich.

Na, wie oft haben wir denn die Schwestern heute Nacht wieder herausgeläutet!

Er hat sich endlich der Patientin zugewendet, fixiert sie prüfend.

Dreimal?, sagt die alte Frau zaghaf, mit brüchiger Stimme, die sich um Festigkeit bemüht, und sieht den Primarius an, vertrauensvoll, treuherzig.

Dieser studiert eingehend das Krankenblatt. Er sucht und findet etwas.

Da nehmen wir es wieder einmal nicht ganz genau mit der Wahrheit, gell? Fünfmal waren das, fünfmal, oder, Schwester?

Die Angesprochene nickt, ein wenig zu heftig.

Genau genommen kann sie es gar nicht wissen, weil sie nicht Nachtdienst hatte, doch weiß das in diesem Raum niemand, nur sie selbst, und sie behält es wohlweislich für sich.

Lügen nennt man das, nicht wahr, lügen. Oder sind wir heute wieder ein bisserl verwirrt?

In den treuherzigen Blick der alten Frau schleicht sich Unsicherheit. Den Besuchern hat es endgültig die Sprache verschlagen.

Später werden sie auf dem Krankenblatt Einträge über einen Einsatz der Nachtschwester um 19 Uhr 35 und einen um 06 Uhr 55 lesen. Ist das Nacht? Das eine ist Abend, und das andere ist Morgen, nicht einmal sehr früh.

Der Primarius erhebt sich.

So, und jetzt gehen wir ein bisschen spazieren, gell! Schauen wir uns an, ob das klappt, gell.

Die alte Frau folgt dem Befehl. Die ganze Prozedur noch einmal. Obwohl sie vom Toilettengang erschöpft sein muss. Sie mobilisiert alle Kräfte. Um dem Primarius zu gefallen?

Diesmal muss sie hinaus auf den Gang.

Bademantel?, schlägt die Besucherin vor. Da fällt ihr ein, dass keiner im Schrank hängt.

Wozu! Ist doch todschick, das Sporthoserl, heute sind wir wieder richtig kess, gell!

Macht der Primarius sich über die alte Frau lustig? Ja, fast hat es den Anschein. Als würde er über sie spotten, während sie sich mit größter Anstrengung darauf konzentriert, einen Fuß vor den anderen zu setzen, mit langen, mechanischen Schritten. Sie muss an anderen Patienten vorbei, unweigerlich, die auf dem Gang sitzen oder gehen, und deren Angehörigen.

Und aufrichten!

Die alte Frau versucht zu tun, wie ihr geheißen, doch gelingt es ihr nicht. In den Gesichtern der Besucher, die ihr gefolgt sind, spiegelt sich Verzweiflung über Vergeblichkeit.

Vor ihrer letzten Einlieferung in dieses Krankenhaus, es ist erst ein paar Monate her, hat die alte Frau noch aufrecht gehen können; damals muss etwas Schlimmes passiert sein; seit damals befindet sich ihr Oberkörper in diesem unnatürlichen Winkel von annähernd neunzig Grad zu ihrem Unterkörper.

Zu ihrer vollen Größe von einem Meter zweiundsechzig wird sie sich nie wieder aufrichten können.

Wie groß ist sie jetzt? Oder wie klein? Wird das in Krankenhäusern gemessen? Gibt es an den Türstöcken Messlatten mit lustigen Tieren drauf? Die das Schrumpfen von alten Leuten dokumentieren? So wie man hoffnungsfroh stolz das Wachsen von Kindern aufzeichnet.

Das Gebücktgehenmüssen strengt Vera an. Es bereitet ihr Übelkeit. Sie bekommt keine Luft. Atmet schwer. Weiß ist sie im Gesicht. Wie das rutschige Bettlaken.

Fremde Menschen stehen Spalier. Starren sie an, unverhohlen, wie sie auf dem Gang hin- und wieder zurückgeht, in ihrer verbeulten ver-rutschten Kurzhose und dem abgerissenen T-Shirt.

Schaulaufen. Spießrutenlauf. Veras Blick hat sich geleert. FI-Schal-ter. Strom aus.

Endlich liegt sie wieder im Bett.

Geht nicht gut ohne Hilfe, gell!

Bellt der Primarius.

Jetzt sieht die Patientin ihn nicht mehr vertrauensvoll an oder treu-herzig, jetzt hat sie Angst.

Der Primarius schickt sich zum Gehen an.

Sollen wir ihr etwas Frisches zum Anziehen bringen? Vorhin hat sie ihr letztes Paar Socken verbraucht.

Was heißt, sie hat nichts anzuziehen?, herrscht der Primarius die Besucherin an. Da ist mehr als genug im Schrank!

Ja, aber sie hat gerade ihr letztes Paar Socken – und die gelben Flecken.

Sie trinkt eben zu wenig! Nicht wahr, wir trinken zu wenig, gell! Deshalb auch diese unappetitlichen Flecken. Kommt alles unverdünnt raus, gell.

Er selbst, der Primarius, hat das neue Medikament verordnet. *Stalevo*, gegen Morbus Parkinson. Es produziert in ihrem Körper einen intensiv rotgelben Farbstoff, der ihren Urin rotgelb färbt, unvermeidbar. Anders als das bisher verabreichte *Madopar*.

Aber wenn sie noch mehr trinkt, muss sie noch öfter aufstehen und dann –

Der Primarius scheint die Besucherin nicht gehört zu haben. Er ver-abschiedet sich. Per Handschlag. Hart drückt er zu.

Gedankenverloren massiert Nina sich die rechte Hand.

Es hat kräftig zu regnen begonnen. Schwer trommeln Tropfen auf das Blechdach.

*Ausschnitt aus dem gleichnamigen Romanmanuskript, redaktionell gekürzt*

# Renate Katzer

## BRANDLEGUNG

entzündet  
an der mündung einer zigarette  
rasend  
von den fieberschüben der  
wütenden sonnen  
rollt  
die schafwege verlassend  
schreiende hitze  
dem flüchtenden ufer  
zu

der see ist verstummt  
vom erschöpftsein  
der worte  
hängt im vertrockneten zweig  
ein dürrtiger horizont

aus seiner verlassenheit  
bricht der geier  
sein gelächter verhallt  
im knöchernen raum

## NACH DER NACHT

rein  
gewaschen  
der morgen verwaschen  
ins blau  
fleckloser himmel  
und blank  
wie glas  
glitzert wenn  
man es gegen  
das licht hält  
um seine reinheit  
zu prüfen

glasklar  
dieser tag soll  
die last  
der welt  
tragen?

ohne zu  
zerbrechen?



## **OPFER**

fellweich

glänzt die dunkelheit heran

kleine laute

hüllen die steppe

hellwach das tier im aufbäumen

gespannt die sehnen

krallt die pranke zum absprung

brüllende angst

die schreie des opfers

verröchelt

im satten frieden der bestie

die trommelnde

nacht

## Eva M. Kittelmann

### DAS FRAGLICHE

Überkommene Sätze oder Zitate wie  
*„Unter der Sonne nichts Neues“*  
gehen ins Ohr, merken sich unschwer –  
obwohl sie wahrscheinlich nicht stimmen.  
Stündlich ereignet was Anderes, Neues:  
Kinder werden geschlachtet oder geboren,  
die Alten ziehen freudig hinab zu den Toten,  
die Erde erbricht sich, speit Magma  
hervor, erbärmliche Brände und Fluten.

Also schreiben wir besser, doch setzen  
zur Sicherheit fragliche Zeichen (?)  
*was Neues sei unter der Sonne.*  
Fragen sind Brücken zum Denken,  
auf denen mitunter Antwort und  
mögliche Lösung schon mitschwingt.

Wir, atomare Geschöpfe des Geistes,  
wir sind, existieren, solange wir fragen.  
Aber wir leiden, entbehren,  
weil wir nicht wissen,  
ob denn die Absicht dessen,  
der ewig in sein Geheimnis verstrickt ist,  
die individuellen Kreaturen und  
die Welt derart vollenden wird,  
dass nichts mehr fraglich ist.

## **EINMAL NOCH**

*(Gedanken im hohen Alter)*

Einmal noch zwischen den Zimmern  
mit brennenden Beinen, Schmerzen  
sind Flammen, mit bebenden Händen  
Bücher berühren, Blumen beriechen.  
Den Schaukelstuhl näher ans Fenster,  
ein Glas mit verlängertem Whiskey  
versucht, doch es schmeckt nicht.  
Etüden erinnert, den strengen Maestro.  
Vorm Nachtschlaf Vokabulare vergleichen,  
Griechisch, Albanisch, Latein.  
In Gedanken noch Briefe entwerfen ...  
Vieles, von allem nur wenig.

Was schön war, verloren,  
um Träume betrogen,  
Liebe verschwendet, Lachen verlernt ....  
Die Schatten verschieben,  
die Lichter verlöschen.  
Besser, das Gestern vergessen

und dann zu fliehen, zu dämmernden  
Domen, auf Brücken, Pasterzen – Hitze  
im Herzen. In niemandes Landen  
im Hafen geschlafen bei Fischen  
und Schiffen. An Riffen der Tiefe  
abgelegt alles, die Masken  
und Mieder, Orden und Ringe ...

Weiter so, leichter geworden, luftig  
und leer ... auf der Straße zum Himmel  
ins nicht zu benennende reinere Sein.

## ÜBERDRÜBERFLUGPOETEN

Nein, fürchtet nichts!

Wir sind gekommen, die allgemeine Meinung  
aufzubrechen, die Gegenwart zu überbieten.

Wir schauten gierig hinter die Tapeten.

Wir sind die Überdrüberwurfpoeten,  
die Rapper unserer Phantasie ...

Wir haben die Antennen ausgefahren,  
die Augen aufgerissen, und trotz okkulten

Okulare haben wir zweifelsfrei erkannt:

Wohl knüpfen Pole das Korsett der Erde,  
die Meridiane, noch zusammen, die Breiten  
aber wachsen Grad um Grad sich aus.

Was Wunder, wenn wir jetzt aus dem Realen  
in eine neue Sicht verfallen?

Seit drei Jahrzehnten werden Menschen schwarz,  
die Herzen Stein, die Haut aus Harz  
und in den Falten sitzen Chips. Volltechnisiert,  
so gehen sie einher, ein jeder merkt sich nur  
zwei Laute, weil das genügt – ansonsten  
sind sie stumm. Wo einmal Fromme knieten,  
da bringen sie einander um.

Die Zonen greifen aus und ineinander. Kann sein,  
es gibt im Süden Winter. Die Ozeane stehen hoch  
wie Flammen, und niemand weiß mehr was von Eis.  
Kommt dann die große Flut (wie es schon einmal war) –  
kein Flussverlauf, kein Berg, kein Tal – dann  
löst sich alles auf, die Welt zerfällt wie Gips.

Gemeinsam sinken Jedermann samt Jedesfrauen  
ins Wasserbett. Die schnell ertrinken, haben's gut.  
Die überleben, werden wieder Fisch.  
Im weiteren Verlauf fressen sie sich gegenseitig auf.  
Natur macht immer reinen Tisch.  
Kommt deshalb Frieden?

Nun, fürchtet dennoch nichts!  
Wir haben uns ganz einfach Luft gemacht  
in unseren stickigen Kabinen, und etwas laut gedacht ...  
Als Überdrüberflug-Phantasten haben wir  
nur die Wahrscheinlichkeit vorweggenommen.  
Nichtsdestotrotz: Weg mit der Angst!  
Es kann auch gänzlich anders kommen.

## **PRIMAVERA, UN ALTRO ANNO**

Seht ihr das unsichtbare Läuten, spürt ihr den Duft?  
Hinaus, hinaus – es ruft die Tullner Au zum  
Blütenfest, wo Wind und Wässer weiße Teppiche  
von Abermillionen Glöckchen, die dem Schnee  
entstiegen, in Wellen legen; sie in die Brise heben,  
sie schimmern, neigen und erbeben lassen.

Wir pflücken aus der Fülle uns drei Körbchen voll,  
was streng verboten ist (wie auch das Parken in der  
Au). Wir lächeln bittersüß und zahlen das Mandat.  
Entrées in Paradiese dürfen etwas kosten.  
So lachen wir die Landgendarmen aus.

Am dunklen Altarm drüben, in ihre Runden still  
versunken, zwei Erpel und die Entendamen; sie  
näher sich, sie schnattern leise. Alsbald der Flügelschlag  
des einen Paars, der Aufsprung, Abflug mit gestreckten  
Hälsen in Richtung Abend.

Wir, auf dem Pfad zum point d'amour aus einer  
vorverlorenen Zeit. Darüber wilde Kirschenbäume.  
An einem Stamm liegt schön in sich gerollt wie  
eine schwere Kette aus Bernstein und Achat die  
Natter Äskulaps; aus ihrem Auge hängt das Fädchen  
mit der Träne. Die Lust sie anzurühren weicht vorm  
Tabu, wonach sie heilig ist.  
Als sie sich fortwälzt, blitzt ihr Silberbauch.

Zuletzt zum Sonnenrain: dort sprießt schon  
Brennnessel, goldgrün die Spitzen. Wir zupfen uns  
die feinsten davon ab, die noch nicht stechenden,  
die schmiegsam sind. Das wird ein Gala-Essen:  
Spinacio alle casalinga zu gelben Erdäpfeln  
vom letzten Herbst ...  
Erfrischte Heimfahrt! Auf jedem Fensterbrett nun  
Vasen voller Blüten, und die zu rasch entrissenen  
kurzen in den Schälchen. Sie leuchten uns die Zimmer aus.

Am dritten Tag das Unvermeidliche: Der Übergang.  
Ein Todeshauch schwebt ein als wie  
bei Lazarus einst in Bethanien kurz vor dem Pascha.

*Eva M. Kittelmann nach einem Entwurf vom 7. Feber 2022.  
Zugeeignet zum 21. 11. 2022 dem Grazer Poeten H. W. Vetter*

**Doris Kloimstein**

# **DER SCHLÜSSEL LIEGT IM VOGELHAUS**

Das Haus ist alarmgesichert – Verriegelungssicherungen an der Eingangstür, an den beiden Gartentüren, Glasbruchsicherungen an allen Fenstern –, wenn da wer reinwill, dann hat er es schwer. Sollte wer wider Erwarten reinkommen, das wäre aber nur mit Brachialgewalt, die kurze Zeit nach Losschillen des Alarms nutzen wollen, bis die Polizei eintrifft, dann sind da noch die Bewegungsmelder mit integrierten Kameras. Einbruch praktisch ausgeschlossen!

Gut, einmal hatte die Ehefrau vergessen, dass der Ehemann auf Zeitausgleich war, und die Alarmanlage nach Verlassen des Hauses scharfgeschaltet. Scharfschalten ist eine geniale Bezeichnung für den Aktivierungsvorgang. Der Ehemann hatte wenig später das Bedürfnis, aufs Klo zu gehen, tappte bei der Bedürfnisbefriedigung in den Bewegungsmelder. Das war ein Trara, gelinde gesagt. So ein Polizeieinsatz, ein selbstverschuldeter, der kommt teuer. Erstens der Polizeieinsatz, zweitens das aufgebrochene Schloss, weil der Ehemann aufgrund des Traras in jeder Hinsicht die Haustür nicht freiwillig aufgesperrt hatte. Schuld war die Ehefrau.

Gut, einmal hatte der Ehemann vergessen, dass die Ehefrau auf Zeitausgleich war, und die Alarmanlage ... Wiederholung des Vorfalls mit umgekehrter Rollenverteilung.

Gut, das machten die kein drittes Mal, denn betreffend die Schuldfrage waren sie nun quitt.

Den eigenen Schlüssel vergessen, das Haus verlassen, heimwollen, aber den Partner außer Haus habend, das war ein weiteres Spielchen ihres Lebens, ziemlich banal.

Gut, der jeweilige Ausgesperrte hatte auf die Rückkehr des bzw.

der anderen zu warten, konnte sich die Zeit im naturnahen Hausgarten vertreiben, denn es gab da ein Schlupfloch.

Gut, die Überlegung, die Schließanlage auf Handybetrieb oder Codeschloss umzustellen, um keinen Schlüssel mehr zu benötigen, wurde für nicht umsetzungswürdig erachtet, denn das Handy konnte man ja ebenso vergessen und den Code im Stressfall. Und den Code könnte jemand auch heimlich ausspionieren.

Übrigens, Ehemann und Ehefrau hatten ein gemeinsames Hobby, nämlich Vogelbeobachtung. Sie führten Buch über die Vögel, die in ihrem Garten aus- und einflogen, nisteten, ganz genau und mit Liebe.

Das muss erwähnt werden, um der Kurzgeschichte Sinn zu geben und zu einem Happy End zu kommen.

Seit geraumer Zeit war da ein Schlüssel im Vogelhaus – sicher ist sicher!

**Ingeborg Kraschl**

# TRAUM

Ich lief durch die Straßen der Stadt und wunderte mich, dass alle Gebäude und Geschäfte gleich aussahen, von kleinen Abweichungen abgesehen, und auch die Menschen, die mir begegneten, entsprachen einander in ihrem Erscheinungsbild so sehr, dass ich mich ständig umdrehte, ob ich mich doch nicht täuschte. In entfernteren Gegenden der Stadt erging es mir nicht anders. Und um meiner Verwunderung ein Ende zu setzen, versuchte ich es auch in fremden Städten. Aber auch dort gab es keinen Unterschied. Schon die Bahnhöfe sahen sich zum Verwechseln ähnlich. Vor allem die Restaurants reihten sich in einer Monotonie nebeneinander, in denen man nicht mehr bedient wurde, jeder, der sich dort aufhielt, war nur noch mit sich selbst beschäftigt. Keiner achtete auf den Nächsten oder suchte mit ihm ein Gespräch. Selbstgenügsamkeit und Eile der Menschen verbreiteten ein beängstigendes Schweigen.

Ich fühlte mich wie in einem Labyrinth und verlor beim Anblick des ständig Gleichen und sich immer Wiederholenden völlig die Orientierung. Und immer, wenn ich jemanden fragte, stieß ich auf teilnahmslose Blicke. In dieser Aussichtslosigkeit verspürte ich eine Anspannung meiner Nerven, und mein Kopf begann heftig zu dröhnen, meine Augen brannten, und der Druck auf meine Ohren nahm überhand. Ein plötzlicher starker Schwindel überfiel mich und überwältigte meinen Körper.

Im Krankenhaus standen die Ärzte ein wenig ratlos neben meinem Bett. Sie waren sich aber darin einig, dass es sich bei meiner Krankheit um einen nur selten auftretenden Virus handelte. Dieser machte sich angeblich durch Verhaltensveränderungen bemerkbar, die man aber noch nicht einordnen konnte. Man wusste nur – einige Erfahrungen

gab es bereits –, dass er das Denken betroffener Personen beeinflusste. Gegen diese verstörenden Erscheinungen hatte man noch kein Mittel gefunden, daher war eine wochenlange Quarantäne nicht zu umgehen. Man hoffte natürlich auf eine geringe Ansteckungsgefahr und wog sich in Sicherheit.

Lange Zeit musste ich nun in einem Krankenzimmer eines trostlos-grauen Gebäudes ausharren. Ein Computer wurde mir zur Verfügung gestellt, mit einem eigens für mich vorgefertigten Programm. Dieses musste ich durcharbeiten und Berichte darüber verfassen. Das sollte zu meinem gedanklichen Heilungsprozess beitragen.

Verzweifelt saß ich täglich bewegungslos vor diesem Gerät. Mehr oder weniger starrte ich ins Leere. Es kostete mich eine große Überwindung, mich mit den Programminhalten zu beschäftigen. Diese ständigen Anweisungen und Beschränkungen, Vorschriften und Empfehlungen langweilten mich unendlich. Vor mir entfaltete sich eine Welt mit Grenzen über Grenzen. Kein Raum für geistige Abenteuer. Unerträglich empfand ich diese Beschäftigung, und so berichtete ich nur kurz, keine Kommentare oder Ausführungen.

Ich durchsuchte alle Kästen und Schränke des Zimmers, ob nicht doch irgendetwas Lesbares zu finden sei, aber leider nichts. Die Krankenschwester versicherte mir später, dass es schon lange keine Bücher mehr gäbe, es wäre alles nur noch digital abrufbar.

Meine Verzweiflung steigerte sich täglich. Ich fühlte mich von Tag zu Tag dumpfer und niedergeschlagener. Die Motivation, weiterzuleben, sank immer mehr. Mir blieb nur eine diffuse Hoffnung, an die ich aber immer weniger glaubte.

Die Krankenschwester berichtete mir dann einmal, dass sich mein Virus ausgebreitet hätte, viele davon betroffene Menschen wären inzwischen schon stationär aufgenommen worden, und die Krankenbetten seien beinahe alle belegt. Es beruhigte mich ein wenig, nicht mehr alleine dieser Behandlung ausgeliefert zu sein, und ich spürte eine gewisse Vernachlässigung meiner Person, jetzt war man wahrscheinlich mit der Arbeit überfordert.

Die Tage schienen immer länger zu werden, die Wände immer weißer und leerer, der Computer lähmender, die Lebensenergie immer geringer. Nur noch Körper zu sein mit einem präparierten Gedankenkonstrukt war inzwischen unerträglich geworden.

Die leeren Wände stießen jede Phantasie zurück, mit der ich den Raum füllen wollte, nur selten gelang es mir, mich in kleine Geschichten oder anregende Gedanken zu flüchten. Bis ich es nicht mehr ertragen konnte und meine steigende Verzweiflung mir den Atem zu nehmen schien. Ich musste ins Freie, fort von hier, sonst wäre ich verloren.

Eines Morgens, als ich wieder die Arbeit am Computer aufnahm, entdeckte ich plötzlich im Programm eine ungewöhnliche Seite. Es handelte sich um eine Nachricht mit folgendem Text:

*Gegen die Überwachung und Unterdrückung! Wir werden siegen – nur Geduld! Solidarität ist unsere Stärke!! Ihr seid nicht alleine! Es sind viele, wir!!! Die Virusträger!*

Wie kam diese Nachricht in das Überwachungsprogramm? Ich las diesen Text wieder und wieder. Wie ein Lichtstrahl erhellte er mein Gemüt und gab mir ein wenig Hoffnung zurück. Dann löschte ich diese ungewöhnliche Nachricht, um sie nicht öffentlich werden zu lassen.

Ein leiser Klang umgab nun plötzlich mein dumpfes Warten und ließ den Raum bunter erscheinen. Das Weiß der Wände wirkte gebrochen und spiegelte die Farben der Zuversicht.

Und schon, ich glaubte es kaum, bot sich eine Fluchtgelegenheit. Als die Schwester einmal vergaß, die Zimmertüre abzusperrern, fasste ich Mut.

Ich schlich mich hinaus und befand mich in einem langen Gang. Hier hielt sich im Moment niemand auf. Ich lief, so leise ich konnte, und es mündete ein Gang in den nächsten. Es gab zahlreiche Türen, die alle geschlossen waren. Wiederum verlor ich beinahe die Orientierung, da es keine Hinweise gab und alles gleich aussah.

Plötzlich entdeckte ich eine Tür, die nur angelehnt war. Als ich auf Zehenspitzen daran vorbeiging, hörte ich Stimmen, die mich kurz innehalten ließen. Ich hörte, wie sich einzelne Personen unterhielten.

Ich beugte mich ein wenig zur Tür und versuchte, das Gesprochene zu belauschen. Das, was ich vernahm, erschreckte mich zusehends, bestätigte aber umso mehr mein Vorgehen.

*Wo kämen wir denn hin, wenn sich jeder sein eigenes gedankliches Süppchen kochte? Wir denken für alle, und wir denken richtig. Dem hat man sich zu beugen. Wir werden sie noch kleinkriegen, nur Geduld!!*

Ich erstarrte bei diesen Worten. Ich musste so schnell wie möglich fort von hier. Ich zitterte am ganzen Körper, vor Angst, entdeckt zu werden, und ich konnte mein Glück nicht fassen, eine Tür zu finden, die sich nach außen öffnen ließ.

So bewältigte ich mit einigen Hindernissen den Weg zurück in die Stadt. Ich versuchte, auf Seitenstraßen auszuweichen, da ich dort vielleicht nicht so auffiel, oder sogar auf enge Gassen, wobei ich mich manchmal in Hauseingängen versteckte.

Und als ich mich endlich ein wenig in Sicherheit wog, setzte ich mich auf einen Mauervorsprung, um zu rasten, und blickte flehentlich zum Himmel, ob er mir doch beistehen könnte. Das Zittern meines Körpers hatte inzwischen ein wenig nachgelassen, und die Dramatik des Geschehens nahm Abstand von mir.

Aber nein, das währte nur kurz, denn da sah ich sie schon von weitem kommen, weiße Mäntel, die überall auftauchten, aus allen Richtungen und Ecken, es schienen immer mehr zu werden, wie eine weiße Woge bewegten sie sich auf mich zu und umzingelten mich. Wie ein antiker Chor sprachen sie lautstark immer dasselbe:

*Du bist der Urheber des Virus, du bist der Auslöser, du, du, du!!!*

Ich, der für alle diese verstörenden Symptome verantwortlich sei, diese üblen freien Gedanken, die das Land nur in ein Chaos stürzten, Menschen irreführten, sie in eine Welt zurückholten, die sie endlich überwunden zu haben glaubten. Ihr Weg, geradlinig und vorgezeichnet, bräuchte keine freien Gedanken mehr, manche nannten sie auch Ideen. Ideen als Unwort, als Virus, als Schreckgespenst in ihrem Land, Sinnestäuschungen, die von einzelnen ausgehen, die zu viel Phantasie besitzen.

Auch wenn es für mich keinen Ausweg mehr zu geben schien, waren sich die Ärzte der Aussichtslosigkeit ihrer Lage noch gar nicht bewusst.

Nur ich, und ich vermutete, bald viele andere mehr, die der Virus erfasst hatte, mussten dies erkannt haben. Uns verband – wenn auch unsichtbar – ein Warten, das auch einige Geduld erforderte, ein Warten auf den Moment, der endlich die Fesseln dieser zurückgehaltenen Gedankenwelt sprengen würde. Und dass dieser anschließend wie eine Lawine über diese bedrohliche und unerträgliche Wirklichkeit hereinbrechen würde, dessen war ich mir sicher und alle anderen auch, das wusste ich genau. Das bestärkte meine Überzeugung und auch die der anderen und unsere nicht mehr zu unterdrückende Hoffnung.

Und dieser Tag würde kommen, ganz bestimmt, auch ohne mich.

**Rudolf Kraus**

# **WALD. EINE ERINNERUNG**

Die alte Eiche steht im Wald, eine Eichel fiel von der Eiche, das Eichkätzchen sitzt in der Eiche, in der ein Vogel zwitschert. Der Vogel ist eine Drossel, die Drossel hat einen Wurm im Schnabel. Der Wurm ist ein Ringelwurm. Dieser Ringelwurm ist ein Regenwurm. Regen kommt auf. Regen besteht aus Wasser. Wie der Bach, der durch den Wald fließt.

Nur seit heute nicht mehr.

## Maria Lehner

### DON'T TRUST THE ILLUSION

in vorhinein  
gseghn

woa ois  
so schee  
so kloa  
wiakli  
wundaboa

in nochein  
gseghn

wia waun  
d' Soafnblosn  
aufsteign

do  
glaubst a  
de  
hoidn  
ewig

### OAFUCH

oafuch  
loslossn

oafuch  
do sei

oafuch  
eiwändi  
einihean

und  
a Auhnung  
kiagn

van Fliagn

## WOARUM

woarum  
wüs d'  
ois  
hoidn  
aufhebm  
festhoidn

d' Woikn  
ziagn  
d' Woikn  
fliagn

morgn  
is sowieso  
ois  
aundas

## WOS

wos  
häds  
es  
ned  
ois  
woin  
va mia

und  
i hob  
midgmochd

und  
hob  
dabei  
mein Engl  
valoan

**Nicole Makarewicz**

# TRAUDE

Traude bläst auf ihren Kaffee, der längst kalt geworden ist. Sie bläst aus Gewohnheit und um den Genuss zu verlängern. Jeden Tag, beim Zehn-Uhr-Läuten der Kirchenglocken, klopft sie an meiner Haustür. Drei Mal, dann öffne ich ihr, es irritiert Traude, wenn ich sie warten lasse. Fast noch mehr, als wenn ich ihr öffne, bevor sie sich bemerkbar gemacht hat. Sie könnte hereinkommen, meine Tür steht ihr immer offen, aber das empfinde sie als grobe Unhöflichkeit.

Sie trinkt Kaffee, schwarz, kein Zucker, und versorgt mich mit Neuigkeiten aus dem Ort. Traude kennt jeden und weiß alles, oft noch bevor sämtliche Beteiligten davon erfahren haben. Sie ist nicht gehässig, beiße nicht, und auch nicht übermäßig neugierig, sie hat etwas an sich, das dazu einlädt, sich ihr anzuvertrauen. Was ihre eigenen Angelegenheiten betrifft, ist sie wortkarg, verschlossen geradezu, als wären sie keiner Erwähnung wert oder im Gegenteil, zu teuer, sie mitzuteilen. Ist der Kaffee kaltgeblasen und ausgetrunken, verabschiedet sie sich. Noch nie hat sie sich zu einer zweiten Tasse überreden lassen. Kaum jemals bleibt sie länger als eine halbe Stunde, vierzig Minuten sind das Maximum.

Sie ist hier geboren und hier wird sie sterben, in absehbarer Zeit. Den Achtziger hat sie vor einem halben Jahrzehnt hinter sich gebracht, und wenn es irgendwann nicht mehr geht, dann wartet der Fluss auf sie, sagt sie. Ins Heim geht sie nicht. Was soll sie bei den Alten, gemeinsam senil werden und auf den Tod warten? Der findet sie auch hier, sie wird ihm nicht entgegenkommen.

Sie lebt allein in ihrem Häuschen, das altersmüde wirkt mit der abblätternden weißen Farbe und den zur Sprödigkeit verwitterten Holz-

läden vor den viel zu kleinen Fenstern. Ihr Garten aber ist blühendes, flirrendes Glück. Und das ohne viel Zutun. Traude nimmt es als gegeben hin, nicht als persönliches Verdienst. Das Leben ist ein Mysterium, sagt sie, was soll sie sich groß den Kopf zerbrechen, warum etwas ist und etwas anderes nicht.

Sie bläst auf den letzten Rest ihres kalten Kaffees. Sie hat Nichtiges und Wichtigeres ausgebreitet zwischen uns, Erfreuliches und Unschönes, und dennoch scheint sie nicht bereit zu sein, aufzubrechen. Ich betrachte ihr zerfurchtes Gesicht, vom Alter zärtlich gezeichnet, den verschwindenden Mund, der so vieles gesagt hat und noch viel mehr nicht, die freundlichen Augen, die heute umwölkt sind, der Blick in sich gekehrt, nicht so wach wie sonst. Die hellblaue Strickweste hat sie eng um sich gezogen, sie friere nicht, hat sie meine Frage beantwortet, nur von innen her, da fröstle es sie. Ich biete ihr einen zweiten Kaffee an und zu meiner Überraschung nickt sie.

*Heute vor fünfzig Jahren hab ich mein Kind verloren,* sagt sie, rauhen Schmerz in der Stimme, und sieht auf die Tasse, die unberührt vor ihr steht.

*Mein Mann, der war kein Guter, das hat sich gezeigt, nachdem wir verheiratet waren, nur war es dann zu spät. Die Hand hat er nie gegen mich erhoben, obwohl das fast dazugehört hat, damals, aber angedroht hat er es, und gebrüllt hat er, dass das Geschirr geklirrt hat. Viel schlimmer aber war die Art, wie er über mich drübergegangen ist. Auf den Bauch hat er mich gedreht, weil mein dummes Gschau verdirbt ihm die Lust, hat er gesagt. Als dann mein Sohn auf die Welt gekommen ist, hat mich das für vieles entschädigt, und mein Mann hat einen Stammhalter gehabt. Zwei Mal bin ich noch guter Hoffnung gewesen, wobei sich die Hoffnung viel zu schnell erledigt gehabt hat. Zu blöd zum Kinderkriegen, hat mein Mann geschimpft, aber wenigstens hat er mich danach in Ruhe gelassen und sich anderswo amüsiert. Das war mir sehr recht, auch wenn mich die anderen Frauen bedauert haben. Ihr Mitleid war mir egal, nur wenn sie gar so scheinheilig besorgt waren um mich, dann ist mir der Kragen geplatzt.*

Traude schiebt die Tasse von sich.

*Heute vor fünfzig Jahren war ein kühler Tag. Zu kalt für Juli, geregnet hat es in den Wochen davor viel zu viel, und die Bauern haben Angst um ihre Ernte und um das Heu für den Winter gehabt. Aber dann ist die Sonne herausgekommen, und es ist wärmer geworden, und mein Mann wollte den Tag nützen, um fischen zu gehen. Meinen Sohn hat er mitgenommen. Damit der Bub mal etwas anderes macht, als immer nur über den Büchern zu hocken, da ruiniert er sich nur die Augen und kriegt einen krummen Rücken, hat er gesagt. Fünfzehn war mein Sohn, nicht groß für sein Alter, aber er hat zu wachsen angefangen, ein paar Wochen vorher, und sich gestreckt, und manchmal hab ich den Mann errahnen können, der er geworden wäre. Er hat seinem Vater nicht widersprochen, obwohl er sich nichts daraus gemacht hat, stundenlang im Fluss zu waten und auf Beute zu lauern.*

*Was passiert ist, weiß ich nicht, nur, dass der Fluss Hochwasser geführt hat, und es ein Unfall war. Mein Mann ist nach Hause gekommen, durchweicht, bleich wie der Tod. Wo mein Sohn ist, habe ich ihn gefragt, aber er hat nicht geantwortet, auch nicht beim zweiten Mal und beim dritten. Ich hab so eine Angst gekriegt, dass ich ihn gebeutelt habe und angeschrien, und irgendwann hat er dann etwas gesagt, und ich hab ihn zuerst nicht verstanden, aber dann schon, und dann war alles schwarz.*

*Als ich wieder zu mir gekommen bin, war mein Mann weg.*

*Vor ein paar Jahren ist er gestorben. Scheiden hat er sich nicht von mir lassen, dazu hätte er mir gegenüberreten müssen, und das hat er nicht über sich gebracht.*

*Meinen Sohn haben sie nie gefunden, tagelang ist gesucht worden, aber er war weg. Ich habe einen leeren Sarg begraben müssen.*

Mühsam stemmt Traude sich hoch. Das Alter holt sie ein, helfen lässt sie sich nicht. Ich begleite sie hinaus. An der Schwelle bleibt sie stehen, und ihr Blick verliert sich in der Ferne.

*Manchmal, sagt sie, bin ich mir sicher, dass er nach Hause kommt, nur deshalb gehe ich hier nicht weg.*

Ich sehe ihr nach, bis sie um die Ecke gebogen ist. Als ich die Türe schließe, beginnen die Kirchenglocken zu läuten.

Helmuth A. Niederle

# EIN FRÖSCHLEIN

*Verehrung der Erlöserin,  
der eilfertigen, starken, mit Augen,  
die dem Blitz, dem schnell aufleuchtenden, gleich sind.*  
aus: „Hymnen an Dölma“

Gehen wir von der Annahme aus, dass ein Weiher – reizend gelegen – zahlreichen Tieren Wohnraum bietet, aus dem diese gerne ihren persönlichen Nutzen ziehen. Daher sind sie rundum zufrieden. Ergänzen wir noch: Es ist einer der sieben Teiche, gelegen am Fuße von einem der sieben Hügel. Anders gesagt: ein Ort des Glücks. Schon die Zahlen weisen darauf hin. Daher warten alle dort Lebenden Tag für Tag zuversichtlich auf die wärmenden Strahlen der Sonne. Unter ihnen hält auch stets ein Fröschlein Ausschau und sehnt sich – das sichere Nass im Rücken – nach behaglicher Milde. Der strahlende Himmelskörper erhebt sich wie ein feuriges Angesicht, trocknet rasch Gräser und Halme und gestattet auf diese Weise, dass die durchwärmten Glieder der einzelnen Kreaturen richtig beweglich werden.

Fügen wir noch hinzu, allen Tieren steht ausreichend artentsprechende Nahrung zur Verfügung. Frösche und Fliegen, Libellen und Fische tummeln sich für Besucher, die dann und wann in diese Gegend kommen, gut sichtbar durch das gekräuselte Wasser oder überfliegen es. Und da es allen dermaßen gut geht, bleibt Zeit für gedankliche Freiflüge. Den Gästen bietet sich das Bild einer natürlichen Harmonie, die mehr ist als bloße Kurzweil, vielmehr wird sie als Vorgeschmack des paradiesartigen Zustands gedeutet. Das ist ein wenig übertrieben. Gewiss. Doch

als Erfinder solch eines unbeschwertem Zustands gehört einem schließlich das Privileg des freien Fabulierens. Oder?

Unter all den herzigen und gar geschwätzigem Fröschen gab es eine oder einen, die oder der Gefallen fand an einem Wesen, das nicht ihrer oder seiner Art angehörte. Selbst in einer erfundenen Geschichte muss nun eine Entscheidung gefällt werden. War es ein Frosch, war es eine Fröschin oder war es ein Wesen zwischen den Geschlechtern, der/die/das nicht innerhalb der eigenen Art liebte? Üblicherweise sind es die männlichen Wesen, die fremdgehen – so sagt man. Daher die Entscheidung:

Es könnte einmal einen Frosch gegeben haben, dessen Herz erregt zu pochen begann, wenn er seine Angebetete sah. Sie war keine adrette, schmalhüftige Fröschin, in strahlendem Smaragdgrün gewandet, keine dicke Kröte mit Warzen auf der Haut und hervorstehenden Augen, sondern eine Schlange. Die Freiheit des Autors besteht darin, auch unmögliche Lieben zu beschreiben und dadurch wahr werden zu lassen.

Also: Es war einmal ein Frosch, der liebte eine Schlange. Wenn er ihre glatte, und glänzende Haut sah, ihren durchdringenden Blick auf sich gerichtet spürte, dann schmolz ihm das Herz im Busen. Es gab nichts, was er der Angebeteten versagt hätte, wäre er gefragt worden. Jede Gunst hätte er ihr gewährt, jeden Wunsch ihr erfüllt. Nicht einen Augenblick hätte er gezögert, alles preiszugeben, was ihm wichtig war und was er eigentlich heiligzuhalten hatte. Ja, ganz gewiss hätte es dazu nicht einmal einer Frage bedurft. Liebende schalten das Hirn aus und sind mit ganzer Seele Leib. Das ist nicht nur bei Fröschen so. Die Anmut, mit der die Herzensbrecherin in den Teich glitt, und die Wendigkeit, mit der sie aus diesem stieg, und wie sie ihre Zunge bewegte, all das sagte ihm: Sie war ein göttlich zu preisendes Geschöpf, dem man sich unterzuordnen hat, wenn einen die Sehnsucht nach Erfüllung verborgener Wünsche durchrieselt. Widerspruch war nicht angesagt. Sein Hüpfen war neben ihrem Gleiten Ausdruck der Plumpheit. Das war ihm klar.

Und so kam es, wie es kommen musste, als er wieder einmal seinen Blick in ihre kühlen Augen versenkt hatte. Er saß da und wünschte sich, mit ihr für alle Zeit vereinigt zu werden. Bereitwillig erfüllte ihm die

Schlange seinen Wunsch. Sie verschlang ihn. Doch sein Aufenthalt in ihrem langen Körper war ein wenig anders, als er erwartet hatte: Erst brannten ihm die Augen, sobald er nämlich in ihre Verdauungssäfte eintauchte, dann löste er sich auf. Die Reste seines Körpers schied die Schlange aus.

Hätte der Autor dieselbe Geschichte erzählt und einer Fröschin ein lebensgefährliches Liebesehnen zu einem Schlangerich zgedacht, wäre diese anders verlaufen? Ganz sicher nicht. Hätte die Fröschin sich in einen Kröterich verschauen können? Kaum. Und wenn, dann wäre es eine ganz andere Geschichte, die vielleicht später einmal zu erzählen sein wird.

## Ilse Pauls

### AN DIESEN HELLEN ABENDEN

An diesen hellen Abenden  
will man länger im Garten verweilen,  
die Kühle genießen  
sehen wie die Wolken ziehen  
beobachten  
wie sich die gelben Blüten  
langsam öffnen  
wie die Amsel ganz leise hüpf  
wie die Baumkronen  
dunkler werden  
der Bach leise plätschert.  
An diesen hellen Abenden  
will man nicht allein sein  
ins Dunkel hinein sagt einer ein Wort –  
und es klingt lange nach.

### DER WEIDENBAUM

Immer wieder zu ihm hingezogen  
zum kleinen Hügel  
zum dicken Stamm  
noch immer grünt er

in der Sonnenhitze  
seine hängenden Äste  
schwanken und tanzen  
im leichten Wind  
im Schatten liegend  
hineinschauen  
in seine Blättergärten –  
mein Lebensbaum –  
mein Himmelstraum

### TRAUM EINES SCHMETTERLINGS

Winterstarre  
Flügel gefaltet  
braungesamtet  
Purpurfarben versteckt  
im Dunkel gehütet  
Traum von Gold und  
Blau,  
Wärme erhofft  
von bunten Wiesen geträumt  
und fast schon vergessen –  
das Fliegen.

# Bruno Pisek

## FLUCHTWARE III

Pangoline

kennen keinen

Fluchtlinienplan

Aufnahmeantrag

zugesicherten Rechtsstatus

weichen weiter aus

rotlistig

Landflucht

verbittert

in diesen Momenten

auf unseren

Lautzungen

Land flächig

zugedeckt

die Dämmerungshimmel

vom schnatternden Strich

entleert

Unser

Die Böden

Sein

erbleichen

übertrifft

freiraumlos

die Wucht

unter unserem

vergangener

Fortschreiten

Kollisionen

zum Ende

## VERGESSLICH

An ein Geländer gelehnt    Augen erschöpft  
Ein Grauschnäpper    gegenüber    von Zeit zu Zeit    deutlich.

Weiterziehen.

Unsere Schritte bleiben:    eine alte Fähigkeit.  
Nicht nur in die eine Haut gezwängt:    tagaustagein.

Weiterziehen.

Diesem Zug in uns    begegnen wir    mit Vergesslichkeit.  
Doch unter gebündelten Staubschichten    Spuren bis an alle Horizonte.

Die Augen wieder lebendig.

**Brigitte Pixner**

# **ECHOLOT**

Schnitt durch die sogenannte „Wirklichkeit“. Schnitt durch ein Mineral – voll kühner Neugier! Öffnen der rauen und starren, danach der nachgiebigen Schichten, die, feucht und frisch und noch entwicklungsfähig, die Kerne des Urbeginns in ihrem Gehäuse tragen – prall und doch schon mit bräunlichem Reifeschimmer.

Querschnitt durch das Gebräu der Jahrtausende ... zerstörerisch, mutwillig, entfremdet, ohne Rücksicht und ohne Vorurteile ... das Fleisch der Zeit ... der Atem der Gezeiten ... das Werden der Räume in Katakomben! Verfallene Städte wie Troja – übereinandergeschichteter Jahrtausendschutt, Schritt von Zerstörung zu Zerstörung! Einzig sichtbar nur mehr die, von jüngeren Epochen darüber gelagerte Deckschicht! Einer Asphalthaut gleich, die alles fugenlos überzieht, als gäbe es in den Tiefen ausschließlich Endgültiges! Doch darunter brodeln geheimnisvolle Reaktionen – analysierbare, aber nicht deutbare Hintergründe und Wechselwirkungen! – Blicke durch Brenngläser und Teleskoplinsen. Ein verräterischer Aufschluss durch Spiegel scheidert, denn deren Beschichtung ist erblindet. Zersetzung, gegründet auf Endlichkeit. Nichts wirft Spiegelbilder zurück! Mit halb geöffnetem Mund grinsen, geisterhaft, Fratzen, aus denen unkontrolliert Glaskörper hervorquellen. – Nichts mehr aufzufinden außer ein paar zerschlissene altertümliche Gedichtzeilen. Auch sie geben jedoch eine Situation wieder, die unhaltbar geworden ist.

Halt! Halt! ... Ab sofort bloß keine lyrischen „balsamischen Düfte“ mehr, keine „blauen Mondwolken“! Dafür sickern langsam Worte wie Kritik ... Vernunft ... Wissensaneignung ... Orientierung ... aus Bücherbergen hervor, und das Wesentlichste – der Mensch – tritt unversehens –

in den Mittelpunkt. Doch nicht mehr als Wesen, das in uns Mitleid und Mitfreude zu erregen imstande ist, sondern nur als ein teildurchschaubares Objekt im Fluss des Lebendigen, taumelnd auf den Wellenkämmen des Bewusstseins ... erforscht und seziert – unberührt von eigenen Sorgen und Gefühlen und deren Strömungen, Hochs und Tiefs, die jenen einer launischen Wetterkarte ähneln ... *Seelenlandschaften* erkunden und verstehen! Satellitensicht auf die wolkgigen Gebäude der Ideen, die Berge des Erreichten und die Meere des Unentdeckten!

Was bedeutet diese Art der Betrachtung? Ist sie ein Ausdruck von Gefühlskälte oder einfach der Widerschein des Älterwerdens? Das Individuelle gibt sich verblasst, ist nur als Teil einer Kategorie vorhanden, ist wie in eine „Kaste“ eingegliedert. Erkennbar durch gewisse gemeinsame Gefühle, Neigungen und geheime Zeichen, Prägungen in Gestalt und Stimme – einer „Uniform“ bedarf es nicht mehr! Selbst der Nächste / die Nächste bleibt da undurchschaubar; verschleierter Blick, getrübt durch einen letzten Funken von Gemeinschaftsgefühl. Aber trotz aller Nähe keine zielführende Erkenntnis; nur überbrückte Einsamkeiten und uneingestandener Lebensüberdruß. – Nur von ferne lässt sich ein angemessenes Urteil fällen. In der Nähe wird die Niederlage verständlich, die Schuld entschuldbar ...

Wer aber setzt für *mich* das strafende Urteil aus? Wer sagt mir letztlich, wohin *ich* gehöre? Die Eltern vermittelten es mir nicht; niemand, der mir einen gangbaren Weg wies! Wie weit reicht eigentlich *mein* – persönlicher „Wellenkreis“? Bin ich „ausgeschöpft“ ... oder lohnt es sich, neu zu beginnen, weiter und noch weiter zu grübeln – zu handeln?

Zunächst gilt es, alles unnütze „Beiwerk“ zu eliminieren: die Liebe zur Malerei, Musik und Dichtung, und die „zweite Schicht“ aus Erfolg und seinen Attributen zu verwerfen, wie auch die „dritte“, geformt aus Meinungen und dem „Richtspruch“ des Umfeldes, um allmählich zu den feinen Wurzelfäden der Existenz vorzustoßen? – Und was bleibt?

Der Schlaf? Der Traum? – Nein, er führt nicht weiter, ist bloß bewusstlose Pause, die mehr verwirrt als erhellt! Oder trage ich die Lösung sogar schon in mir? Jeder weiß vielleicht um sie – um die gehei-

men Codes, die in unserem Plasma schlummern. Wer ruft sie endlich sinngebend ab? Wer setzt neue Anstöße, schafft neue Strukturen und Gefühlsmuster? Wer ist nach so viel unnütz abgelebten Jahren wirklich noch schöpferisch – statt erschöpft zu sein?

Es gibt zu viel Stückwerk! Zu viel Eitelkeit, zu viel Genügsamkeit mit dem täglichen Brot, das doch nicht sättigt. Der Gedanke an den Tod schläfert uns allmählich ein, lähmt uns. – Ja, wenn wir für die Ewigkeit bauen könnten! So aber zählt nur der Augenblick. Gebt dem Augenblick, was des Augenblicks ist! Da ergibt sich schließlich diese ölige „Haut“ aus flachem Glück, die hauchdünne Normeinheit des Lebensgeschicks, der Messwert des „Normalen“. Und wer möchte nicht diesem Richtwert entsprechen? – Nicht abweichen, nicht hervorstechen, nicht ausgestoßen sein: Zur „Kaste“ gehören, zu einer abgekapselten Schicht – keine Reibungsflächen, die das Gleichgewicht des Zusammenlebens, die beruhigende menschliche Ordnung trüben! Und nur ja keine Auflehnung und Rebellionen, die diesen Status infrage stellen könnten?! – Keine Angst! Die Skalen pendeln sich rasch wieder um den Ruhepunkt ein ...

Turm an der Grenze, Denker am Werk! Was melden sie, welche Nachrichten senden die Seismografen? Zu welchem Ergebnis gelangt diese turmhoch-einsame Forschung? Welche Schritte setzt sie?

Für sie zählt nur mehr das *Primäre*: Grundskizzen, Tragbalken, Lebens-Elemente. Abgerechnet mit hohlem Wortgeklingel, mit nicht tragfähigem Kinderfirlefanz.

Zwei spielen Schach. Nicht um neues Land, nicht um neue Machtgefüge, nicht um Erleuchtung, nicht um abgehalfterte Utopien. Zwei scharfe Analytiker der Lage sind es, die die Welt mit besten Absichten weiterentwickeln wollen. Mit „Prismen-Augen“ verfolgen sie das Licht und dessen Brechungen; mit gut geschulten Ohren lauschen sie hellhörig dem unablässigen Pulsieren des Erdkerns. – Sie glauben nicht an Gedanken unter dem Bodhi-Baum. Sie lachen über abstruse Formen des Aberglaubens, bedauern Golgotha. Und das Wort „Verklärung“ steht eben auf dem Prüfstand. – Sie werden, wie Fossilien, immer da sein! Waren es, immer schon – in ihrem Turm am Rande der Zeit, in dem es keine

Uhren gibt. Beschäftigt mit der Beobachtung sich wandelnder (Über-) Lebensmechanismen; stets wachsam, damit ihnen nichts entgeht und ihnen kein verhängnisvoller Fehler unterläuft. Ja, sie werden auf diese Weise wohl immer da sein, feinnervig und zuverlässig, ohne Wichtigkeitserei; ganz einfach das sein, so wie es auch die geduldigen Steine sind.

Tief unter ihnen ruht, gleich einem ungeborenen Geschöpf, die Erde, die, wie im Schlaf, darauf wartet, bis die Zeit reif ist für ihr endgültiges Erwachen!

# Gottfried Pixner

## APHORISMEN! FRISCHE APHORISMEN!

Paradoxa: Spielzeug entschwundener Götter.

„Wahrheit“: ein verschlissener Begriff, getreten wie ein Fußball, der stets dorthin soll, wo ihn einer gerade haben möchte.

Sehen Sie in Ihren Gegenüber den Menschen, nicht die Meinung.

Wahrheit & Lüge: die Zweifaltigkeit der Weltironie.

Der Erfolg eines Lebens lässt sich nur mit dem Gemüt messen.

Heiligsprechung: welch exquisite Störung der Totenruhe!

Vernunft ist ein Lebensbewältigungs-Rezept. Ein Pfad zum Lebensglück ist sie – alleine – nicht!

Bin ein Kind meiner Zeit; dennoch fühle ich mich von ihr bloß wie adoptiert.

Geschichte bestätigt schmerzlich die nahtlose Kumpanei von Kultur & Barbarei.

Darf man Atheisten einen Glauben schenken?!

Das Wissen um die Welt steigt. Die Ignoranz kann kaum mehr Schritt halten.

Die ungehemmte digitale Durchdringung ist der Fressfeind des privaten Lebens.

Eine Prosa, die nur verstört und desorientiert, kann keine wegweisende sein.

Intriganten: Leute, die ihrer Zufriedenheit aus Langeweile überdrüssig sind.

Wachablöse: das mürbe Heute und das vorbelastete Morgen reichen einander die Danaer-Hände.

Auch Tyrannen sterben – doch sie sterben nie aus!

Die kleinen Funktionäre sind die Eunuchen der großen Politik.

Die Pointe ist der Augenblickssieg über den plattfüßigen Gang der Logik.

Dunkle Materie soll den Kosmos durchweben. Warum sollte sie just vor dem Menschen Halt machen? Ein Blick zu den Delirien der Zeitläufte nickt ernüchternde Bestätigung!

Wer einfühlsam denkt, bleibt gerecht.

Die menschliche Existenz: ein Einakter zwischen zwei leeren Unendlichkeiten?

Ordnung ist das Kind frisierender Langeweile.

Längst ist das Totschweigen auch bei uns aus dem Instrumentarium des Totalitären eingesickert.

Die Heuchler sind das verächtliche Geschmeiß unter den „ehrenhaften“ Lügner.

In gleichgesinnter Menge wirkt der Einzelne kopflos.

# Renate Schiansky

## DA OIDE FÖDHOS

es stinkt

auf da goa net so greanan Wiesn

es Gros is vatricket

de Bleamen lossn de Kepf hängan

de Bienen san ogflogn und de

Schmetterling pocken se aa zsaum und vaduftn

de Meis und de Födhaumsta

san scho laung fuat

und de Reh und de Igl'n

haum se a scho vazupft

's is kana mea do

ka summan, ka brumman, ka zwitschan, ka goa nix

heat ma mea

ka viech is mea zan segn

nua

da oide Födhos

draht si no amoi um

und schaut

aus triabe Augn

umme zum Woid

wo grad

da ollaletzte Bam

da Sog zum Opfa foit

Petra Sela

# DAS LEBEN HIER UND DORT

Haiku und Senryu

## HIER

zwischen zweigen des  
baums blitzblauer himmel –  
und ein nasses putztuch

gestern im regen  
heute bei sengender hitze  
die bauarbeiter

auf brettern liegend  
pflücken sie kleine gurken  
wo ist der himmel?

am hang eine reihe  
heumandln – der bauer sitzt  
schlafend im dämmer

## DORT

sonnenuntergang  
in der steppe afrikas  
das fieber steigt

von früh bis spät  
das kind am webstuhl  
die familie wartet aufs geld

der bub in Honduras  
wieder nichts zu essen –  
statt dessen sniefen

der tiger umstreift  
sein revier – immer enger  
werden die kreise

# Martin Stankowski

## IM LOUVRE

Sie lächelt, man weiß nicht recht warum,  
die Leute, dicht gedrängt um sie herum,  
die wollen all ihr Rätsel lösen: Begreife,  
was sie verrät in ihrer Mädchenreife.  
Ihr Blick gesenkt in die Ferne gerichtet,  
im amormilden Mund das Sehen verdichtet,  
die Schultern zart und feminin die Büste,  
das Haar weich wie der Ansatz ihrer Brüste,  
die Arme artig verschränkt, die Hände  
sprechen wie das Antlitz Bände.  
Der Körper weder düster noch grellhell,  
lichtweiß in des dunklen Gewands Pastell.  
Es landschaftet überdies graublau hinter ihr,  
umfängt sie realer Raum, er ist nicht Zier  
wohl Ausdruck ihres Gemütes:  
im Ganzen des Kosmos erblüht es.  
Sie zeigt sich madonnengleich entrückt,  
recht jung, zugleich ohne Alter. Entzückt,  
weil uns erkenntlich nah, die Begier,  
sie zu ergründen: jetzt und nur hier  
als Maid, als weiblich Wesen zu erfassen –  
Nicht doch, bleiben wir gelassen,  
sie ist kein Modepüppchen, ist gemalt,  
allein im samt'nen Wunschbild sie erstrahlt.

# Christoph Temnitzer

## NATÜRLICHE STADTGEWALT

Blutiger Federzaus  
um ein klaffendes Leibchen  
auf dem moosigen Beton  
irgendeines Hinterhofs.

Aus naher Ferne gaffen sie  
auf ihr verlassenes Geschwister,  
dessen Flügelflaum vereinzelt tanzt  
im Winterwind,  
der diesen einen Tod  
farbenfroh einfriert –

bis ein Jemand es entsorgt  
in einem der schwarzen Abfallstände,  
die um diesen Spielplatz blinder Tauben  
thronend ruhen.

## HERBSTSCHEIDEN

Wie dein Sturm  
das Laubwerk meines Baumes  
kalt entkront  
aufs letzte Blatt,

das wirbelnd schwindet  
in der weiten Bläue.

Ein Zittern –  
vor der Einsamkeit,  
die wie aus allen Nächten brechend  
sich in unsre Äste neigt  
und mit ihr schweigt  
der verglühte Horizont.

So zieht mich deine Ferne  
in mein stilles Selbst zurück  
und treibt durch dunkle Schichten mich  
in Ringen tief zur Mitte hin,  
wo aus dem Stamm der Zeit gerissen  
meine Seele um dein Fehlen weint.

Und Kälte bleibt:  
entleibte Welt,  
aus der, in letzten Wehen,  
Gelebtes sanft zur Erde fällt  
und sie bedeckt, als bunter Tod,  
der über unsren Wurzeln ruht.

**H. M. Magdalena Tschurlovits**

# **DEM HIMMEL ZU NAH**

Mia is ollas aans, mia is ollas aans, ob i a Göd hob oda kaans ... Der Text fällt ihm ein, während er in den Himmel schaut, der im 15. Stock auf der Intensiv ganz nah herangekommen ist, ein bisschen zu nah, denkt er. Sterben hält keine Option, die Möglichkeit besteht, doch ob es dazu kommt, ist außerhalb des persönlichen Einflussbereiches. Die Wolken ziehen vorüber, draußen, über ihm, während die Stationen seines Lebens in ihm lebendig werden, Gestalt annehmen, Fragen aufwerfen, was wäre gewesen, wenn? Wären seine Entscheidungen anders ausgefallen: Wäre er glücklicher geworden? Erfolgreicher? Ist er zufrieden mit dem, was hinter ihm liegt, ist er das, kann er das sein? Ob noch etwas vor ihm liegt, das liegt in den Wolken verborgen, sie geben keine Antworten, schweben gelassen an ihm vorbei, manchmal durchbricht der Flug eines Vogels diese Gelassenheit der Wolkenformationen, diese Ruhe, die sich damit auf ihn überträgt, ihn fast dazu zwingt, seine Gedankenbahnen ebenso in Formationen zu lenken, geordnet darüber nachzudenken, es jedenfalls zu versuchen, was übrigbleibt von ihm, wenn er doch diese letzte Reise antreten müsste, von der keiner weiß, wohin sie führt, was nachher kommt, ob überhaupt etwas nachher kommt ... Er wird ganz ruhig, die Geräte, an die er mit Elektroden angeschlossen ist, piepsen hin und wieder monoton vor sich hin, brummen bisweilen. Völlig gesund war er, aktiv und voll von Ideen für die Zukunft, auf die er sich freute, wie ein Kind auf sein erstes Eis. Er lächelt. Er hatte eine schöne Kindheit, dafür ist er dankbar, können nicht alle Menschen von sich behaupten, als Kind geliebt und behütet worden zu sein. Kurz war sie halt, seine Kindheit, nach dem frühen Tod eines Elternteils, aber bis dahin durfte er Kind sein, mit allem, was Kindsein ausmacht. Danach veränderte sich

das Leben drastisch, die vorgezeigten Bahnen verschoben sich, liefen ins Ungewisse, ließen keine Planung mehr zu. Aber das Leben ließe sich nicht planen, so oder so. Du planst, das Leben lacht das Lachen eines ungestümen Liebhabers und reißt dich mit, wie ein wilder Gebirgsbach, dessen Lauf du nicht kennst und dessen Wassern du ohnmächtig ausgeliefert bist. Ein Vogel lässt sich auf einer der Stangen nieder, die sich rund um den Gebäudeblock ziehen, er rastet. Es ist stürmischer geworden, die Wolken fliegen in Metall, Blaugrau, schmutzigem Weiß. Er sitzt im Flieger, unterwegs in ein unbekanntes, fremdes Land, unterwegs in ein neues Leben, das auf ihn wartet ... Er drückt sich tiefer in seinen Polster, versucht mit einer Wolke mitzufiegen, seine Augen schließen sich langsam, die Lider flattern, und dann lässt er sich fallen, fallen, fallen ...

*Fragment aus einem Manuskript*

Hannes Vyoral

# NEUE GEDICHTE AUS DEM SEEWINKEL

## HANDREICHUNG

der himmel wirkte alt,  
der see sah grau  
und grämlich aus  
wir stapften unter regenschirmen  
wasservögel stoben auf  
ich gab dir noch einmal  
die hand, man muss es  
immer wieder tun,  
wir gingen weiter  
auf das ende zu

## LIEBLINGSGEDICHT

*(aus dem gartenstuhl)*

ich besitze  
was ich denke  
und ich denke viel –

es fehlt an nichts,  
ich lehne mich  
beglückt zurück

ein heuschreck hüpf  
aufs fenstersims

## LEERE GASSE ZU MITTAG

niemand geht vors haus  
wenn der sonne kraft  
alle schatten  
aufgesogen hat

(ein fleckchen grün  
ist der vom traktor  
gefallene paprika)

und weithin hört man  
das trippeln eines hündchens  
mit unverhältnismäßig  
langer zunge

beim entleeren  
meines blechbriefkastens  
verbrenne ich mir  
fast die finger

auch die post ist heiß  
ein brief von dir  
du schwörst mir  
ewige liebe

## „HERCULES“

*für johannes w. paul*

du strampelst  
auf dem fahrrad  
in kurzer hose  
und schaust  
bei gegenwind  
den kopf geduckt  
hinab & siehst  
die festen  
radlerwadeln  
ein gedicht

## URVERTRAUEN

*(die libelle)*

ein schnelles gleiten  
im flug übers wasser  
und mit großen augen  
die welt betrachten  
die gelben ruinen,  
fischerboote, schilf  
und hohe wolken,  
im südwind schaukeln  
blau aufnehmen  
das vorüberzieht  
die luft, die trägt  
was braucht es mehr

**Sascha Wittmann**

# **SELBSTERFAHRUNG**

Wo bin ich da nur hineingeraten? Es war ganz offensichtlich keine gute Idee, mich da mitschleppen zu lassen. Und dafür auch noch Geld ausgeben. Drei Tage mit diesen Gestalten im Wald. Eine neue Vision finden. Eine Vision wäre schon gut, aber ich glaube kaum, dass diese Leute mir dabei helfen können.

Was hat er gesagt? Ja, ich setze mich schon hin. Hunger. Wann gibt es endlich Essen? Schaut aus, als müssten wir zuerst einen Einführungsvortrag über uns ergehen lassen. Ist doch ohnehin alles in der Seminarbeschreibung gestanden. Dieser Christian hört sich wohl gerne reden. Ja, ja, wir werden schon die Seele in der Natur erkennen oder so.

He, Julia, jetzt sei doch nicht so negativ, nur weil du Hunger hast. Vielleicht wird es doch ganz interessant. Zumindest ist es eine Abwechslung. Raus aus dem Teufelskreis zu Hause. Wohnung, Arbeit, alle wollen etwas von mir. Es besteht immerhin die Möglichkeit, dass ich mir nach diesem Wochenende klarer darüber bin, was ich eigentlich will.

Na also, das Dreadlocks-Mädl bringt den veganen Eintopf. Auch diesen Fraß werde ich überleben. Es geht ja bei diesem Wochenende nicht um ein Gourmet-Erlebnis. He, jetzt bin aber ich dran. So schlecht schmeckt es gar nicht.

Wieso haben wir es auf einmal eilig? Aufbruch in einer halben Stunde. Was, wir dürfen echt nichts mitnehmen? Nicht einmal den Schlafsack, das Taschenmesser? Marie ist auch schon total auf dem Trip. Sie will mich verpetzen, wenn ich die Müsliriegel wirklich einstecke. Die spinnt doch. Aber bitte. Drei Tage fasten haben noch niemanden umgebracht. Den warmen Fleece-Sweater binde ich um, da können sie mich gern haben. Hungern und frieren – das ist zu viel.

Also ab in den Wald. Zum Glück ist es warm. Und das soll laut Wetterbericht auch so bleiben. Hoffentlich sieht uns niemand von den Einheimischen. Die müssen glauben, dass wir völlig bescheuert sind. Die beiden Mädels da vorne. Wie heißen sie doch gleich? Na egal, ich will mich eh nicht anfreunden mit ihnen. Die haben nicht einmal ordentliche Schuhe, nur solche Alternativ-Schlapfen.

Ist ja klar, dass wir nicht auf der bequemen Forststraße bleiben. Und nein, mein lieber Christian, für mich klingt es nicht beruhigend, wenn du sagst, dass wir sofort abbrechen, falls es gefährlich wird. Wer bestimmt denn, wann es gefährlich ist? Au! Nur ein Kratzer. Schon meine Eltern haben mir beigebracht, dass man im Wald auf dem Weg bleiben muss, damit man die Tiere nicht stört und nicht alles niedertrampelt.

Das soll unser Lagerplatz sein? Da ist ja nichts. Das ist jetzt schon übertrieben: ein Lager aus Reisig und Laub bauen. Ein Zelt für alle wäre schon schlimm gewesen. Aber das!

Gott, woher soll ich wissen, welche Wurzeln und Blätter essbar sind. Und ob man Christian vertrauen kann, wenn er bestimmt, was genießbar ist. Wenigstens einen großen Topf hat er dabei. Und einen Kanister voll Wasser. Und er kann wirklich ohne Feuerzeug die trockenen Zweige anzünden.

Diese Suppe ist fast nicht zu essen. Kein Wunder, ist ja auch gar kein Salz drin. In unserer gewohnten Nahrung ist viel zu viel Salz. Aber gleich gar keines. Wenigstens ist die Suppe warm. Außerdem habe ich ohnehin keinen Appetit mehr. Wir müssen alle aus dem großen Topf essen, weil wir ja noch keine steinzeitlichen Schüsseln haben. Und alle mit demselben Aststück, das von Natur aus eine Einbuchtung hat, sodass man es als Löffel verwenden kann.

Die Nacht da draußen entwickelt sich immer mehr zum Albtraum. Jetzt auch noch im Kreis um das Feuer tanzen, dazu klatschen. Und das ganz ohne Alkohol. Rauchen darf ich natürlich auch nicht. Morgen will mir Christian zeigen, von welchen Bäumen man getrocknete Rinde in Blätter eingewickelt rauchen kann. So viel Natur auf einmal hätte ich auch wieder nicht gebraucht.

Warum ich beim Klatschen nie den Takt vorgebe? Warum sollte ich. Sollen sich doch die beiden Tussen in den Jesus-Schlapfen hervortun. Na gut, damit Frieden ist, jetzt einmal was Schnelleres zum Springen. Nein, das ist nicht meditativ, aber es wird einem wenigstens warm dabei. Jedenfalls schauen jetzt nicht mehr alle so verklärt.

Im Wald wird es wirklich zeitig dunkel. Bevor wir unsere Reisig-Laub-Lager beziehen dürfen, bekommen wir noch eine Einschulung, wie wir unser Geschäft verrichten sollen. Gott, daran habe ich ja überhaupt nicht gedacht. Kein Klo, kein Klopapier, keine Dusche. Ich weiß schon, was ich zu Hause als Erstes machen werde: ein ausgiebiges Bad nehmen. Unter diesen Umständen ist es vielleicht sogar besser, wenn wir im Wald bleiben, wir werden stinken wie die Iltisse. Wischeln dürfen wir, wo wir wollen. Für das große Geschäft müssen wir so ungefähr hundert Meter vom Lager weggehen – hätte ich ohnehin gemacht, ich will das Ganze ja nicht auch noch zu einem gruppendynamischen Ereignis ausarten lassen. Dann müssen wir eine Grube graben. Zum Abwischen sind Grasbüschel am besten. Die Grube muss man anschließend wieder zumachen, um keine Spuren zu hinterlassen. Das ist doch alles hirnverbrannt.

So, jetzt dürfen wir endlich schlafen gehen – wenn wir können. Christians Tipp für die Nacht werde ich natürlich nicht befolgen: Die Ur-Menschen hätten sich in der Nacht in der Gruppe zusammengekuschelt, um einander zu wärmen. Sicher nicht. Free-Scheißen und Rudelkuscheln sind mir zu viel!

So früh bin ich überhaupt noch nie aufgestanden – höchstens schlafen gegangen – wobei diese Zeiten auch schon lang vorbei sind. Nachdem ich mich aus dem Laubhaufen, der mein Lager sein soll, herausgearbeitet habe und den Großteil der Blätter von Sweater und Hose weggezupft habe, bin ich brav meine hundert Meter gegangen. Das mit dem Gras ist so grauslich! Hoffentlich ist kein Jäger unterwegs, der mich mit einem Reh oder Hasen verwechselt. Zum Glück ist mein Sweater blitzblau. Aber nicht einmal der wärmt richtig. Bewegung, aber nicht zu weit vom Lager entfernen.

Das ist doch alles verrückt. Ich warte, bis die anderen wach sind,

dann sage ich ihnen, dass das hier nichts für mich ist und ich zurück ins Gasthaus gehe.

Scheiße, Christian ist auch schon munter. Nein, es geht mir gut. Warum ist es mir so unangenehm, mit ihm allein zu sein? Weil ich sicher aus dem Mund rieche? Na und? Wenigstens zeigt er mir, wie man mit Gras die Zähne putzt. Und er zeigt mir die erste rauchbare Rinde. Das macht man aber wirklich nur, wenn man schon total auf Entzug ist. Die anderen gehen auch ordentlich ihre hundert Meter vom Lager weg. Die Hand möchte ich niemandem von ihnen geben.

Zum Frühstück gibt's den Rest der gestrigen Suppe. Danach brechen wir das Lager ab, gehen weiter, beginnen bald damit, Essbares für Mittag zu suchen. Mir kommt vor, dass wir die meiste Zeit mit Nahrung beschäftigt sind: erst suchen, dann mühsam kochen, schließlich die Scheußlichkeit essen. Christian meint, die Ur-Menschen hätten halt so gelebt. Für mich ist das eher Überleben. Menschen haben offenbar das Bedürfnis gehabt, daran etwas zu ändern. Das nennt man Fortschritt. Christian weiß auf alles eine Antwort. Aber in einem hat er recht: Es schadet wahrscheinlich wirklich nicht, gelegentlich aus dem heutigen Überfluss auszusteigen und sich darauf zu besinnen, was das Leben ausmacht.

Regen. So ursprünglich brauche ich es auch wieder nicht. Eine Nacht bei Regen im Wald ohne Dach über dem Kopf. Eine der Jesus-Schlappen-Trägerinnen beginnt zu heulen. Ihre Füße sind aufgeschunden, die nassen Lederriemen reiben zwischen den Zehen.

Christian hat ein Einsehen. Wahrscheinlich hat er auch Angst, dass er Probleme bekommt, wenn nach dem Wochenende die ganze Gruppe krank ist und nicht in die Arbeit gehen kann. Wir sind nur eine knappe halbe Stunde vom Ort entfernt, offenbar die ganze Zeit im Kreis gegangen.

Zurück in unserem Zimmer wasche ich mir sofort die Hände und falle über unseren Müsliriegel-Vorrat her. Die heiße Dusche tut gut und das trockene Gewand und die erste richtige Zigarette. Da lernt man die Annehmlichkeiten des modernen Lebens schätzen. Christian liegt da gar nicht so falsch.

*Auszug aus dem noch unveröffentlichten Roman „Die letzten Ferien“*

# NEUE MITGLIEDER

**Gregor Auenhammer**

## **LOL: LOKAL AUGENSCHHEIN LOBAU**

**EIN SCIENCE-FICTION-ROMAN IN MIKRO-PILLEN-DOSIS**

Logbucheintrag 160966. Nachricht an die Kommandobrücke der Raumstation Mir-san-mir. Wir schreiben das Jahr 4711, Tag 08/15. Wir befinden uns an Bord des Traumschiffs Eierspeis auf dem Weg durch uns unbekannte Galaxien, auf der Suche nach der Geschichte und der Zukunft der Menschheit. Um uns die unendlichen Weiten des Weltalls. Seit Jahrtausenden folgen wir der Fährte nach dem geglückten Leben. Derzeit befinden wir uns im Anflug auf den Planeten Erde, Kurs via Milchstraße Richtung Mars. Die solarbetriebene Zeitmaschine des Marty McFly ist positioniert auf das Jahr 2016. Unsere Bestimmung lautet: Planet Erde. Kontinent Europa. Land Österreich. Ort Wien. Von dort haben uns einige äußerst verwirrende, verwirrte, aber vor allem beunruhigende und befremdliche Funksprüche über Differenzen der ortsansässigen Bevölkerung erreicht.

Nachricht No. 01: „Ein Zaun ist kein Zaun, sondern nur eine bauliche Maßnahme.“ Oder ruhig und besonnen mit der sonoren Contenance eines honorigen Staatsmannes ausgedrückt: „Ein Zaun ist kein Zaun, sondern ein Türl mit Seitenteilen“

Nachricht No. 02: „Ja, wir schaffen das!“

Nachricht No. 03: „Am Ende des Tages müssen wir die Ängste und Sorgen der Menschen ernst nehmen.“

Nachricht No. 04: „Im Anfang war das Wort. Und das Wort ist Fleisch geworden.“

Logbucheintrag 160966/2. Nachricht an die Kommandobrücke der extraterrestrischen Kolonie der Menschheit am Raumstation Mir-sanmir. Wir befinden uns nun im Anflug auf den Planeten Erde. Bei der seit 2013 auf Baumgartner Höhe umbenannten Stratosphäre angelangt, müssen wir das Raumschiff verlassen. Von hier oben aus sieht eigentlich alles ruhig aus. Friedlich, schön. Wir, also Lieutenant Uhudla und ich, lassen uns auf die Erde beamen.

Erste Station: die Wüste von Utah. Roter Sand wie bei uns zu Hause, gespenstische Stille. Aus dem Nichts heraus kristallisiert sich ein Buch. Ich nehme es zur Hand, blättere darin, tauche ein in die Welt der Bonneville Salt Flats. Jährlich finden dort Adrenalinjunkies und Abenteurer eine Heimat. Um ihrer Passion, dem Geschwindigkeitsrausch, zu verfallen. Bizarre Preziosen der Mobilität, groteske Vehikel. Speedy Gonzales vor der archaischen Landschaft der Wüste. Wir sind falsch, stellen wir fest.

Zweite Etappe: Landung in der serpentinreichen Landschaft Südfrankreichs. Geblendet vom Meer.

Episode Drei: Chateau Gaillard. Ein Autofriedhof der Eitelkeiten. Ein Mausoleum an Chromjuwelen.

Boxenstopp No. 4: Wir landen in der Wüste von Nevada. Unfassbar hedonistisches Treiben. Ein Time-Warp der besonderen Art. Aber nicht à la „Rocky Horror Picture Show“ – nein, die ist in ihrem lapidaren Hedonismus und vor allem in ihrem Anachronismus zur entmutigenden Gesamtsituation des Universums doch zu omnipräsent. Ein Festival wütet laut über die Sandkörner hinweg. „Burning Man“ heißt es. Laut, schrill, nackt. Wir sind schon wieder falsch gelandet.

Nächste Station: Backlash zu Marty McFly. „Zurück in die Zukunft“. Wir begeben uns zurück auf die Umlaufbahn rund um den Globus. Ich unternehme einen Rundflug im Orbit gegen den Weltschmerz. Die Welt

gerät zunehmend aus den Fugen. Via Satellit sieht man Menschen quer über Kontinente ziehen. Sie verwenden weder Autos, Motorräder, Velos noch Wakeboards, schon gar keine Zeitmaschine. Sie verlassen sich einzig und allein auf ihre Füße, überqueren Länder, Grenzen, Meere, Flüsse, Bäche. Auf der Suche nach einem besseren Leben.

Zweiter Versuch: Gelandet inmitten einer Stadt. Historisches Ambiente. Prachtvolle Boulevards. „Wien ist anders“ steht auf einer Tafel. Aber wo? Mir wurde ganz anders. Ich fühlte mich wie der Silver Surfer am Rande des Universums. Ortsunkundig suchen wir nach dem Zentrum. Der interstellare Navigator nennt uns eine exakt 150 Jahre alte Verkehrsader namens Ring. Über eine leergefegte Straße wirbeln Zeitungen. Ich greife danach, lese von rücksichtslosen Radfahrern, arroganten Autofahrern, Unfällen mit Fußgängern. Das Kolportierte klingt nach programmatischen Glaubensbekenntnissen. Unsachlich. Man polemisiert gegen eine verbal zur FuZo MaHü verunglimpfte ehemalige Flaniermeile, die zu Knackpunkt und Stolperstein für Wahlkampfstrategen mutierte. Bizarr. BürgerInnenmeisterInnenkandidatInnen echauffierten sich über vereinzelte Raser am Ring und pflanzten dafür alle mit „Rasen am Ring“. Man hatte für Anrainerparkplätze und – dem Gleichheitsprinzip entsprechend – ebenso viele Anrainerinnenparkplätze. Tausende nichtgegenderte Strafzettel sollen geschreddert worden sein. Das Aviso eines „Flashmob Rettungsgasse“ machte mir Angst. Ashes to Ashes. Staub zu Staub. Aus dem Orbit vernahm ich leise den Ruf „Ground control to Major Tom ...“ Schnell las ich noch seitenlange Berichte über getürkte Abgasmessungen. Verflucht, was war das für eine Welt? Mir wurde klar, hier keine Lösung zu finden. Höchstens die Erkenntnis, wie man die Umwelt hier systematisch zerstört. Ich beschloss, die Expedition zum Planeten Erde abubrechen. Menschen waren keine zu sehen. Nur negative Nachrichten. Ein Mahnmal, wieso es später zur Zerstörung der Umwelt, zur Implosion des Planeten gekommen war. Ich packte ein paar Beweisstücke ein. Als Beleg des Vergangenen. Schließlich lese ich auf Flyern und in Zeitungen von avisierten Begegnern und Gegnerinnen, die einander mit bunt bemalten Pflastersteinen und –steininnen auf der

Begegnungszone begegnen sollen. Ab in die interstellare Schutzzone, dachte ich mir. Denn wenn das die Sorgen der Menschen sind, dann ist ihnen wohl nicht zu helfen. Wir beschließen, die Expedition abzubrechen.

Plötzlich erhalten wir über Funk die befremdliche Nachricht: „Wir schaffen das.“ Dann fliegt uns noch eine kryptische Nachricht zu: „Im Anfang war das Wort. Und das Wort ist Fleisch geworden.“ Auf der Rückseite des Zettels mit der biblischen Weisheit stand noch erratischer: „Das Paradies, es existiert. Suche danach!“

Lieutenant Uhudla und ich beratschlagen kurz und beschließen, eine letzte Etappe einzulegen. Wir tippen die Nachricht in den Receiver Computer – und dieser gibt zur Antwort: Fleischbeschau der besonderen Art gibt es in der Lobau. Auf dem interstellaren Navigator suchen wir den besagten, uns unbekanntem Ort. Ein Lokalaugenschein sollte sich mit der Energie, die unser Akku anzeigt, ausgehen. Wir beamen uns also in die Lobau. Einen Sekundenbruchteil später wähen wir uns im Paradies. Das Wort ist Fleisch geworden. Wir wissen nun um den Sinn dieser Worte. Hinter einem dichten Busch am Ufer des Flusses befindet sich ein Garten Eden, in dem sich eine Schar von Menschen tummelt – so wie Gott sie geschaffen hat. Vollkommen nackt. Sie aalen sich in der Sonne, unterhalten sich, schwimmen im klaren Wasser, spielen herum, schlafen, lesen ... es wirkt wie im Paradies. Ehe ich mich versehe, schält sich Lieutenant Uhudla aus ihrem Neopren-Raumfahrt-Anzug, in dem die gut gebaute Blondine ohnehin wie eine personifizierte Barbarella wirkte, und geht nun ebenfalls komplett nackt auf die Eingeborenen zu. Diese nehmen sie freundlich auf. Seltsam. Bisher war mir ihr makelloser Körper noch gar nicht aufgefallen. Als förmlich und professionell war der Status unserer Beziehung zu bezeichnen. Ich bin geflasht. Wie angewurzelt stehe ich da und blicke in ihre – und der nackten Aborigines – Richtung.

„*Hearst, G'schissena, was schaust'n so deppat?*“, dringt an mein Ohr. Eine Frau mittleren Alters fuchtelt wild mit einem Stock in der Luft herum.

„Hearst, G’schissena, was schaut’n so deppat?“, wiederholt sie.

„Wie bitte?“, entgegne ich kleinlaut.

„Warum da de Guck so aufsefoin, wüll i wissen!“

„Aber ich ...“

„Nix aber. A Spanner bist, a perversa. Nockerte anschauen und sölba anzogn wia a Astronaut. Lächerlich.“

„Aber ich ...“

„Sog net, dass d’ net waaast, dass des da FKK-Bereich is!“

„A Voyeur, a geh schau“, gesellt sich ein Herr zu uns.

Ich suche nach Uhudla – ich habe sie im Gemenge aus den Augen verloren – und nach einem Ausweg.

„Wer macht denn da so an Bahöl? So ein Geschrei da um die schöne Mittagszeit, das ist doch nicht nötig“, meint eine feine alte Dame distinguiert. „Man muss immer die Contenance bewahren ...“

„De wos?“, schreit die alte Frau mit dem Stock.

„Die Fassung sollst bewahren.“

„Ah so, die Conte ... wos. A so a Schaas.“

„Ruhe bitte!“, unterbricht ein gut gebauter Herr. „Also, junger Mann, was machen Sie hier bekleidet? Das hier ist ein Revier nur für Naturisten. Wir zeigen uns hier bei Mutter Natur, so wie Gott uns schuf. Natürlich und nackt. Bekleideten ist der Zutritt untersagt.“

Ich ringe nach Worten – und suche nach meiner mittlerweile unbekleideten Begleitung.

„Wos schaun S’n so?“

„Suachn S’ wen – oder schaun S’ nur, ob junge Madln do san?“

„Ja, nein, ja, äh, nein. Ich ...“, stammle ich.

„Wannst so weidamochst, brauchst boid an Pappschlossa!“

„Aber nein ...“, entgegne ich, ohne auch nur ein Wort verstanden zu haben.

„Oda bist leicht goa a Zylindavargoider?“, setzt die unfreundliche Alte nach.

„Bist du deppat!“, wundert sich sogar ihre Begleitung.

„Jo, kann jo sein. Des kenn ma ollas.“

*„Aber gehn S', Gnädigste. Wer wird denn gleich ordinär werden?“*

*„Ordinär? I soi ordinär sei? Der Kiebitz do versteckt si hintern Hollerbusch, speanzelt ausse und schaut mir an, dass ma ganz anderst wird ... I hoi glei de Kieberei“*

*„Aber was, wer soll Ihna denn was wegschaun. Und überhaupt – die Schwærkraft ...“*

*„Wie bitte. Woi'n S' mi beleidigen. Gfoit Ihna was net. Oder san S' neidig, weu Se so ausschaun wia a Bügelbrett.“*

*„Immer mit der Ruhe, meine Damen, ich bitt' Sie ...“*

*„Der Blitz soi di beim Scheißen treffen!“*

Die Menge beginnt mich langsam einzukreisen. Ich suche, wie ich mich davonstehlen kann. Unter anderen Umständen hätte das die Sequenz eines Wet Dreams sein können, aber so: Nein, danke. Non, merci. Ich war also weder unbekleidet, aber auch nicht unbegleitet. Ich konnte und wollte angesichts der neu gewonnen Einsicht und Erkenntnis – Doch darf ich – gerade wegen der neuen Einsichten – Lieutenant Uhudla keinesfalls hier zurücklassen. An den Gestaden der Donau, inmitten der paradiesischen Aulandschaft, liegt sie seelenruhig im Schatten. Ich wecke sie, packe sie und vor den Augen der staunenden Menge entschwinden wir aus dem Paradiesgarten, nachdem ich die Zauberworte gesprochen habe: *„Beam me up, Scotty!“*

Aus dem Off vernahm ich noch einmal die Wortkombination eines Wiener Idioms, deren Bedeutung mir selbst das intergalaktische Wörterbuch der historischen Gutenberg-Galaxie nicht verraten konnte: *„Oide Schaastrommel“*.

*Dieser Text ist ein Kapitel aus „Die Flüsse Wiens. Eine feuilletonistisch-fotografische Expedition“ von Gregor Auenhammer und Gerhard Trumler, Verlag Bibliothek der Provinz, Weitra 2020*

**Denial Bahtjaragic**

# WERMUTKRAUT

„Alnitak. Alnilam. Mintaka. Vierzig Jahre haben wir im Licht gelebt, doch jetzt sind wir in die Finsternis zurückgefallen“, sagte Vater in jener Nacht zu mir. Er trug einen Mantel mit Pelzkragen und ich ein rotes Halstuch, samt blauer Mütze. Bevor wir unseren Weg fortsetzten, hielten wir im Park an, wo der Sternenhimmel der Winternacht besonders gut sichtbar war, und Vater zog mit seinem Zeigefinger imaginäre Linien und sprach resigniert, leise zu mir: „Alnitak. Alnilam. Mintaka. Siehst Du in einer Linie. Der Jäger. Beteigeuze. Rigel. Siehst Du? Wie ein Mann, das ist der Gürtel, Beine und Arme sind auseinandergestreckt. Sirius. Aldebaran. Siehst Du das Sechseck? Der Stier. Dieser ganz helle Fleck, die Plejaden. Ple – ja – den, ganz genau. Das sind sieben Sterne, ganz dicht beieinander.“

Ich gab mir Mühe, die Ausdrücke zu verstehen, die er verwendete. Worte wie „Primordial“ und „Supernova“. Ich beobachtete, wie die warme Luft, die wir ausatmeten, nebelig in den Winterhimmel aufstieg, und bevor wir durch die verschneite Stadt weitergingen, schaute Vater ganz bedeutungsvoll in meine Augen, während er langsam und deutlich sprach: „Habe keine Angst. Unsere Sonne ist ebenfalls ein Stern. Sie wird zu einer Supernova werden, wenn sie vergeht. Niemanden wird es dann mehr geben, der dies beobachten könnte. Es gibt keinen Gott. Vierzig Jahre haben wir im Licht gelebt, doch jetzt sind wir in die Finsternis zurückgefallen.“ Er nahm meine Hand. Ich spürte die Feuchtigkeit auf seinen Handflächen, und wir setzten unseren Weg fort.

\* \* \*

„WIR HABEN GEMEINSAM GELEBT. WIR WERDEN AUCH WEITERHIN GEMEINSAM LEBEN“ oder auch „EINHEIT UND BRÜDERLICHKEIT“. Der Kulturpalast im Zentrum unserer kleinen Stadt war festlich geschmückt und voller Menschen. Transparente mit solcherlei Aufschriften waren angebracht, denn an jenem Abend fand eine Kundgebung für den Frieden statt. Wie überall im Land in jenen Tagen. Eine Vase mit roten Nelken stand auf der Bühne. Großmutter hatte einen Orden auf das Revers ihres Sakkos geheftet. Sie umarmte mich, als ich mit Vater in den Saal kam und sagte: „Du bist mein Ein und Alles!“ Nachdem ein Chor junger Frauen gesungen hatte, ging ich auf die Bühne und sagte ein Gedicht auf, das meine Lehrerin ausgesucht hatte. Ich blickte zu Vater und den anderen Direktoren, welche in der ersten Reihe saßen. Eine Gruppe junger Männer ging dann auf die Bühne und tanzte einen Reigen. Ich hörte sie miteinander sprechen, als sie wieder heruntergestiegen waren. Ein Bursche mit geröteten Wangen lachte laut und meinte: „Die dort oben müssen sich einfach nur einigen, wie wir.“

Als wir nach Hause zu Mutter gingen, die wegen Kopfschmerzen nicht mitkommen konnte oder vielleicht auch weil sie zu große Angst an jenem Abend hatte, sahen wir einen Scharfschützen auf dem Dach unseres Hauses stehen, Vater nahm mich wieder an der Hand und zog mich geschwind in das Haustor hinein. Mutter stand im Morgenmantel mit halb gesenkten Augenlidern im Wohnzimmer, und Vater schaltete den Fernseher ein. Ich blickte durch das Fenster und suchte im Nachthimmel die drei Sterne in einer Linie und wiederholte leise ihre Namen, gleich einer Beschwörung: „Alnitak. Alnilam. Mintaka.“

\* \* \*

Damals war ich ein neunjähriger Knabe und heute bin ich ein Mann in meinen Dreißigern, aber noch immer suche ich diese Sterne am Himmel, wenn es Herbst wird und sie sich im Osten zum ersten Mal

zeigen, in den klaren Winternächten, wenn das Dreigestirn über mir prangt, bis in den Frühling hinein, wenn ihr Schimmern im Westen verschwindet. Überall, wo ich vorbeikomme, tasten meine Blicke, in diesen Monaten, den Himmel ab.

Ich habe um ihretwillen sogar eine App auf meinem iPhone installiert, welche die Linien der Sternbilder auf dem Display nachzeichnet, sobald man das Gerät in die Höhe hält. Wenn es schließlich die Dunkelheit – etwa im Stadtpark, am Donaukanal oder auf der großen Wiese vor dem Bahnhof – sowie ein klarer Himmel zulassen und ich sie finde, denke ich an jene Tage in meiner ehemaligen Heimat im Osten und daran, dass mein Leben damals anhielt. Alle meine Gedanken kehren zu diesem einen Punkt zurück. Bevor ich mich dem Schlaf ergebe, spüre ich diese Paralyse und Wehmut in meinen Gliedern. So sind auch diese und ähnliche Zeilen, welche ich manchmal in mein Notebook tippe, lediglich ein Zwiegespräch mit mir selbst. Sind lediglich Gespensterfreundschaft.

\* \* \*

Als meine ehemaligen Landsleute, dort im Osten, ihre alten Götter vom Dachboden oder aus dem Keller wieder hervorholten, welche sie dort gleich unnützem Hausrat verstaubt hatten, und im Hass gegeneinander entbrannten, war es für meine Familie so, als ob ein Film, der im Fernsehen gezeigt wurde, auf einmal unterbrochen würde und plötzlich ein ganz anderer anfinge.

Und so fing es auch an, nämlich am Bildschirm. Aufnahmen von Konferenzen, Interviews mit Politikern und schließlich Bilder ausländischer Diplomaten mit schön gebundenen Krawatten, die aus Flugzeugen stiegen. Es folgten Aufnahmen langer Kolonnen von Menschen, die hinter Priestern herschritten, welche aufgebahrte Knochen irgendwelcher Toten trugen, die man zu Heroen erklärt hatte. Zum Schluss

Demonstrationen. Ganz viele Demonstrationen – und man zeigte Gesichter, von bitterer Wut gezeichnet, aber auch von schier grenzenloser Euphorie deformiert. Überall Banner. Manche ineinandergeknüpft, andere wiederum brennend, oder auch auf die Erde geworfen. In der letzten Phase konnte man Schüsse aus dem Fernsehgerät hören. Ich fand, es klang wie Regentropfen, die auf den Fenstersims fielen.

*Auszug aus einer unveröffentlichten Erzählung;  
sie soll zusammen mit anderen Novellen voraussichtlich 2024  
im Wiener Castrum Verlag erscheinen.*

**Sonja Henisch**

# JUGENDLIEBE

Am Freitag gab es ein Fest in der Per-Albin-Hansson-Siedlung. Sophie konnte es zunächst nicht fassen. Heidi, munter, fröhlich und kess wie sie war, hatte Paul schon auf die Tanzfläche gezerrt, obwohl er immer wieder beteuerte, nicht tanzen zu können. Das war Sophie zu viel. Nicht nur, dass Heidi mit Günther ihre Spielchen trieb, hier sollte ihr das nicht gelingen! Sophie startete sofort auf Paul zu.

„Wenn du mit ihr tanzt, kannst du auch mit mir tanzen“, sprach sie und zerrte ihn ihrerseits dorthin zurück, von wo er sich eben zu verdrücken versuchte.

Also tat er sein Bestes, wiegte den Oberkörper, stieg nicht unrhythmisch herum, manchmal Sophie auf die Zehen. Deshalb versuchte sie beim Boogie immer wieder die Hand zu erwischen und hatte die Führung des Geschehens. Almut kreischte fröhlich im Hintergrund, wahrscheinlich hatte Peter wieder einen unanständigen Witz erzählt. Sie hatte sich erst unlängst das Bein gebrochen und wurde von allen sehr bemitleidet. Endlich war Paul geschafft und verlangte nach einer Pause. Er holte zwei Flaschen Coca-Cola mit je einem Plastikhalm und reichte eine Sophie. Sie standen nebeneinander am geöffneten Fenster und schauten in die warme Sommernacht hinaus. Er legte seinen Arm um sie und küsste sie zärtlich auf den Hals, dass sie ein Schauer überkam. Als sie ausgetrunken hatten, lehnten sie sich ans Fensterbrett, er nahm ihren Arm und bedeckte ihn von den Fingerspitzen bis zur Schulter mit zarten Küssen.

„Das ist er, auf den ich gewartet habe“, durchfuhr es Sophie.

Am Samstagabend war es herrlich sommerlich warm, und das Ehepaar S. begab sich mit Tochter Sophie in relativ eleganter Kleidung zur

Freilichtbühne auf den Antonsplatz. Man nahm in einer der vorderen Reihen Platz, gab sich interessiert am Geschehen, beobachtete andere Leute, begutäugte deren Garderobe. Schließlich wendeten sich Hans und Weibi. Sophies Eltern, dem Studium des Programmheftes zu, während zwei Plätze in der nächsten Reihe besetzt wurden. Sophie wendete sich, schickte einen flüchtigen Blick nach hinten und bemerkte Paul, Paul in Jeans und schwarzem Hemd mit blitzenden, blauen Augen. Sie lächelte verschmitzt, was den Vater kurz aufschauen ließ. Da er aber niemanden erkannte, beachtete er seine hinteren Sitznachbarn nicht weiter. Sophie spürte die erobernden Blicke im Nacken und konnte sich kaum dem Theaterstück hingeben, ja später wird sie sich nicht einmal erinnern, was es da zu sehen gab. „Jedermann“? Möglich, dann hätte sie bereits etwas von der Vergänglichkeit ahnen können.

Doch Paul war nachher in die Kirche gegangen. Er war früher nicht besonders gläubig, es sei denn im Alter von vierzehn, als er Priester werden wollte. Danach aber hat er plötzlich jenen Gott, von dessen Existenz er keineswegs überzeugt war, um Liebe gebeten, um die Liebe zu Sophie. Es muss demnach auch schon an diesem denkwürdigen Tag mehr als ein Routineflirt gewesen sein. Kurz und gut: Gott hat ihn erhört.

Jedenfalls stand er ab dem nächsten Morgen täglich mit einer braunen Umhängetasche, in der Donauland-Prospekte zum Verteilen waren, pünktlich an der Hausecke vor Sophies Haus und begleitete sie zur Schule, bevor er seinem vorübergehenden Studentenjob nachging. Stand er einmal nicht da, telefonierte Sophie noch vor der Schule vom Telefonautomaten auf dem Antonsplatz aus, erfreute sich seiner Liebeserklärungen und verging fast vor Sehnsucht. Trotzdem bemühte sie sich in der Schule, ihren vollen Einsatz zu bringen, ja mehr noch, in Philosophie und Psychologie forderte sie rege Diskussionen heraus. Ihre Hausarbeiten erledigte sie von nun an mit seltener Genauigkeit und raschem Tempo, denn abends um sieben war die Zeit, mit dem Hund zu gehen. Da wartete Paul abermals ein paar Gassen weiter.

Sie wanderten dann meistens die noch durch Schrebergärten führende Ettenreichgasse hinauf bis zur noch kaum befahrenen Grenz-

ackerstraße und von dort zur Birkenwiese oberhalb des Blumentales. Dort ließen sie sich, wenn es warm genug war, im Gras nieder und erlebten ihre Zärtlichkeit, während der Hund zufrieden daneben lag und nicht bereit war, dem Vater auch nur irgendetwas zu verraten.

Bald darauf waren die Sommerferien da, und die Familie S. hatte ein Apartment in Lignano gebucht. Paul buchte daraufhin ebenfalls, nicht im selben Hotel, das wäre nicht möglich gewesen, aber im Hotel Milano. Eine Woche später, nachdem der Zug Sophie mit ihren Eltern in den Süden gebracht hatte, sollte er auch Paul in dieselbe Richtung tragen. Paul hatte Angst, dass irgendetwas auf dieser Fahrt passieren könnte, dass irgendeine dunkle Macht ihn daran hindern könnte, Sophie zu sehen. Allein, er überstand die Nacht im Zugscoupé recht gut, hielt jene Münze in der Hand, die sie ihm um den Hals gelegt hatte, und freute sich wie ein Kind, wenn er im Halbschlaf ihr liebes Gesicht vor sich sah.

Der Autobus war überfüllt, und er war schläfrig, als er in Lignano seinen schäbigen Koffer dem Schaffner aus der Hand nahm. Er sah sich um und hoffte insgeheim, dass sie ihn abholen würde. Doch er sah sie zunächst nicht, umso schneller schlug sein Herz, als er noch mutlos dastand, sein Hotel auf der Karte suchte und sie um die Ecke bog. Dann hielt er ihre Hand und war froh wie selten zuvor, Fast heiter fand er die Szene im Hotel. Man hatte ihm sein bestelltes Zimmer nicht reserviert, sie saßen dort im Foyer, er hatte die Stirne voll Schweiß. Dann gingen sie hinauf in ein vorläufig angebotenes Zimmer und küssten einander nach hundertachtundsechzig Stunden wieder. Er war müde, doch er fand sie wunderbar. So glücklich sah Sophie aus und braungebrannt.

Man wollte ihm aufgrund der Irrungen ein anderes Hotel beschaffen, egal, er war bei ihr, und das war vollauf genug. Dann sah er ihre Eltern wieder. Man stellte den Zufall fest, der es mit sich gebracht hatte, dass ein Bekannter aus der Jugendgruppe ihrer Tochter genau hier Urlaub machte. Also lud man ihn zu einem Kaffee ein. Danach ging es an den Strand. Da saßen sie auf einem Floß und sahen einander an und konnten nicht genug bekommen vom Küssen, soweit es möglich war vor den Leuten, die Paul aus tiefster Seele zum Teufel wünschte.

Zur Mittagszeit, es war noch glühend heiß, zog Paul dann ins Hotel Capri um, wo er sich ziemlich fehl am Platz fühlte. Es war mondän und viel zu fein für ihn. Doch als Sophie dann nach dem Essen zu ihm kam, das Rad stand unten an der Ecke, da fand er es wunderschön, endlich allein, ganz anders als vorher. Dann sagte Sophie, „Wir müssen gehen!“, und sah ihn lächelnd an. Doch auf der Luftmatratze, draußen auf dem Meer, da hatten sie einander lieb, und seine Hand ruhte auf ihrer Brust, war fern von jedem schmutzigen, lüsternen Tasten, das sie bei anderen Mädchen oft aus einem dunklen Zwang heraus beherrscht hatte. Es war ein Nahesein, ein Glück am anderen Glück, ein Glück an den schönen, jungen Körpern auch, und keine Macht der Welt hätte sie bereden können, dass solches unter Menschen, die lieben, ein Laster wäre, denn da war keine Sünde.

Am nächsten Morgen war es früh schon heiß. Die beiden flüchteten auf der Luftmatratze hinaus auf das Wasser. Er schmeichelte und kostete und genoss ihre sanften Lippen. Er hielt ihr Vorträge dazwischen, dass es nicht unmoralisch sei, die Liebe zu leben, wohl aber über sie schmutzig zu denken. Jedenfalls bekamen es die beiden mit der Angst zu tun, als plötzlich die Luftmatratze immer schneller hinaus und schließlich in Richtung Hafen trieb. Am Leuchtturm waren sie schon lange vorbei, dann trachteten sie einen Wellenbrecher zu erreichen, aber vergeblich. Sie schwammen und ruderten wie verrückt, wurden aber nur immer weiter abgetrieben. Sie waren beide froh, als ein Deutscher sie in sein Boot nahm, das selbst vom Wind oder den Wellen zur Muschelinsel abgetrieben worden war. Endlich am Strand, hatten sie ziemlich weit zurückzugehen. Nachher standen sie noch auf der Terrasse und sprachen weiter über ihre Liebe. Was hätte es anderes gegeben?

Am Abend wollte Sophie Rollschuh laufen. Aus irgendeinem Grund jedoch kam es an diesem Tag zu einem Streit mit Sophies Vater, der ihr Ohrfeigen androhte. Damit empfand Paul immer weniger Sympathie für ihn. Am späten Nachmittag zog ein Gewitter auf. Die dunklen Wolken balgten sich und türmten hohe Wände übereinander. Dann in der Schwärze, grell der erste Blitz, gefolgt vom Brüllen und vom Toben der

Elemente. Blitz, gefolgt von Blitz, dazwischen Heulen, Krachen, der Regen schoss herunter, die Bäume neigten sich. Sophie und Paul saßen auf den überdachten Eingangsstufen des Ferienhauses, waren bestürzt und fasziniert zugleich über das Schauspiel, das sich ihnen bot. Dann bat sie Paul, ihr etwas zu erzählen. Und er erzählte „Faust“.

Das Ferienende kam. Die Familie packte. Auch Paul packte seine Habseligkeiten in jenen früher als schäbig bezeichneten Koffer. Man traf sich bei der Bushaltestelle, reiste mit dem Bus bis Udine und bestieg dort den Zug. Die Familie hatte Plätze in einem Abteil. Da alles besetzt war, begnügte sich Paul mit einem Klappsitz draußen auf dem Gang. Es dunkelte, und Sophie wurde von den gleichförmig ratternden Stößen des Zuges ins Träumen geleitet. Paul aber saß draußen und wachte. Er las François Villon und freute sich an der mittelalterlichen Prallheit des menschlichen Lebens. Der Zug rumpelte, und in Kurven wurde er unsanft zur Wand gedrückt. Da beschloss er, nicht einzuschlafen, und begann zu singen. Er sang alle Lieder, die ihm sein Vater vorgesungen hatte, sich auf der Mandoline begleitend, er sang zum wiederholten Male die „Capri-Fischer“ und „Oggi giorno“, weder Sophies Eltern noch Sophie selbst hörten ihn, der schließlich zum Singen aufhörte, seinen Notizblock herausfischte und begann, seine Eindrücke dieser vergangenen Woche rückblickend tagebuchartig zu notieren. Im Morgengrauen rumpelte der Zug am Wiener Südbahnhof ein und hielt schließlich quiet-schend an. Gähnend und trotzdem vor Begeisterung, wieder daheim zu sein, nahm Hans die Gepäckstücke von der Ablage, reichte sie an Sophie und seine Frau weiter. Alle schoben sich in der Menschenmenge Schritt für Schritt nach draußen, und endlich hatten sie wieder den Boden der Heimatstadt unter ihren Füßen. Verwirrt aufgrund der bevorstehenden, plötzlichen Trennung fiel Sophie Paul kurz um den Hals und ließ sich willig von ihm drücken, sehr zum Ärger ihrer Eltern. Hans trieb Sophie und Weibi rasch zum Taxi, und Paul stand noch und winkte ihnen nach.

Dann begab er sich zur Straßenbahnhaltestelle, bestieg eine ankommende Straßenbahn und fuhr die zwei Stationen bis zur Wohnung seiner Eltern. Nach dem ersten Häuserblock bog er um die Ecke und

stand bald vor seinem Wohnhaus. Er kramte seinen Schlüssel aus der Umhängetasche und sperrte auf. Herr Raby, der Bildhauer kam gerade die Stiegen herunter und grüßte freundlich: „Na, hast einen schönen Urlaub gehabt?“

Als ihn Paul versonnen anschaute und nicht gleich antwortete, meinte er: „Schau, schau, du bist doch nicht verliebt, oder?“ Paul bekam einen roten Kopf, was unter der gebräunten Haut kaum zu erkennen war, brummte etwas und stieg dann rasch bis zur Tür im zweiten Stock hinauf. Als er die Wohnungstür aufsperrte, kam ihm seine Mutter im Schlafrock entgegen.

Erstaunt fragte sie: „Was, du kommst erst jetzt?“

Paul wunderte sich: „Wann hätte ich denn kommen sollen?“

„Na, um Mitternacht habe ich dich in deinem Zimmer singen gehört. Ich bin aufgestanden und habe nachgeschaut, weil ich geglaubt habe, du wärst schon da.“

„Um Mitternacht habe ich zwar wirklich gesungen, aber da bin ich noch im Zug gesessen“, war Pauls Antwort.

## Elisabeth M. Jursa

### KOSMOS

die kleinen Dinge wahrnehmen  
mit all ihren Facetten –  
Schönheit, Spannung  
den Einklang, die Täuschung  
Unruhe, Stille  
die Schwere, das Leichte

in den Kosmos eintauchen  
seine Aura spüren  
das Unverwechselbare –  
im Individuellen das Große sehen  
im Gesamtgefüge das Detail

### LEBEN FÜR LEBEN

mich neu ausrichten  
Tag für Tag  
die Füße Erde spüren lassen  
Gras Moos  
Steine und Wurzeln

auf Reisen gehen  
Nacht für Nacht  
über Wälder und Wolken gleiten  
durch Elemente  
Sphären Dimensionen

im Vertrauen sein  
Leben für Leben  
den Anker im Tropfen sehen  
im Gurren der Taube  
in ihrem Flug

## **FLIEGEN**

durch Raum und Zeit fliegen  
mich ausdehnen  
im Fluss der Ewigkeit  
schweben im Nichts  
und doch verwurzelt sein

verhaftet am Grunde  
meines Ichs  
elfenbeinzart  
still und leer  
rotblühendes Leben  
im Sein verankert

## **SEIT ...**

Seit wir wissen, dass die Erde weder flach noch hohl ist,  
Seit wir glauben, dass sich oben von unten nicht unterscheidet,  
Seit wir sagen, der Boden ist nicht dicht und hart,  
Seit wir lesen, dass der Mensch auf alles Einfluss nimmt,  
Seit wir hören, dass Science-Fiction Gegenwart ist,

Wagen wir uns weit hinaus,  
Schlagen wir jede Richtung ein,  
Halten wir nirgendwo an,  
Suchen wir unser Ziel im Unendlichen,  
Lernen wir, was noch keiner weiß,  
Können wir das Unsagbare umsetzen.

Alexander Peer

# ÖSTERREICH AM ZIPFEL DES KELLNERS

Auf der Suche nach der ursprünglichen Bedeutung des Wortes „Kellner“ stoße ich auf den Hinweis, dass es sich um eine Beamtenbezeichnung handelt. Etwa im oberpinzgauerischen Stuhlfelden nannte man kommunale Größen so. Ähnlich wie früher das Wort „Pfleger“ für den höchsten Beamten einer Region verwendet wurde und heute die etwas weniger mitfühlenden Bezeichnungen Bezirks- oder Gemeindevertreter in Gebrauch sind. Bezirksrichter, Pfleger, Kellner – so bekommt Obrigkeit etwas Wärmendes.

Auf einmal tropft es mir wie Bierschaum von den Augenbrauen, jener, an welchen ich meine verborgenen Wünsche richten möchte, ist mir mit den Jahren durch triste Vernunft und dann durch parasitäre Viren abhandengekommen. Dabei ist klar, dass auch er als Adressat überfordert bleibt. Zwar gilt der Barman als Ikone abendlicher Psychoanalyse, der ungefragt meist nicht nur die materiellen Scherben des umgestoßenen Glases wegkehren muss, sondern auch die immateriellen des holistisch gebrochenen Individuums. Aber wie kann er wirklich zum Verschwinden bringen, was bedrückt? Wie emporholen, was versunken? Wie ins Helle zaubern, was im Dunkeln brütet?

Schließlich vermutet man, dass der lateinische Ursprung *Cellarium* dem heutigen Kellner zugrunde liegt und damit nicht nur die Vorratskammer, sondern das Wesen der Mönchszelle. *Cella in Bisontia* etwa heißt es in der *Notitia Arnonis* über die Gründung des idyllischen Zell am See. Schier unüberblickbar ist die Zahl österreichischer Orte mit einem „Zell“ im Namen. Überall herrscht dem Namen nach mönchische Verschwiegenheit. Deshalb war der Wirtshausbesuch immer schon ein Surrogat, eine Handlung mit dem Eingeständnis, dass hier nicht die

Erfüllung zu finden sei, sondern bloß die Hülle davon (die ‚Hüsn‘). Weil aber eben auch diese Hülle, diese wahrlich tapfere wie metaphysische Ersatzhandlung wärmt, folgt Woche für Woche der Gang zum Tresen, zum Gottesdienst der bacchantischen Konfession. Diesen Tribut konnte eine lutherische Reformation nie unterbinden. Zwischen romanischem Pathos und germanischer Kalkulation süffeln wir Österreicherinnen, Österreicher und durch Österreich heillos kontaminierten Menschen dahin.

Die dabei zutage geförderte Literatur versteht sich entweder als sprachspielerisches Narrentum am Abgrund der Wissensgesellschaft oder als faustische Obsession gegen jeden und alles. Ein Essay mit dem Titel „Was vom Ablasshandel übrigblieb“ sollte verpflichtend von jedem Wirtshausmissionar ab einem Promille verfasst werden. Rettung täuschen uns slawisches Savoir-vivre und aristokratische Relikte vor. Wenn schon unterhaltsame Unsterblichkeit, umfassende Liebe oder beklemmender Reichtum in der Regel unmöglich sind, einen Wunsch erfüllte der Kellner verlässlich, und besonders einfühlsam erklingt er unverhohlen im Wiener Dialekt: „Schani, a Kriagl, gach!“

## Siljarosa Schletterer

### WAS DEIN KÖRPER WEISS

+ niemand sieht:  
die träume + berührungs  
gedächtnisse die ahnen

grafitis + zuschreibungen  
die spitznamen + mut  
maßungen die ungewollten  
die ungeweinten

tränen die unpassenden  
schubladen das immer mehr  
das immer zu wenig  
all das speichert dein körper

all die ersten male  
+ letzten  
umarmungen das inne  
halten die abschieds

briefe großmutter  
hände alle sprachen  
der plüschtiere alles rufen  
der toten die grammatiken

der fingerkuppen + die un-  
sicherheit der generationen  
all das sieht niemand aber  
weiß dein körper

### DEI KÖRPER WOAS EPPAS

des niemand siehcht  
er haltet gschichta zwischå  
da rippa zruigg

d'surga + d'angsch  
vom ale + ele vor muater o  
's letsche pfiati unterm  
kachelofe 's erschte versteckå

+ di mit all deine blick  
all des isch ingschrieba i dir  
alle unglebte troum d'bilder  
vo de ålte alles blede gred

name dia miar it gwellt hoaba  
alles it grearte alles hudle +  
gneatig sei  
dia z'enga schubladekaschtle

's erschte bussle 's letschte ghebt  
wera d'abschiedsbriefla  
+ dia z'groaße schuach vom tatte  
odr 's ruafe vo de toate o

d'sprach vo de stoffviechle  
's erschte kribbla im bauch  
+ dr gruch vo ale's händ  
all des damerkt sich dei herz

**KAMP 48°36'58.8'' N 15°29'51.2'' O**

wasser hat seinen eigenen fingerabdruck  
erkennst du ihn im kräuseln der wellen  
nennst du seinen namen

**DIJKSGRACHT 52°22'41.9'' N 4°54'44.9'' O**

als messiaens  
quatuor pour la fin de temps  
ausklang

war das ticken der uhr  
nicht  
überhörbar

ein atem in  
zweien  
sozusagen

**INN 47°16'25.5'' N 11°23'41.9'' O**

gewässer sind immer passend gekleidet  
emotionaler stilbruch  
ist ihnen unbekannt

wechselt ihre stimmung  
siehst du flusstage  
später noch

*Die ersten beiden Gedichte stammen aus dem noch unveröffentlichten Projekt „einschreibungen – ein körperdiktat“, die restlichen aus dem Band „azur ton nähe – flussdiktate“, Limbus Lyrik, 2022.*

Elisabeth Schrattenholzer

# SARAMAGO-KORREKTUR MARIA HAT NEIN GESAGT

Gesprächsprotokoll. Auszug. Beteiligte: F (Frau), J (José) und G (Herr Google).

F | Nein, José. Hat er nicht. Damals am Kreuz. Falls er am Kreuz. Damals sind viele am Kreuz gestorben. Nein, José, er hat nicht gesagt, aufschreiend zum offenen Himmel, *Menschen, vergebt ihm, denn er weiß nicht, was er getan hat*. Er hat auch nicht gesagt, *Vater, in deine Hände lege ich meinen Geist*, wie die Bibel behauptet. Sicher nicht. Sagt denn jemand Vater zu dem, der gerade dem eigenen, qualvollen Sterben mit Genugtuung zuschaut? Zu einem, der das Gebot, du sollst nicht töten, einfach ignoriert?

Da mag sich der Himmel öffnen, die Sonne verdunkeln, der Vorhang des Tempels zerreißen: Der ist nicht mein Vater, der so etwas tut. Und der ist sicher nicht mein Gott.

Und übrigens, José: Maria hat Nein gesagt.

J | *Norz, chchchrz, krächz*. – Hallo. – *Kchkh* – Ich ...

F | Oh! Findest du doch einen Draht zu mir. José? Bist du es?

J | *Krachtz, sim, kchm*.

F | Das heißt Ja, oder?

J | *Tenho vergonha de dizer o que experiencio*.

F | Sorry, so viel Portugiesisch kann ich nicht.

G | Darf ich aushelfen. Herr Saramago meint: Es ist ihm peinlich zu sagen, was er erlebt.

F | Danke, Herr Google. Sagen Sie ihm bitte, ich weiß, er gibt nicht gern zu ...

G | Verzeihung, dass ich Ihnen ins Wort falle. Senhor Saramago versteht und spricht recht gut Deutsch.

F | Noch besser! Dann direkt. Du gibst nicht gern zu, José, dass du überhaupt noch wo bist und dich mit mir unterhalten kannst. Von da drüben. Wo du zu deinem Erstaunen aufgewacht bist!

J | *Kchschs, knrzz* ... Bevor du noch mehr Unsinn verlautbarst, sehe ich mich gezwungen, mich einzumischen. Meinetwegen hat er am Kreuz, falls er am Kreuz, *chchchnx, kraktz*. Aber wozu Maria! Der Vater-Teil zürnt seinem paradievertriebenen Werk, der Sohn-Teil will ausgesöhnt sein. Innergöttlicher Vater-Sohn-Konflikt. Wer braucht Maria. *Knorz*. Romantischer Schwachsinn. Du hast überhaupt nichts verstanden.

F | Deine Frauenfeindlichkeit in Unehren, José. Bewunderung und Respekt wären mir lieber. Aber du musst zumindest zugeben, der Sohn wäre körperlich nicht auf der Welt ohne eine Maria. Kein einziger Mann läuft herum, der nicht von einer Frau geboren worden ist. Auch du wärest nicht dagewesen, wenn deine Mutter dir nicht das Leben geschenkt hätte

J | Fürwahr eine bedauerliche Tatsache, diese Notwendigkeit der Geburt. – *Hust – in Wahrheit gibt es Dinge, die selbst Gott nicht versteht, auch wenn er sie erschuf*. Beschrieb ich doch Maria einfach *als ahnungsvolles Eheweib, das seine Pflichten kennt*. Und ich ließ Josef über den Unsinn solch eines Lebensbeginns befinden, *erinnern wir uns, dass ja all dies als schmutzig und unrein gilt, von der Schwängerung bis zur Geburt, das schauerliche Geschlecht des Weibes, Schlund und Abgrund, Sitz aller Übel der Welt, das labyrinthische Innere, das Blut und die Säfte, die Ausflüsse, das Platzen der Fruchtblase, die eklige Nachgeburt, mein Gott, warum beharrtest du, dass deine bevorzugten Kinder, die Mannsbilder, aus diesem Unrat kämen, wäre es doch besser, für dich und für uns, du hättest sie durchscheinend und aus eitel Licht gemacht, gestern, heute und morgen*.

F | Furchtbar, was du ihn da sagen lässt. Furchtbar, José! Absolut furchtbar. Du bist derjenige, der überhaupt nichts verstanden hat, gar nichts. Von dieser Abscheu vor dem Weiblichen könnten sogar die Vaterreligionen noch lernen. Erinnern wir uns doch lieber an Ehrfurcht vor dem Leben und dem Weiblichen, statt an Ehrfurcht vor

Schlachtengemetzel, Leid und Tod als göttlich. An liebevollere Kulturen. Vor ein paar Tausend Jahren. Da wissen sie noch, dass die Goldene Pforte der Frau es ist, die mit ihren Strahlen aus Licht und pochendem Blut und Alabasterwandhänden den Mann umfängt und dann mit ihren eigenen Rubinblutsäften und nach kraftvoll erhabenen Regeln ein Menschenleben trägt, bis sie, nach den hohen Gesetzen der Natur, ein neues Menschenleben dem Licht schenkt. Das ist heilig. So kommen Frauen, Männer und alle zur Welt.

J | *Boshaftes Gehüstel* Außerdem ist sie gar nicht gefragt worden, deine Maria. Ihr wurde mitgeteilt, dass sie Mutter werden wird. „Aus Gottes ew'gem Rat hat sie ein Kind geboren“, wie ihr so schön singt im Advent. Sie konnte gar nicht Nein sagen.

F | Da hast du recht, aber auch nicht. Etliche Marien haben Nein gesagt, bevor die dort kurzerhand die gewünschte Geschichte selbst erfunden haben ...

J | Die dort? Wer „die“?

F | Die Patriarchen. In deren Geschichte bekam Maria keine Chance, Nein zu sagen. Die produzierten Fakes und PR. Und es hat gewirkt. Denn wenn die gottausgewählte aller Frauen gehorcht, was sollen denn dann die vielen anderen sagen, wenn Männer Dienste verlangen oder sie schwängern wollen? Sehr schlaue PR: Gott will es so.

J | *Krz, kchnk*. Schon diese deine Fantasien beweisen, dass du nicht denken kannst. Eben. Weil du eine Frau bist.

F | Jetzt müsste ich vor Zorn so knarzen wie deine himmlischen Leitungen. Aber die Energie spare ich mir. Ich musste mir einmal das Kompliment gefallen lassen, die männliche Klarheit meiner Gedanken sei bewundernswert.

J | Aber du kannst nicht behaupten, dass du mich, Saramago, korrigierst. Ich schreibe doch, dass die Sache mit dem Gott falsch ist. Von Anbeginn der Welt und von Natur aus ist die Minderwertigkeit der Körperlichkeit deutlich. Und immer schon musste die Frau dienlich sein.

F | Alles Fake, mein Lieber. Und Geschichtsfälschung. Die histori-

schen Fakten zeigen anderes. Jahrtausende Frieden, weil das Weibliche und die Frauen als die, die das Leben hervorbringen, im Mittelpunkt der Verehrung standen. Bis erfunden wurde, die Frau komme aus dem Mann. Aus seiner Rippe. – Willst du nicht ein bisschen husten, José? Jetzt würde es passen. – Mithilfe eines göttlichen Kaiserschnitts gebiert der Mann die Frau. Dann isst er von Evas Apfel, und dafür muss sie ihm ewig gehorchen. Ein genialer Gründungsmythos. Alle Macht den Adams. Für das männliche Kolonialisieren der Frauen und der Welt. So will es Gott.

J | *Drrrr*. Wie kommt man auf so verdrehte Deutungen?

F | Meinst du die Bibel oder mich?

J | *Dr-chrrr*. Dich.

F | Durch meine Gespräche mit Maria. Sie hat mir gezeigt, wie ich aus Verdrehtem das Ursprünglichere herauslese.

J | *Schnorz*. Sag gleich, du warst in Lourdes oder Fatima dabei oder hast selbst irgendwelche Erscheinungen gehabt!

F | Nein. Ich war zu Hause. Das begann als Kind. Sag, kannst du die Gedanken von Kindern lesen von dort, wo du bist?

J | Wie alt?

F | Fünf, sechs, sieben Jahre etwa.

J | Ach je! Da sind sie Wolkengebilde, Erde, strömendes Wasser, Feuer ... Sie denken selten in Worten. Da ist alles gemüthhaft.

F | Na, dann übersetz dir das Gemüthhafte in Worte. Oder lass es dir erzählen. Hier mein ganz junges Ich. Lassen wir sie sieben Jahre sein.

// Sonntag. // Sie geht zur Kirche. Alle gehen in die Kirche, wenn sie zu denen gehören, die es richtig machen. Mama geht früher. Damit sie kochen kann. Papa geht später, damit er ausschlafen kann. In der Mitte ist die Kindermesse.

Sie geht alleine. Aber sie wird Freundinnen treffen. Der große Bruder ministriert schon. Er wird vorne sein. Beim Priester. Und er darf schon diese Viererglocke läuten. Das ist schwer, aber er hat es gelernt. Sie hat gelernt, der geschundene Tote dort vorne am Kreuz mit den Nägeln in Händen und Füßen, das ist der Erlöser, und sie soll sein

Fleisch essen. Sie fürchtet sich immer vor der Kommunion. Ihr ekelt jetzt schon davor. Sie darf es aber niemandem sagen. Das ist zu tief drinnen. Wenn sie etwas nur von sich alleine kennt, das kommt nicht heraus. Auch wenn sie es sagen will. Dafür hat sie keine Worte gelernt. Und zur Beichte muss sie jetzt auch schon gehen. Aber das mit dem Ekel ist so tief drinnen. Die Erwachsenen lachen bloß. Oder sie hören es gar nicht. Und was soll sie überhaupt beichten? Den Ekel vor dem Fleisch des Gemarterten? Ich habe das Morgengebet vergessen, sagt sie meistens. Oder das Abendgebet. Eigentlich ist das eine Lüge. Sie will am Morgen und am Abend nicht beten. Sie müsste also beichten, dass sie gelogen hat. Geht alles nicht. Am Ende der Beichte bekommt sie dann eine Buße auf. Meistens soll sie Vater unser und Gegrüßt seist du, Maria beten. Dazu kniet sie auf dem Schemel vor der Marienstatue. Sicherheitshalber rattert sie die Gebete in Gedanken herunter. Man weiß ja nie. Vielleicht ist etwas dran, was sie nicht versteht. In ihr brennt die Frage, was das alles soll mit diesen Anweisungen und mit diesen Erwachsenen. Verzweifelt schaut sie auf Maria. Maria lächelt als Antwort. Das Kind versinkt in diesem Lächeln. „Noch glüht deine Liebe tief im Herzen mir“, heißt es in dem Marien-Lied, das sie so mag. Sie nimmt es als Versprechen, dass, wenn sie groß ist, Maria ihr alle Antworten geben wird, die sie sucht.

J | *Kchnz.* Und du meinst, das hat sie dann getan? Sie hat mit dir geredet! Deine Überheblichkeit ist ja schon fast himmlisch, oder? Wo nimmst du diesen kruden Gedanken her?

F | Das waren jetzt mehrere Fragen auf einmal. Also zuerst: Ja, das hat sie. Irgendwie hat sie mit mir geredet. Viele Bücher haben das auch getan. *[h] Despotische Menschen sind ängstliche Charaktere. Diese verklemmten Heuchler steinigen oder kreuzigen ihre eigenen verdrängten Wünsche und Sehnsüchte. Und ihre Ängste vor dem, was sie nicht kennen [h].* Und aus ihrem Zorn auf das, was sie nicht können, schmähen sie das Weiblich-Fruchtbare. Statt dass sie sich mitfreuen und mitgestalten.

J | Allein gestalten! Oder töten. Nicht mitgestalten. Mit den Frauen! Aber ich weiß schon. Knorz. Jetzt kommt doch sicher das, was du dem König Laios rätst, nachdem sein Sohn Ödipus geboren worden ist.

F | Was! Du hast meine Romane gelesen?

J | Nein. Deine Gedanken.

F | Ja! Die Freuden erzählen, die König Laios leider nicht ertrug. Die ihn nur zu noch mehr Wut auf das neue Leben und zum Töten anstachelten: *Durch den Sehr-sehr-Jung pulsten Sterne an sein Herz, die ihn schreckten. Weiche Sommernächte berührten seine Haut, frühe Sonnentage brachten einen Jubel in sein Merken, den er längst abgedreht hatte. Olivenbäume sprachen zu ihm wie Menschen. Gesang hallte in ihm wider, der von Vögeln kam, von Steinen und von Bächen, die Freundwesen waren. Der Duft von Kraut und Blüten schlug ihn zu unbeherrschlichem Sinnen. Innenfreude meldete sich.*

J | *Frxxx*. Da schreibe ich doch wahrlich lieber darüber, wie Menschen gemartert, gekreuzigt, gemeuchelt, durchbohrt, zersägt, erschlagen, gesteinigt, enthauptet, aufgehängt oder verbrannt wurden. Und klage Sohn und Vater seitenweise an, was sie an Elend in die Welt gebracht haben.

F | Du sagst es. Genau deswegen haben alle Marias Nein gesagt: Daran wollten sie nicht mitschuldig sein. Auch kein Engel hätte sich dafür hergegeben, so etwas zu verkünden. Und, siehst du, das trennt uns. Ich schreibe lieber darüber, wie wir uns mit einem anders konditionierten Gehirn fühlen würden.

J | *Brrr*. Oh nein, nicht auch noch diesen Traum!

F | Aha, du weißt schon wieder, was jetzt kommt. Doch. Genau das. Die ursprünglichen Kräfte gehören in ihrer Kreativität belassen und gewürdigt. Das Leben und das Lebendige schätzen, keine Trennung zwischen Körper und Geist für möglich halten: Würde unsere Wahrnehmung so funktionieren ...

J | *Pfrkkkch*. Ich beende die Verbindung.

F | Feigling! Aber falls du insgeheim doch noch zuhörst, hier also der Traum: Ich werde gefragt, ob ich an ein frühägyptisches Leihgehirn angeschlossen werden möchte. Das waren Menschen, die alles als beseelt erlebt haben. Klar, das will ich, sage ich. Was folgt, ist ein inneres Erdbeben. An Wohlgefühl. Alle Himmels- und Sternengewänder, die

ich je auf Marienbildern gesehen habe, durchwogen mich mit Gold und Blau. In der Brust haben Himmel und Erde gleichzeitig Platz. Sehen, hören, riechen, atmen, ein Genuss. Was mich mit dem Staub zu meinen Füßen verbindet, muss ein subatomares Funkeln in uns beiden sein, und so geht das weiter. Die Frau, die mich gefragt hat, stimmt einen wiegenden Singsang an. Etwas in mir blüht auf. Erinnerung. Erinnerung an eine Zeit ohne Schmerz. Eine Sicherheit, die in ihrer Gewissheit alles durchdringt, alles übersteigt. Eine Zeit ohne Fragen, ohne Zweifel. Wie Sterne im Dunkel einer Sommernacht, wie das Strahlen unzähliger Sonnen. Die ganze Welt war daraus gemacht. Ich drehe mich mit unzähligen Lichtspiralen. Erkennen, nicht benennbar in seiner Schönheit. Bruderstimmen und Schwesterstimmen. Keine Wunden mehr, keine Demütigungen, alles immer schon Geschwisterstimmen der Sterne. Eine nie gekannte, freudige Wertschätzung von allem, für alle und alles. Aber dann taucht der Apfel auf. Mir ist klar, das ist die Erfindung der Schuld. [m] *Der weibliche Drang nach Erkenntnis wurde von Gott dem HERRN schwer bestraft. Der männliche Drang nach Herrschaft und Gewalt dagegen wurde unter einen besonderen göttlichen Schutz gestellt.* [m] Da bin ich aufgewacht.

G | Die Verbindung funktioniert nicht mehr.

F | Meinen Sie die zu José oder zu unserer Glücksfähigkeit?

*Nicht näher gekennzeichnete oder zuordenbare Zitate sind kursiv gedruckt und aus Saramago, José: Das Evangelium nach Jesus Christus.*

*Deutsch von Andreas Klotsch. Reinbek bei Hamburg: Rowohlt 1993;*

*„Menschen, vergebt ihm ...“, S. 511; „ahnungsvolles Eheweib ...“ und*

*„in Wahrheit ...“: S. 27; „erinnern wir uns ...“, S. 85.*

*Die mit [h] gekennzeichneten Zitate stammen aus Hassan, Sherzad: Die Nacht, in der Jesus herabstieg. Aus dem Kurdischen (Sorani) von Ute Cantera-Lang und Rawezeh*

*Salim. Graz: Klingenberg 2022; und zwar „Despotische Menschen ...“ und*

*„ihre eigenen verdrängten Wünsche ...“, S. 64.*

*Das mit [m] gekennzeichnete Zitat ist aus Mulack, Christa: ... und wieder fühle ich mich schuldig. Ursachen und Lösung eines weiblichen Problems. Stuttgart: Kreuz 1993, S. 95.*

*Das Zitat, das F sich zuschreibt, stammt aus Schrattenholzer, Elisabeth: Ich habe das Wort so gern. Die Reise der Hiran Ganimud. Wien/Klosterneuburg: VaBene 2003, S. 30.*

*– Der Traum ist (adaptiert) aus Schrattenholzer, Elisabeth: ... und Jesus war eine Frau.*

*Wien: Septime 2012, S. 143 f.*

**Brigitte Stuber**

# **HOSNI, DER GOLEM**

**Jerusalem, August 2009**

In einem Garten in Jerusalem. Zwischen dunkelrotem Oleander und Fächerpalmen. Samtig schwarz die Nacht. Ein Schatten löst sich aus der Dunkelheit.

Hosni. Hosni kommt. Hosni steht. Hosni bringt. Schattenhaft. Steif, hineingesteckt in einen fremden Anzug, steht Hosni da. Wartet auf das Codewort. Hosni, der Golem. Ruckartig bewegt sich der Golem. Trägt die gestreifte Krawatte wie einen Fremdkörper, gesenkten Blicks, scheu. Fast unsichtbar. Ein dienstbarer Geist. Der Wortmagie seines Namens gehorchend: Hosni. Hosni dies, Hosni das. Und Hosni bringt dies und das.

Hosni, der Djinn.

Das graue Haar sorgfältig gekämmt und gescheitelt, klamm, fast an den Kopf geklebt. Nichts scheint zu Hosni zu gehören. Hosni, wie Peter Schlemihls Schatten, sitzt – abseits – an einem Mamortisch, mit Blick auf unsere Runde, trinkt ein Glas Rotwein, raucht, allein und schaut ins Nichts. Verloren.

Hosni soll sich dazusetzen. Hosni weigert sich, ziert sich. Hosni gehört nicht dazu.

*„Hosni, bitte! Da ist ein Sessel für dich und ein Glas Wein vom selben, Besonderen, vom Keller des Hoteldirektors, von Paolo. Komm, setz dich zu uns.“*

Hosni setzt sich hinein zwischen die Männer, die sich zu bewegen wissen, die zu reden wissen, die die Welt kennen. Hosni sitzt dazwischen, will keinen Raum einnehmen, legt die Ellenbogen an. Hosni kennt diese Welt auch, die Welt dieser entspannten Männer, von außen. Es ist nicht seine Welt. Seine Welt ist eine andere.

Hosni ist unsicher in dieser Welt. Hosni muss aufstehen und den Anzug zeigen, den eleganten hellgrauen Anzug, den ihm der Antiquitätenhändler Munir, sein Habibi und Padrone, geschenkt hat, den perlgrauen Anzug. Und wie er passt! Hosni sieht verkleidet aus. Er spielt gutmütig mit, lüftet das Sakko seines Kostüms wie ein Tanzbär und lässt das Pierre-Cardin-Schild am hellgrauen Seidenfutter blitzen und bewundern.

„Was aber sage man zu Hosnis Seidenkrawatte?“, fragt Munir.

Hosni befingert die Seidenkrawatte und rückt sie zurecht. Die Zähne habe er dem Hosni neu machen lassen, bei seinem eigenen Zahnarzt. „Zeig die Zähne, Hosni.“

Voll vertraue er, Munir, dem Hosni, untertags wäre Hosni oft im Geschäft. Allein. Hosni senkt demütig und dankbar den Blick. „Stimmt es, Hosni?“, fragt Munir. „Stimmt es, Hosni, mein Freund?“ Und Hosni nickt, scharrt mit den Füßen und blickt zu Boden.

„Hosni ist ein Mörder“, sagt der Antiquitätenhändler sachlich. „Das hättet ihr nicht gedacht, oder?“ Hosni lacht verlegen. „Nicht wahr, Hosni, du bist ein Mörder?“ Und Hosni nickt. Zu uns: „Wirklich, er ist ein Mörder. Aber er hat alles gebüßt. 15 Jahre ist er in einem amerikanischen Gefängnis gesessen. 15 Jahre. Nicht, Hosni?“ Und er, der Antiquitätenhändler, habe ihm eine Chance gegeben, wieder einen Menschen aus ihm gemacht, ihm einen neuen Anzug gegeben, neue Zähne (5000 Dollar hätten die gekostet). Warum und wen Hosni ermordet hätte?

„Seine Frau und ihren neuen Mann.“ Hosni wäre wegen ihr in die Staaten gegangen. Dort hätte sie einen anderen, besseren, reicheren Mann gefunden. Ihre Familie hätte sie unterstützt. Reicher war der Mann als Hosni. Hosni war überflüssig. Konnte gehen. Und Hosni ging. Hosni ging und kaufte eine Pistole. Er nahm die Pistole, ging zum Hotel, wo seine Frau und ihr neuer Mann die Hochzeitsnacht verbrachten, ging ins Zimmer und erschoss beide. Puff! Und dann: 15 Jahre Gefängnis in Amerika. Und zurückgekehrt. Ein gebrochener Mann. Die Ehre bewahrt, aber sonst.

„Das war nicht gut“, sagt Hosni. „Ein Fehler.“ Hosni blickt seine

Hände an, sie zittern leicht. Es sind ganz gewöhnliche, verlässliche Hände, breit und verlässlich. Verlässliche Mörderhände. Und kein Mal auf der Stirn. Wir alle sitzen im Dunkel. Mich fröstelt.

„*Hosni hat eine Freundin*“, lacht der Antiquitätenhändler, „*sie ist hübsch und in Ordnung und passt zu ihm, gelt Hosni?*“ Hosni lacht. „*Heirate sie doch, Hosni!*“, sagt der Antiquitätenhändler, „*worauf wartest du noch? Sie gefällt dir doch. Heirate sie*“ Hosni schüttelt den Kopf und lacht. „*Dann richte ich die Hochzeit für euch aus. Ich zahle alles für Hosni, weil er mein Freund ist. Ich vertraue Hosni, dem Mörder, mehr als meiner eigenen Familie, gelt Hosni? Er steht in meinem Geschäft und macht es ebenso gut wie ich, wenn nicht besser, gelt Hosni?*“

Hosni nickt, wechselt seine Sitzposition, scharrt mit den Füßen und trinkt mit gesenkten Augenlidern. Munir friert. Hosni springt auf, ruckartig, bringt einen Pashmina für den Gönner und Freund. Sacht legt er den weichen Schal um dessen Schultern. „*Danke, mein Freund!*“

„*Hosni bedeutet im Arabischen der Schöne, der Gütige, der Vortreffliche. Ja, gütig und vortrefflich ist er, der Hosni, bei der Schönheit bin ich mir nicht so sicher! Da müsste man seine Freundin fragen, gelt Hosni?*“ Munir lacht. Hosni zuckt die Achseln.

Ich spreche von Düften. Dass ich oft von ihnen träume. Auch von fremden, nie gerochenen. Einst in Jericho erriet ich – unter Orangenbäumen und roten Weihnachtssternen – die Düfte der Kräuter: Rosmarin, Thymian, Oregano, Pfefferminze ...

Zur Belohnung durfte ich mir so viele Orangen pflücken, wie ich wollte. Dann ging ich dem Duft der Mimose nach. Und fand den Baum voll gelb-pelziger Blüten. Und brach ein Zweiglein. Und war überwältigt vom Duft. Wie meine Begleiter aus dem hohen Norden. Die zum ersten Mal Mimosenduft rochen.

Hosni lebt auf. Er schaut auf, hat plötzlich einen Blick, richtet ihn erstmals auf mich.

„*Das ist selten*“, sagt er, „*dass jemand Düfte träumt. Ganz selten. Der, der Düfte träumt, ist ein guter Mensch, muss ein guter Mensch sein.*“

Hosni liebt Düfte. Er macht zärtliche Zeichen in der Luft. Zeichnet

Düfte nach. Duftströme. Der Antiquitätenhändler holt eine Phiole Amber und Jasmin. Amber. Amber muss es sein. Bernsteinfarben. Exotisch. Ich lege die Phiole in das Perlmutterkästchen zu den silbernen Ohrgehängen. Zärtlich streiche ich über das Jadecollier an meinem Hals. Es ist kühl. Wie die Nacht. Kühl und trunken.

Im Taxi frage ich mich, wie ich mir einen Mörder vorgestellt habe. Auf keinen Fall wie Hosni.

Monate vergehen. Ich höre von Munir, dem Antiquitätenhändler. Er hatte für Hosni die Hochzeit ausrichten lassen. Ihm einen neuen Anzug gekauft, neue italienische Schuhe.

Die Tafel hätte er für 50 Gäste ausgerichtet. Den Blumenschmuck. Essen vom Feinsten. Trinken vom Besten. Für die Braut ein Jadekollier als Morgengabe gekauft. Hosni eine Schweizer Uhr, eine teure Uhr, eine Markenuhr. Die Tafel wäre vor seinem Antiquitätengeschäft ausgerichtet gewesen. Glücklicherweise habe Hosni ausgesehen. Glücklicherweise und dankbar.

Und dann war er plötzlich aufgestanden, der Hosni. Abrupt. Der Sessel kippte nach hinten. Die Gäste verstummten. Mechanisch schritt er – wie eine Gliederpuppe. Den Blick starr nach vorne gerichtet.

„Was ist dir, Hosni, mein Freund? Wohin?“, fragte ich. Er antwortete nicht. Weiter ging er mit steifen Schritten. Langsam. Gemessen. Er verschwand im Dunkel, verschluckt von der Nacht. Kurze Zeit später hörte ich ein Geräusch. Es kam aus dem Antiquitätengeschäft. Meinem Antiquitätengeschäft. Es klirrte. Dumpfes Poltern drang heraus. Was konnte das sein? Vorsichtig näherte ich mich. Versuchte meine Augen an das Dunkel zu gewöhnen. Endlich stand ich beim Eingang. Da sah ich Hosni. Im matten Rotlichtschein der marokkanischen Pendelleuchte stand er da, der Hosni. In der Hand hielt er eines meiner kostbaren arabischen Schwerter, einen Scimitar, einen Krummsäbel aus echtem Toledostahl gehärtet. Da stand er. Wie ein Rächer. Schon hatte er zwei meiner kostbaren Glasvitrinen zertrümmert, auf den Fliesen lagen Glassplitter und Schmuck. Zerfetzt lagen zwei meiner Ballen wertvollsten Damaskusbrokats. Und wieder sauste der Säbel nieder.

Diesmal auf meine kupferne Teekannensammlung. Metallisch klappernd sprangen die Kannen in alle Richtungen. Klirrend schlugen sie auf.

*„Halt ein, Hosni“, schrie ich „was tust du? Ist das deine Dankbarkeit? Du schlägst alles kurz und klein, läufst Amok, zerstörst mein Geschäft, mein Leben? Wieso, Hosni, wieso?“*

Kurz hielt er inne in seinem Verwüstungswerk, Hosni, der Golem. Strich sich – wie aus einem Traum erwachend – über die Augen, sah sich um, ließ den Säbel rasselnd fallen.

*„Ein Sklave der Dankbarkeit war ich“, sprach er dumpf „dein Sklave, Munir, deine Dankbarkeitsgeisel. Keinen Tag, keine Stunde hast du es mich vergessen lassen. Das ist keine Freundschaft, das ist schlimmer als Gefängnis: Es nimmt dir die Luft zum Atmen, erstickt dich. Es ist genug.“*

Tief seufzte er auf, Hosni, der Golem. Tief beugte er sich hinunter. Was hob er auf? Einen silbern schimmernden Sarazenerdolch! *„Nein!“*, schrie ich. Aber schon holte er aus und stach sich tief, ach, so tief den Dolch ins Herz. Hinsank er auf die zerschnittenen Stoffballen, rot färbte sich der blau-silberne Brokat. Da lag er, Hosni, der Golem.

*„War er nicht mein Geschöpf gewesen? Hatte ich ihm nicht alles gegeben?“* Das fragte Munir, der Antiquitätenhändler. Wer wüsste da eine Antwort?

Katharina Tiwald

# ANDERSWO GOLD

*München, 8. November 1923 – am Vorabend des Naziputsches. Der Burgenländer Hans Tschertz, der eigentlich in die USA auswandern möchte (am liebsten mit der verehrten Kathi), ist auf dem langen Weg nach Westen wegen widriger Umstände unter die Zeitungsaussträger des „Völkischen Beobachters“ geraten.*

Tschertz beeilte sich, seine Zeitungen loszuwerden und jeden Schnaps abzulehnen. Kaum hatte die Novembersonne alles aus sich herausgepresst, was in dieser Zeit nur irgendwie möglich war, galoppierte er bereits durch den Nordfriedhof, seinem Ziel in der Schellingstraße entgegen, und rannte dort beinahe einen käsesichtigen Mann in einem zerknitterten Trenchcoat um, der selbst recht eilig auf den gekiesten Wegen hin und her marschierte, höchst unfreundlich dreinsah, auch ohne den Zusammenknall mit einem burgenländischen Sprinter, und unbeholfen und mürrisch an einer Zigarette paffte, die fürchterlich stank.

„Können Sie nicht aufpassen, Mann?“, kläffte er auch schon, der Käsig, erstarrte aber, als er aus Tschertz' Ledertasche noch zwei, drei Exemplare des „Völkischen Beobachters“ lugen sah (Tschertz hatte gedacht, wenn morgen alles anders würde, könnte er heute geruhsam die letzten Exemplare an der Friedhofsmauer wegschmeißen und sich ersparen, in die letzten Winkel seiner Route zu kriechen).

„Sind Sie vom ‚Völkischen Beobachter‘?“

„Ähm ... ned direkt.“

„Also indirekt?“

„I bin nur ... i trog nur aus.“

„Aha. Sie tragen NUR aus.“

„Is kua schlechte Oabeit.“

„Warum“ – der Käsigie wummerte auf der Silbe „rum“, als dresche er auf eine Trommel – „waRUM sollte das auch eine schlechte Arbeit sein?“

„I ... i ... des hob i jo ned gsogt! Passt eh.“

„Sind Sie Österreicher?“, fragte der Käsigie.

„Jo.“

„Und woher?“

„Ähm ... ausm Burgenlaund.“ Tschertz dachte, dass er diesen Käsigen nie wieder sehen würde, schon gar nicht zusammen mit Kathi: und wenn er so viel reden musste, dann wollte er sich nicht verstellen.

„Soso. Das Burrrenland ...“ Tschertz hatte gar nicht gewusst, dass es in diesem Wort so viele r gab.

„Jo. Kennan S' des? Des hod friacha Westungarn g'haaßn. Gaunz im Ostn vo Östarreich.“

„Das Burrrenland! Auch so eine Missgeburt von Bundesland“, fuhr der Käsigie unbeeindruckt fort.

„Ähm. Vos hom S' gsogt?“

„Jaja, Sie haben schon recht gehört, guter Mann. Kein Bundesland! Eine Missgeburr! Wie überhaupt dieser lächärläche Fetzen von sogenanntem Österrreich! Fühlen Sie sich denn nicht vielmehr als Deutscher?“

„Na jo ...“ Tschertz überlegte ein bisschen. „Also jetzt, wo i in Deitschlaund bin, tät i sogn: Naa.“ Er sei aber noch nicht lange hier. In Loipersbach, früher, wenn er im Wirtshaus gegessen sei, resümierte Tschertz, und „die Depp ... äh, die Ungarn“ aufgespielt hatten, hätten er und seine Mama sich geärgert, „weil wos brauchn mia an Tschardasch?“, da hätte er gesagt: Jaja, er sei Deutscher. Aber da? „Doda“, schloss er, „doda iagendwie ned so.“

„Wenn ich Sie mir so anschau“, sagte der Käsigie, „dann wird wohl etwas Zigeunerblut in Ihnen sein? Hm?“

„Oiso, mit Verlaub ...“ – es war wieder eine dieser Sekunden, in denen Tschertz vergaß, wie er hieß und wo er war, er flog einfach aus sich hinaus davon und sagte: „Sie schau aa ned grod aus wie a Schwede ...“

Der Käsige verfiel in Schnappatmung und verschluckte sich am Rauch.

„... und moagn, moagn foah i noch Amehriga“, fuhr Tschertz fort, schon etwas weniger frank und frei, weil er sich daran erinnerte, wie er hieß und wo er war und dass er eigentlich fremde Leute nie gemocht hatte – schon gar nicht, wenn sie zurückredeten.

„Wird gut sein!“, bellte der Käsige, „Sie Stumpfmagyare! Und überhaupt! Sie ... Sie sind ja ...“ – die meisten Wörter, die der fremde Mann anschließend benutzte, verstand Tschertz gar nicht; etwas wie „imber-tinent“ prallte an ihn ab, es erinnerte ihn bloß an den Berti Nentl, der am Loipersbacher Jochenweg wohnte – und während der Käsige vor sich hinfluchte, aufstampfte und mit den Armen herumruderte wie eine kaputte Windmühle in einem Sturm, entriss sich ihm ein Furz. Der nicht zu überspielen war.

Der Käsige wurde noch käsiger, packte Tschertz am Arm und zischte ihm zu: „Du schleichst di jetz. Kaa Wort, vastehst mi? Vo nix. I furz holt, wenn i nervös bin, na und? Je größer mei Schas, desto größer des, wos kumman wird. Und heit kummt wos. Und i bin der Schef! Nur mit mir passiert des! Deswegn raach i heit aane. Owa mei letzte. Deswegn woatn's jo olle auf mi und mochn mi narrisch. Du sogst drübm ned, dassd mi gsegn host. Und scho goa ned mit ana Zigarett. Host mi? Sunst kriegst an Oaschtritt, dass d' vo allaa bis noch Amehriga fliagst!“

Tschertz nickte zitternd; schließlich war es kalt und, wer weiß, anderswo hatten Wahnsinnige ja auch schon Unschuldige umgebracht. Der Käsige war eindeutig nicht ganz gesund. Woher hätte Tschertz ihn denn kennen sollen, diesen paffenden Irren? Er versprach also hastig und in halben Sätzen, dass er kein Wort zu irgendwem, und machte die Fliege. Die echte pannonische Stubenfliege.

# FEUILLETON UND ESSAY

Linda Kreiss

## DELHI DAILY – DELHI TÄGLICH: EIN REISETAGEBUCH New Delhi 2023

*Mittwoch, 18. Januar*

Er funktioniert noch immer, dieser Blickkontakt unter uns Frauen. Wie Schwestern sehen wir einander in die Augen und lächeln uns zu. Manchmal zaghaft, andeutungsweise, ein anderes Mal offen herzlich, dann auch wieder einladend als Gesprächsbeginn. Wir sind „didis“ und „bahininis“, ältere und jüngere Schwestern zueinander oder gleichberechtigt „didi“, was den entsprechenden Respekt von „jung“ gegenüber „älter/alt“ zum Ausdruck bringt.

Auf dem ersten Gang in die Stadt nach der Ankunft ist unser Ziel der unter Reisenden und Einheimischen geschätzte Khan-Market. Wir steuern den Buchladen Bahari & Sons an, Baharisons genannt. Die Buchauswahl ist auf Europäer und Amerikaner zugeschnitten: Philosophen von Platon bis Heidegger, Autobiografien von Obama bis Prinz Harry, von religiösen Ratgebern von Buddhismus bis Judentum und vieles mehr.

In einem der Gänge steht Manchu, eine etwas nachlässig gekleidete Inderin um die vierzig, mit knallig-lila Haaren im unteren Bereich, das Deckhaar ganz normal dunkelbraun. Sie strahlt ein lässiges Selbstbewusstsein aus, das sympathisch auf mich wirkt.

Ich spreche sie an, wir kommen in ein Gespräch: dass ich erst gestern angekommen bin in Delhi und noch mit Eingewöhnen beschäftigt bin. Sie wiederum berichtet, dass sie die Kinderbuchlektorin von Bahrisons ist und gerade keine Zeit hat, aber sobald ich wieder einmal in der Nähe sei, solle ich sie aufsuchen in ihrem Büro nebenan.

Nun liegt es an mir herauszufinden, wie verbindlich solche Einladungen sind, und da der Khan-Market mit seinen vielen Geschäften, Cafés und Restaurants auch auf mich sehr reizvoll und anziehend wirkt, werde ich sicher wiederkommen und genau das versuchen herauszufinden.

*Donnerstag, 19. Januar*

Am Nachmittag ein Spaziergang durch den Lodi-Park. Unter einer Jasminarkade steht auf dem gepflasterten Weg eine hochschwangere Frau vor einem Fotografen. Eine Hand auf der hohen Wölbung des Bauches, die andere darunter, eine Geste, wie sie wohl jede Schwangere auf der ganzen Welt intuitiv ausführt, um ihre Leibesfrucht zu schützen. Sie trägt ein weites, schwingendes Tüll-Kleid, das am Oberkörper anliegt. Einzig die Farbe des Stoffes ist irritierend, es ist nicht leuchtend rot oder sonst eine freudvolle Farbe, sondern ein Pastellton, bräunlich, erdig, dunkles Nude. Auf dem Haupt trägt sie eine Krone, die sie wie eine Königin aussehen lässt. Wie eine Fee oder Elfe dem Nebel entsteigt, so posiert sie nun für den Fotografen mit einem stillen Lächeln, das Glück ist ihr in jede Pore ihrer Gesichtshaut eingeschrieben.

Dann tritt ihr Ehemann hinzu und stellt sich seitlich hinter sie, ihr zugewandt. Nun beginnen die Pärchenfotos, das werdende Leben, im Mutterleib noch eingeschlossen, wird so schon vor der Geburt ein dokumentierter Teil der Ehe.

Ich frage die beiden, ob ich auch ein Foto machen darf, und zuerst sind sie überrascht und sagen: Nein. Ich akzeptiere das Nein, bleibe aber stehen, denn zusehen im öffentlichen Raum ist nicht verboten. Da überlegt die Schwangere und winkt mich heran, und nun heißt es: Ja. Aber nur, wenn der Fotograf auch ein Foto mit mir und dem Ehepaar machen

darf. Da habe ich nichts einzuwenden, und wir lachen miteinander und mit vielen Danke-alles-Gute-Wünschen hin und her gehe ich über den Rasen davon.

*Freitag, 20. Januar*

Lesung von Peter Rosei im IGNCA (Indira Gandhi National Centre for the Arts New Delhi). In einem fensterlosen Raum mit zahlreichen installierten Mikrofonen auf langen Tischreihen für die Besucher suchen wir uns einen Platz in den hinteren Reihen, werden jedoch sogleich von einem Mitarbeiter in die erste Reihe eskortiert. Peter Rosei liest aus seinem Werk „Wien Metropolis“ auf Deutsch und Englisch. Er ist ein erfahrener Autor, der schon oft Lesungen gehalten hat, und so absolviert er auch diese Veranstaltung professionell und versiert, wechselt mühelos vom Englischen ins Deutsche und wieder zurück.

Der Roman „Wien Metropolis“ wurde von Rama Pandey ins Hindi übersetzt. Rama ist eine eindrucksvolle Persönlichkeit, die ihren gedrungenen Wuchs und die darin enthaltene Fülle durch die Lautstärke ihrer vollen Stimme wettmacht. In eine aufwändig bestickte, traditionelle Anarkali-Kurta aus Rajasthan gekleidet, die in Rot, Gold und Schwarz gehalten ist, sticht vor allem ihr Schmuck hervor: Ohrringe wie Baldachine geformt, an allen zehn Fingern je ein großer Silberring, und an der Stirn, anstelle eines Punktes, eine sich bewegende Kette geklebt. Hände und Arme sind mit Mendhi bemalt, ein Hautschmuck, bei dem Hennapulver in einer langwierigen Prozedur in kunstvollen Mustern aufgetragen wird. Als Peter Rosei das Wort an sie weiterreicht, erklärt sie ausführlich ihre Art der Übersetzung, die sie mit „shadow-translation“ (Schatten-Übersetzung) bezeichnet, ihre eigene „Erfindung“, wie sie sagt. Eine Übersetzungsart, die weniger die einzelnen Worte und Sätze übersetzt, sondern sich mehr auf die Emotionen konzentriert, die Rama beim Lesen der Lektüre empfand. Das mag erklären, warum ihre Übersetzung um etwa ein Drittel umfangreicher ist, was die Seitenzahl betrifft. Wie ein Theaterstück trägt sie den gelesenen Text vor, klatscht

an manchen Stellen in die Hände, zeigt Mimik, tänzerische Bewegung und Gestik und hält guten Blickkontakt zu ihrem Publikum. Eine Performance.

Während der folgenden Diskussion mit Hilfe der Mikrofone fällt mir das ausgeprägte Selbstbewusstsein der Mittelklasse auf, auch und vor allem der Frauen. Obwohl sie manchmal gar nicht so viel zu sagen haben, reden sie und reden sie und wiederholen sich dabei, sagen das Gesagte von einem anderen Blickwinkel heraus noch einmal. Manchmal ist es auch Unsinn, aber das ist bei den Männern genau das Gleiche. Sie hören sich einfach gerne reden!

Mit Peter Rosei komme ich bei dieser Gelegenheit nicht ins Gespräch. Seine Ehefrau, die ihn begleitet, ist zugänglicher, und wir reden ein wenig miteinander über unsere Erfahrungen, die wir in Indien und Nepal gesammelt haben.

*Samstag, 21. Januar*

Spaziergang mit Michi in Greenpark um den See herum, an den Ruinengräbern vorbei und dem großen Wasserspeicher entlang. An einer Stelle des Weges, nahe dem Ufer, lebt eine Affenfamilie mit Babyaffen. Einem der Jungtiere komme ich unbemerkt zu nahe. Allein die Tatsache, dass ich neben ihm stehenbleibe, um die ungewöhnlichen Zementblöcke im See in Ufernähe zu bestaunen, scheint ihn aggressiv zu machen. Ist es Kunst oder Müll? Diese Frage stellt sich mir hier in Delhi nicht zum ersten Mal, und manchmal ist das schwer zu beurteilen. Dieser kleine Affe verfolgt mich also, rennt hinter mir her, ist schon fast an meinem Bein und versucht mich zu beißen. Michi, der neben mir geht, hebt geistesgegenwärtig einen Steinbrocken auf, und diese Geste allein reicht schon aus, das Affenkind gerade noch rechtzeitig zu vertreiben. Ich hatte für einen kurzen Moment richtig Angst. Jedes Härchen auf meinem Körper hatte sich aufgestellt, mein Atem raste. Später erfahren wir von einer anderen Spaziergängerin, dass sie genau an dieser Stelle einige Tage zuvor von einem der größeren Affen gebissen worden war.

Die neuen Toiletten sind eine wahre Revolution in Delhi. Sie haben eine funktionierende Spülung! Es sind moderne Sitzklos, keine Hockklos mehr und sauber, zumindest relativ. Diese Tatsache und die RO – Reverse-Osmose-Wasserfilter, die nun in vielen Haushalten und Restaurants eingebaut sind – ersparen uns allen und der Umwelt ungezählte PET-Flaschen und liefern uns fließendes Wasser in sauberer Trinkwasserqualität.

Abends verpasse ich Katharina zu dem vereinbarten Spaziergang, da ich vor Erschöpfung auf dem Bett eingeschlafen bin. Ich will zu ihr aufschließen im Nehru-Park, unweit der Residenz. Doch der verantwortliche Sicherheitsdiensthabende, Herr Dagar, lässt mich nicht alleine gehen und gibt mir Geleitschutz. Er führt mich den Weg über die vierspurigen Straßen, Margs genannt, die um die Abendzeit stark frequentiert sind und für Ungeübte wie mich unvorhergesehene Gefahren bergen. An den gefährlichen Stellen nimmt er meinen Unterarm und führt mich neben sich her. Er verabschiedet sich erst von mir, als wir Katharina lächelnd auf mich zukommen sehen.

Wenige Tage sind wir nun in Delhi, und schon bin ich erschöpft. Zwei große Fieberbläschen an der Oberlippe, immer an derselben Stelle. So viele Eindrücke auf unseren Gängen durch die Stadt mit Michi und seinem Privatchauffeur Josef. Wir führen intensive Gespräche bis spät in die Nacht hinein, die stets interessant und vertrauensvoll sind, sodass es schwer ist, den Zeitpunkt für die Nachtruhe zu finden – doch möchte ich sie keinesfalls missen.

*Sonntag, 22. Januar*

Woher kommt diese melancholische Stimmung heute?

Ist es, weil unser letzter Tag unter der Obhut der Freunde in der österreichischen Residenz angebrochen ist? Weil wir am Abend umziehen werden in unser eigenes Apartment?

Wir unternehmen noch einen Gang durch die Slums, die sich an den Außenmauern der Botschaften in Chanakyapuri angesiedelt und eine große Kolonie gebildet haben. Auf dem weiteren Weg kommen

wir zur Bahnstation und beobachten unendlich lang erscheinende Güterzüge, die unter der Brücke durchfahren, auf der wir stehen. Am Ende gelangen wir ins Taj Hotel, eines der Fünf-Sterne-Hotels in Delhi, wo ein Cappuccino 550 Rupies kostet, der im Claridges mit „nur“ 250 Rupies aufgelistet war. Ein einfacher Kaffee auf der Straße in einem Pappbecher kostet 15 bis 20 Rupies. Im Taj sitzen wir im Außenbereich, denn das Wetter ist angenehm sonnig, aber nicht zu heiß, die Luft riecht süß, und wir lassen unsere Blicke auf den mit Frühlingsblumen bepflanzten Grünflächen und einem überdimensionalen dunkelblauen Pool zur Ruhe kommen.

Die Dinge brauchen länger in Delhi (oder Indien), und durch diese Verlangsamung vergeht die Zeit schneller (Katharina).

Kernöl, Präsident-Butter, Bauchspeck sowie ein Tageskalender als Abschiedsgeschenk von den Freunden. Das Sauerteigbrot haben wir am Vortag im Claridges eingekauft, ebenso wie Tee und Kaffee bei Sidd in seinem winzigen Geschäft im New Khanna Market, dem Devan South Indian Coffee and Tea Shop. Sidd hat auf Geheiß seines Vaters vor einigen Jahren in Wien gelebt und in einem Kaffeehaus gearbeitet, er ist ein Barista und spricht fließend Deutsch. In Wien hat er sich sein Wissen über Kaffeesorten und ihre Röstungen, aber auch über die Führung eines Kaffeehauses und den Umgang mit den Gästen angeeignet. Den Wiener Grant hat er zum Glück durch seinen persönlichen Charme ersetzt. Sein Café cum Rösterei wirkt wie ein funkelndes Juwel zwischen den anderen Geschäften, neben denen es in einer Reihe liegt. Es sticht hervor, weil es sowohl im Außen- als auch im Innenbereich in Weiß und Schwarz gehalten ist, alles Marmor, alles blitzblank, und die Nachbargeschäfte im Kontrast dunkel in Grau und Braun getaucht sind, unaufgeräumt wirken und im Staub versinken. In ihrer Tristheit lassen sie das Geschäft von Sidd um so mehr erstrahlen.

Asha, die Mutter unseres Vermieters Bidhur, wartet bereits auf uns, als wir in Vasant Kunj, Sector D, Flat No 4046, ankommen. Wir beziehen unser Zuhause für die nächsten vier Monate. Die Wohnung ist ausgekühlt, frisch renoviert und seither noch nicht wieder bewohnt gewesen.

Sie ist mit Estrichböden ausgestattet, die wiederum die Kühle zu dieser Jahreszeit verstärken. Trotzdem scheint sie viel Potenzial zu haben durch die drei Balkone und mehrere Räume, alles ist wohl durchdacht, z. B. was die Ausblicke nach draußen in das Geäst und Laub der Bäume rundherum betrifft.

Später trinken wir Teebeuteltee bei Asha und stellen einander vor. Sie ist eine Professorin i. R. und Witwe mit einer behinderten Tochter, deren Alter sich schwer einschätzen lässt. Das Mädchen ist nett und plappert gerne. Sie zeigt mir ihr Zimmer, auf das sie sehr stolz ist, weil sie es „alleine“ bewohnt.

Danach führt uns Asha zu den einzelnen Händlern in unserer Nähe: Gemüse, Obst, Mother Diary, Konditorei (wo auch ein Sauerteigbrot angeboten wird) und Josef, dem der Schreibwarenladen neben dem ATM-Gerät gehört. Er sei auch behilflich, wenn es Probleme beim Geldautomaten gibt. Asha stellt uns alle mit deren Namen vor, und wir werden ebenfalls namentlich vorgestellt. So soll gewährleistet werden, dass die Händler keine Mondpreise von uns verlangen, wenn sie unser weißes Gesicht und die fehlenden Sprachkenntnisse erkennen. Ein Ei kostet acht Rupies, fünf Bananen 26 Rupies, drei Gurken 17 Rupies, fünf Lemonen 28 Rupies. Gemüse ist günstig im Vergleich zu Früchten. Ein Schälchen Erdbeeren kostet 80 Rupies, ein halbes Kilo Moong-Linsen 75 Rupies: Es gibt viel zu lernen.

Nachdem wir die wichtigsten Dinge ausgepackt haben ist es schon Nacht geworden, und wir vespern in vertrauter Manier, fast wie zu Hause in Wien. Bhrigur hat uns einen chilenischen Rotwein dagelassen, so trinken wir auf ihn, den netten, unbekanntem Vermieter und unser Glück, dieses schöne Apartment bewohnen zu dürfen. Noch fühle ich mich fremd, und vieles ist ungewohnt. Irgendwie hatte ich mir das Eingewöhnen in Delhi leichter und schneller vorgestellt. Aber vielleicht wird das Gefühl auch durch die Diskrepanz zum angenehmen Luxus der Residenz verstärkt. Dort gab es eine unsichtbare Deckenheizung für alle Räume, und in unserem Apartment muss ein kleiner elektrischer Heizer für Wärme sorgen. In der Residenz gab es mindestens zwei

Luftfilter in jedem Raum zur Reinigung der Smogluft, wir haben bislang gar keinen. Dort gab es getäfelte Holzfußböden, auf denen wir uns barfuß bewegten, das ist hier auf dem Betonboden momentan schlicht undenkbar. Dort war alles geputzt und entstaubt von mindestens sechs Hausangestellten, hier ist alles unbewohnt und eingestaubt. Sogar die Kleiderbügel im Schrank hinterlassen Staubspuren auf meinen Hosen, wenn ich sie aufhänge. Und es gibt hier kein Sicherheitspersonal, keine Wächter vor dem Haus, wir schließen Türen, Fenster und Balkone selbst.

*Montag, 23. Januar*

Zu Fuß durch den Staub und Schmutz der Straße in Vasant Kunj zum nächsten Shoppingcenter, „Limitless“ genannt. Wir betreten den runden Eingangsbereich dieses Marmorpalastes und finden im Erdgeschoß ein Nagelstudio neben dem anderen, ein paar Friseure und Wimpernverlängerungsstudios, während die anderen beiden Stockwerke komplett leer stehen. Wir scheinen die einzigen Kunden bzw. Besucher zu sein. Eine Geisteranlage in Marmorverkleidung.

Wir suchen Brot und Nüsse, einen Toaster und eine Teekanne, doch dazu müssen wir wieder auf die Straße hinaus und einzelne kleine Geschäfte am Straßenrand abklappern. Unser Hausstand ist alles andere als gut ausgerüstet, und immer wieder schreibe ich lange Listen, deren Besorgung wirklich schwierig zu erledigen ist.

Bei unserem abendlichen Spaziergang durch die Nachbarschaft kauft mir mein Liebster zwei Sträuße Calendulas, Studentenblumen, die zusammengebunden einen schönen Anblick ergeben. Zum Einzug, sagt er, und der Händler überreicht ihn mir mit den Worten „Welcome“.

**Elisabeth Schawerda**

# **ABENTEUER DES REISENS IN DER LUFT UND AUF DEM WASSER**

In einer winzigen einmotorigen Maschine inmitten des weißen Nichts, der Todesfarbe, wie sie Edgar Allen Poe in seinem Roman „Die denkwürdigen Erlebnisse des Arthur Gordon Pym“ beschreibt. Keine Sicht zum Boden, keine zu den Bergen, die irgendwo im Nebel aufragen, immer weiter, von Böen geschüttelt, Instrumenten vertrauend. – Doch man weiß, der Fehler ist der Technik immanent.

Unbegreiflich für mich, dass diese Situation lustvoll sein soll, Lust am Bestehen einer Gefahr. Mit der Natur als Gegnerin oder auch als Verbündete, die sich manipulieren lässt. Kein Landeplatz in Sicht. Überhaupt keine Sicht. Nur das Gekreische des Funks und des GPS, auf dessen Genauigkeit und Funktionieren sich auch die Piloten, hinter denen ich sitze, nicht verlassen können. Ich verlasse mich auf nichts, ich fühle mich verlassen, ich bin verlassen. Niemand will meine Angst verstehen, dieses kreatürliche Gefühl, am Leben bleiben zu wollen, auf der Erde, am Boden!

Endlich landen, aussteigen dürfen aus diesem engen Gehäuse, den Boden unter den Füßen spüren! Die Welt von oben? Von Weitem? Wenn man nichts sieht und nichts hört als den eigenen Fluglärm?

Wenn der Treibstoff zu Ende geht und das Landen nicht erlaubt ist und das Weiterfliegen wegen Schlechtwetters nicht möglich ist, was dann? Das zähe Weiß knapp über dem Wasserspiegel des Meeres durchfliegen, irgendwo vor sich das Gebirge, das zu überfliegen nicht möglich sein wird. Unten eine Insel, die das Landen verbietet. Militärisches Sperrgebiet. Umdrehen. Zurück ins Nichts.

Sturm. Die Flughäfen geben keine Landeerlaubnis mehr. Aber unser Sprit geht zu Ende. Daher muss uns das Landen gestattet werden. Wir streifen beinahe die Baumwipfel – das CPS hat wieder einmal falsche Angaben gemacht, und der technikgläubige Pilot war nicht bereit gewesen, den Blick von den Instrumenten zu lösen und hinunter zu schauen. Und er will auch nicht einsehen, dass dieser Moment fast unser letzter gewesen wäre. Ein kleiner Inselflugplatz taucht auf. Wir trudeln ein wie eine betrunkene Wespe. Der Wind wirft uns hin und her. Wir sind so leicht, er kann mit uns machen, was er will. Wir flattern über das Rollfeld. Endlich Bodenkontakt. Aussteigen. Mir zittern die Knie. Die Piloten geben sich cool wie immer.

Das Abenteuer ist noch nicht zu Ende. Auf diesem kleinen Flugplatz kann man nicht tanken. Das ist hier nicht vorgesehen. Die Alternative ist, eine Tankstelle mit Superbenzin zu suchen. Aber kein Taxi ist bereit, uns mit einem vollen Kanister mitzunehmen. Als junge Burschen auf einem Moped vorbeifahren, halten die Piloten sie auf, versprechen ihnen ein angemessen großes Trinkgeld, wenn sie den Kanister zur Rückseite des Flugplatzes bringen. Wir gehen indessen innerhalb des Flugplatzes zu der angegebenen Stelle nahe unserer Maschine, und als die Burschen mit dem Kanister erscheinen, heben wir ihn über den Zaun. Wir füllen den Tank und warten auf besseres Wetter.

Dieses Warten auf besseres, was bedeutet: auf Flugwetter ist eine sich oft wiederholende Situation bei solchen Reisen. Wir befinden uns auf einem nach Kerosin stinkenden Gelände, und es regnet. Trostlos. Da die Wetterlage beständig geprüft werden muss, können wir uns auch nicht entfernen. Ich habe für solche Fälle eine Anzahl englischer Kriminalromane in der Tasche.

Vielleicht, hoffentlich, wird es mir endlich gelingen, nach diesem gefährlichen Abenteuer keine solchen Reisen mehr mitmachen zu müssen. Warum ich es bisher getan habe? Einer der beiden Piloten ist mein Liebster. Ich habe es aus Liebe getan. Nun erwarte ich, dass er, nach etlichen Erlebnissen wie dem geschilderten, aus Liebe mir weitere Abenteuer dieser Art erspart.

An den Mast gebunden, aber nicht wegen Sirenengesangs, sondern bei Bora-Geheul und -Gekreische, um nicht über Bord zu gehen. Von den eiskalten Wellen übergossen, hin und her geworfen vom Sturm, die Segel gerefft. Weit und breit kein Hafen, kein Anlegen möglich. Ich sei schuld, hieß es. Denn immer, wenn ich an Bord sei, breche ein Sturm los. Dabei hatte ich dem Schiff einen wunderschönen Namen gegeben, Alkyone. Ich dachte an die halkyonischen Tage auf dem Meer, wie sie Ovid in den „Metamorphosen“ beschreibt. Ein ruhiges Schönwetter beschwörender Name. Und ein Wohlklang.

Aber es nützte nichts, und ich erlitt Stunden der Angst, während mich die salzigen Fluten überspülten und das Schiff in den schwarzen Wellen hilflos taumelte. Nicht nur Angst fühlte ich, auch Wut, in eine solche Lage gebracht worden zu sein. Ist denn das normale Leben nicht gefährlich genug? Wozu dieses Risiko? Aber so dachte und fühlte nur ich. Die Männer kämpften heldenhaft und von Angstlust beseelt wie Buben gegen die Gewalten der Natur.

In der Enge des Bootes auf der Weite des Meeres. In der extremen Enge des Flugzeugs in der Grenzenlosigkeit der Luft. Himmel nenne ich das nicht. Wolken sind Hindernisse. Von der Welt unten sieht man nichts. Die Geografie der Luft verzeichnet auf Karten in der Größe von Badetüchern Grenzen und Räume, verbotene Lufträume, militärische Sperren, Hoheitsgebiete. Grenzverletzungen drohen. Und wo ist endlich die von den Piloten, die am Funk hängen wie an einer Nabelschnur, gepriesene Freiheit?

Von Bord zu gehen, sei es vom Schiff oder vom Flugzeug, welch köstlicher Augenblick. Die Welt steht still, der Boden ist fest, hart oder sandig, steinig und sonnenwarm. Nausea verschwindet. Die in der Enge steif gewordenen Beine genießen die ersten Schritte. Die Piloten besprechen die bestandenen Erlebnisse, und ich bin allein mit meiner erlösenden Freude.

**Etela Farkašová**

# ÜBER STILLE, LANGSAMKEIT UND ANDERE WERTE

**Essay über die Zeit, in der wir leben, und darüber, wie wir sie leben**

*Ein entschleunigter, leiserer Planet* – was für ein schöner Ausdruck, sagt sich G. voller Ergriffenheit, so einen schönen hat sie lange nicht gehört. Die Hauptfigur der Prosa *Die Rettung der Welt nach G.* war in einem wissenschaftlichen Artikel darauf gestoßen, dass das Herunterfahren der menschlichen Aktivitäten wegen der Pandemie bereits nach wenigen Monaten einen Rückgang von seismischem Lärm und schädlichen Emissionen zur Folge hatte, es war zu einer Verringerung des Lärms und zu einer Verlangsamung gekommen, und zwar nicht nur in ihrer Straße, in ihrer Stadt, in ihrem Land, nein, überall. Die ganze Erdkugel war leiser geworden: *wirklich, ein wunderschöner Begriff ...*

*Es würde also genügen, die menschlichen Aktivitäten zu reduzieren, und unser Planet könnte sich langsam erholen, denkt G. In die Aktivitäten sind auch einzurechnen die Gesamtmobilität, der Tourismus, die Warentransporte – trotz der globalisierten Wirtschaft müssten die Warenströme nicht kreuz und quer über den Globus führen, Transporte ungeheuren Ausmaßes ließen sich bei gutem Willen vermeiden, und das betrifft auch viele andere, nur scheinbar unerlässliche Aktivitäten ...*

Das mag absurd klingen, oder zumindest provokativ: Soll etwa die Verringerung der Aktivitäten zum neuen Programm unserer Zivilisation werden, die doch durchdrungen ist von der Idee der Tat, des Handelns, des Fortschritts und – selbstverständlich – des Wachstums, zwar eines nachhaltigen, aber doch zweifellos ewigen Wachstums. Ist etwa die von der industriellen Revolution und vom Faust'schen Ideal der Schaffenskraft hervorgerufene Euphorie falsch und führt uns auf Abwege?

G., obwohl von einigen psychiatrischen Diagnosen gezeichnet, spürt wohl mehr, als sie es weiß, dass die Welt aus dem Lot geraten ist, dass sie krank und dass es höchste Zeit ist, etwas zu ihrer Rettung zu tun. Man muss etwas unternehmen gegen den sich ständig beschleunigenden Lauf, gegen das wachsende Gedröhn und den Lärm, der diesen Lauf begleitet, möglicherweise auch stimuliert. Einschränken sollte man die Unersättlichkeit der Welt! G. ist überzeugt, dass gerade das die Schritte sind, die in ihrem Megaprojekt nicht fehlen sollten. Denn sie arbeitet an einem Megaprojekt zur Rettung der Welt, zumindest zur Korrektur der wichtigsten Gebrechen ...

\*\*\*

Als ich die letzten Seiten der *Rettung der Welt* vollendet hatte, war mir bereits klar, dass mein Geist ebenso wie der meiner Hauptfigur sich unter dem Einfluss der sich rapide verschlechternden ökologischen Lage so stark den erwähnten Problemen zugewandt hatte, dass sie zu denjenigen Themen werden würden, die mich in der Folgezeit wieder an den Computer locken würden, ich werde wohl beharrlich Tag für Tag auf sie zurückkommen: Vielleicht gelingt es mir, etwas mehr zu ihnen zu sagen, als in den Essays zu finden ist, die bereits vor mehr als einem Jahrzehnt geschrieben wurden.

Wir leben in Zeiten, die sich unter anderem charakterisieren lassen als (fast) eindimensional orientiert auf den materiellen Wohlstand, gemessen als Verhältnis von (vor allem) ökonomischen Gewinnen und Verlusten, charakterisiert aber auch von Beschleunigung (allgemeiner Dynamisierung) und von der hiermit zusammenhängenden Verunsicherung. Uns kennzeichnet der Zerfall der alten und das Fehlen neuer Werte, das Hinzukommen mehrerer fataler Risiken. Man kann voller Berechtigung mit dem bedeutenden deutschen Soziologen Ulrich Beck von einer Risikogesellschaft sprechen, die durch das von ihr selbst Produzierte in ihrem Überleben gefährdet ist. Infolgedessen kann man auch von einer Zeit der Desillusionierung sprechen, doch auch von einer Zeit der Suche nach neuen Alternativen, neuen Hoffnungen.

Es zeigt sich, dass man sich bei der Lösung aktueller Probleme nicht mehr allein auf die Wissenschaft stützen kann, auf die sich die Menschheit insbesondere seit der Epoche der Aufklärung verlassen, der sie fast uneingeschränkt vertraut hatte, und es genügen auch nicht ausgereifte Technik und hochentwickelte Technologien. Angstvoll stellen wir uns die Frage, ob wir noch etwas tun können, um unsere Zivilisation vor dem drohenden Niedergang zu bewahren. Was ist zu tun, um der kritischen Gefährdung der Natur – also auch der Kultur und der menschlichen Existenz – entgegenzutreten?

Und auch wenn es eine wenigstens teilweise zutreffende Antwort auf diese Frage gäbe, bliebe noch eine andere, nicht weniger wichtige: Wie kann man erreichen, dass diese Möglichkeit im praktischen Leben verwirklicht wird? Dazu müsste sich die Mehrheit der Weltbevölkerung zu dieser Lösung bekennen und sie verinnerlichen, nur so könnten Wandlungen auch durchgesetzt werden ...

\*\*\*

Als die Protagonistin G. der *Rettung der Welt* in der prestigeträchtigen wissenschaftlichen Zeitschrift *Science* liest, dass sich eine gewisse Hoffnung abzeichnet, signalisiert durch seismografische Messungen, Emissionsmessungen in der Atmosphäre, Analysen toxischer Stoffe im Wasser und andere, ist sie von der Vorstellung einer möglichen Besserung begeistert.

Also stiller und langsamer ...

Stille und Langsamkeit ...

Diesen beiden Phänomenen wird in unserer dynamischen, hektischen Zeit noch immer zu wenig Aufmerksamkeit gewidmet, obwohl in fachlichen und öffentlichen Diskussionen allmählich Initiativen auftauchen, die auf eine wesentliche Änderung des auf diese Erscheinungen gerichteten Blickwinkels zielen. Beide werden zunehmend als etwas wahrgenommen, was durch die superschnelle Gesellschaft und deren Kultur der Geschwindigkeit gefährdet ist: etwas, was aus dem Leben schwindet und im Leben immer mehr als Voraussetzung für dessen Verbesserung fehlt.

Im tagtäglichen Gerenne, von Pflichten überschüttet, denken wir wahrscheinlich gar nicht über das Langsamer- und Ruhigerwerden als Werte nach, im Gegenteil, wir würden ihnen wohl unter dem Einfluss der dominierenden Ideale eher negative Konnotationen zuschreiben. Vielleicht spüren wir intuitiv, dass wir uns irren, vielleicht räumen wir diesen Irrtum von Zeit zu Zeit ein, es keimt bei uns der Verdacht auf, dass die Optik, durch die wir die Welt betrachten, verzerrt ist. Daran sollte man wohl etwas ändern, aber die Imperative der modernen Gesellschaft sind allgegenwärtig, sie dringen bis in unsere privaten Räume vor, in unser Denken ...

Dennoch beginnen wir allmählich, uns kleine Oasen der Langsamkeit und Stille zu schaffen, denn wir werden uns bewusst, dass diese beiden Erscheinungen schützenswert sind.

\*\*\*

Die Stille, der Anspruch auf Stille, auf den stummen Blick oder Einblick (ins eigene Innere, in die ablaufenden Ereignisse, in die Beziehungen usw.), auf Innehalten, aufs Zur-Ruhe-Kommen, auf grübelnde Selbsterkenntnis und Betrachtung liegt heute meist außerhalb des Horizonts der Alltäglichkeit wie etwas Unnützes, Hinderliches: In der schnellen Gesellschaft bleibt kein Platz für die Pflege des Geistes nach Sokrates, und oft nicht einmal für die Pflege des Körpers, soweit wir ihn nicht als Arbeitsinstrument ansehen. Wir sind so stark vom tauben Gestein der sich vordrängenden Geräusche überschüttet, dass sich in uns die Vorstellung von der Normalität dieser Welt einnistet: einer Welt, die extrem beschleunigt und lärmüberflutet ist, es wurzelt sich in uns sogar Angst vor Verlangsamung als einer Störung ein, denn diese empfinden wir als Leere, die möglichst rasch mit irgendwas gefüllt werden muss.

Die vervielfältigten Töne und Geräusche breiten sich aggressiv im öffentlichen Raum aus, oft entkommen wir ihnen nicht (wollen oder können es nicht), nicht einmal in intimen Sphären. Plötzliches Verstummen würde in uns den Verdacht aufkeimen lassen, es sei mit unserem Leben etwas nicht in Ordnung, wir würden es nicht in Fülle und ausreichend intensiv durchleben.

Wir sind der Illusion verfallen, dass laute Geräusche unserem Leben Inhalt verleihen, dass sie von Gegenwärtigkeit zeugen (aber von wessen Gegenwärtigkeit geben sie Bericht: von der Gegenwart von Sinn oder Sein, von denen die Philosophen geschrieben haben, oder nur vom Vorhandensein ihrer Attrappen und falscher Imitationen?).

\*\*\*

Die alltägliche Erfahrung bestätigt uns die paradoxe Feststellung, dass wir – obwohl wir spüren, wie die Welt uns mit übermäßigem Lärm mog attackiert, der für unsere Psyche eine Belastung darstellt – dennoch Lärm brauchen, Lärm ist für uns ein neues Betäubungsmittel geworden, wir sind an ihn gewöhnt, berauschen uns an ihm, wir betäuben unsere Gedanken und Gefühle, vor allem die negativen. In einem sehr ähnlichen Sinn äußert sich R. Sarah über unsere Abhängigkeit vom Lärm: Wir sind derart an die ständige Anwesenheit der Lärmkulisse gewöhnt, dass sich unser, sobald der Lärm aufhört, eine taube und quälende Ohnmacht bemächtigt, wir werden unsicher und fühlen uns verloren. Es entsteht eine paradoxe Situation: Beunruhigt und verunsichert vom Lärm, beginnen wir ihn im Moment seines Verstummens erneut aufzusuchen, denn wir unterliegen der Illusion, dass er uns mehr Sicherheit bietet als die Stille, einen größeren Schutz ...

Die vielfältigen expansiven Ton- und Geräuschballungen werden zur nicht wegzudenkenden Kulisse des Lebens, mit wechselnder Intensität und Klangfarbe. Für die verschiedenen Gestalten der Stille bleibt immer weniger Raum, und es fehlt ein Raum, in dem es im Alltagsleben des Einzelnen und der Gesellschaft zu einer zielstrebigem, sozusagen programmatischen Wertschätzung der Stille käme, zur Hervorhebung ihrer Bedeutung. Die andere, ruhige Welt kann scheinbar nur noch in der Vergangenheit, im Traum, in unseren Vorstellungen und Wünschen verortet werden.

Eine nicht gerade schmeichelhafte Charakteristik unserer Zeit ist, dass die Stille, ähnlich wie die Langsamkeit oder die fehlende Eile, völlig zu Unrecht als Äquivalent gesehen wird für eine abgetötete

und abtötende Leere, eine unbestimmt erlebnislose, deprimierende Entleerung, für Fadesse, Langeweile als Begriff für das Fehlen von Bedeutungen, ja sogar als Ausdruck von Passivität, Resignation bis hin zum Versagen.

\*\*\*

Die gegenwärtige superschnelle Nonstop-Gesellschaft wird von einem ungeschriebenen Imperativ beherrscht: nicht nur möglichst viel Waren, Dienstleistungen, Entertainments und andere Lockmittel zu produzieren, sondern auch möglichst viele Worte, Töne und Geräusche, als würden diese zum Lebenszeugnis sowie zum Hauptkriterium für die Fülle und Qualität des Lebens.

Wir haben uns also auf ein Spiel eingelassen, in dem wir von uns hören lassen müssen, und zwar möglichst oft und möglichst lautstark, wie es der französische Philosoph Pierre Bourdieu bemerkt, in der Gegenwart erstarkt das Berkeley'sche *Esse est percipi* (Sein heißt wahrgenommen werden), denn wer nicht wahrgenommen wird (visuell, akustisch – vor allem über die Medien), existiert sozusagen nicht.

Die Person, die nicht von sich hören lässt, verschwindet aus dem gesellschaftlich bedeutenden Raum, sie selbst verliert an Bedeutung, es wird ihr ein nurmehr geringerer Wert zugeschrieben. Das beharrliche, nicht selten aufdringliche Zurschaustellen und Vonsichhörenlassen schafft Voraussetzungen dafür, dass der Mensch (die Sache, die Ware, der Raum ...) gesellschaftliches Interesse bzw. Aufmerksamkeit erweckt, seinen „Wert“ steigert. Es wuchert die Produktion von „Zelebritäten“, ja, sogar „Persönlichkeiten“, die nicht selten nur das taube Gestein in einer auch ohnedies mit Müll zugeschütteten Welt vermehren.

Stille oder Zur-Ruhe-Kommen gilt darin als der Beachtung nicht würdig, als unbedeutend, obwohl – wie viele Philosophen und Künstler betonen – sie nicht mit unfruchtbarer Leere zu verwechseln sind, nicht mit dem, was keinen Wert hat, denn das Gegenteil ist der Fall. Beides – die Stille und das Stillwerden – ist für sich allein wertschaffend. In diesem Sinne äußert sich auch Robert Sarah, wenn er den Gegenwartsmenschen zur Bewahrung von Stille aufruft und anmerkt, dass die Stille weder ein

Merkmal der Niederlage noch eine Form der Passivität ist, sondern die Stille – so betont er – heißt Aktivität, nicht Zeitvergeudung.

Das Wesen der Stille wurde von Paul Valéry erfasst, für den dieses Phänomen kein taubes, unfruchtbares Nichts ist, sondern im Gegenteil etwas, was mit Hoffnungen gefüllt, was voller Erwartungen ist. Der Dichter meint, die Stille richte ihren Blick in die Zukunft, auf deren Möglichkeiten und Hoffnungen auf (Selbst-)Erfüllung, und wenn nichts anderes, so ist auch dies ein Grund, weshalb die Stille für unser Leben unerlässlich ist. Auch der deutsch-italienische Philosoph Romano Guardini bemerkt: Die großen Dinge reifen in der Stille. Nicht im Lärm ... Und dann fügt er hinzu, dass die Macht der Stille tatsächlich eine große Kraft ist ...

\*\*\*

Auch in der Vergangenheit erhoben sich kritische Stimmen, die auf das destruktive Wirken allzu lauter Geräusche hinwiesen, es ist kein Zufall, dass diese Stimmen vor allem von Philosophen und Künstlern ausgingen, von Personen also, für die die Reflexion des menschlichen Lebens, seines Inhalts und seiner Orientierung, also die Selbstreflexion, das tägliche Brot ist.

Der bedeutende Mathematiker, Physiker und Religionsphilosoph Blaise Pascal brachte in seinen berühmten Gedanken die Meinung zum Ausdruck, dass Lärm der Konzentration und Reflexion schade, ja, er würde den Geist gar erschlagen ... Und dabei müsse es sich nicht einmal um starken Lärm handeln, fügt der Denker aus Clermont-Ferrand hinzu, auch schwache Geräusche könnten auf schöpferische Tätigkeiten aller Art störend wirken ...

Der Lärm, der bei weitem nicht so intensiv und aufdringlich war, wie wir ihn heute erleben, beunruhigte zum Beispiel auch Arthur Schopenhauer, den deutschen Philosophen des 19. Jahrhunderts, der diesem Thema als einem Phänomen besondere Aufmerksamkeit widmete, als einer die Persönlichkeit beeinträchtigenden, sie abstumpfenden Erscheinung. Für den Philosophen war die Stille dermaßen wichtig, dass er die Haltung zum Lärm zu einem Kriterium zur Beurteilung von

Menschen erhob, seiner Meinung nach können hervorragende Köpfe und geistvolle Menschen keinen Lärm ertragen, denn dieser würde den Strom ihrer Gedanken stören, ihr Denken lahmlegen. Einfache Leute charakterisiert Schopenhauer als solche, die den Lärm unbeachtet lassen, ja, er spricht von einer stoischen Gleichgültigkeit einfacher Köpfe gegenüber lauten Geräuschen.

In der Schrift *Die Welt als Wille und Vorstellung* drückt er seine Überzeugung aus, dass zwischen der Fähigkeit, Lärm zu ertragen, und der gedanklichen Tiefe bzw. der ästhetischen Sensibilität eine indirekte Proportionalität bestehe: Das Quantum Lärm, das von einem Individuum ohne Schwierigkeiten ertragen werden kann, stehe indirekt proportional zu dessen geistigen Fähigkeiten, also könne man von der Lärmsensibilität eines Menschen Rückschlüsse ziehen auf seine geistigen Fähigkeiten ...

*Übersetzung: Christel Špániková*

**Ilse Scherr**

**Was den Kirchenmann und Theologen Erasmus von Rotterdam mit dem Stiftsgymnasium Sankt Paul im Lavanttal verbindet:**

## **BEFREIUNG VON NATIONALISMEN**

Anlass, über das Thema zu schreiben, war eine Ende 2022 stattfindende Informationsveranstaltung im Festsaal der Marktgemeinde Sankt Paul, veranstaltet vom Club Tre Populi, Europahaus Klagenfurt, die zu besuchen ich eigentlich gar nicht vorhatte.

Erst ein Anruf des Kulturgemeinderates machte mich aufmerksam: Fünf Minuten blieben mir, um „salonfähig“ zu werden.

Und weitere fünf, um – gerade noch rechtzeitig – vor Ort zu sein.

Bereut hab' ich's nicht!

Worum es den Veranstaltern ging, erklärt sich aus der Präambel einer von Artur Rossbacher, dem Gründungsobmann von Tre Populi, verlesenen Resolution. Diese wurde von ihm anlässlich landesweit abgehaltener Diskussionsabende als „Arbeitspapier“ an die Teilnehmer verteilt:

„Tre Populi ist eine zivilgesellschaftliche Organisation, deren Anliegen es ist, zwischenmenschliche Beziehungen von Volksgruppen zu fördern, die am Schnittpunkt des deutschen, slawischen und romanischen Kulturraumes zu Hause sind“, erklärte Artur Rossbacher.

Eigentlich war dem nicht viel hinzuzufügen. Oder?

Da prallten plötzlich Meinungen aufeinander; unangenehme Erinnerungen blühten auf: Zu viel Ungemach hat das Grenzland entlang Italien, Slowenien und Kärnten tragen müssen, zwei Weltkriege lang mit anschließender, gut fünfzigjähriger Zeit der Unversöhnlichkeit. Zwietracht und Hader feierten fröhliche Urständ. Dies- und jenseits der

Drau und des Karawanken-Hauptkammes genauso, wie in Oberitalien. Es tat deshalb gut, die Resolution Rossbachers in Papierform in Händen zu haben, denn sie war mit Herzblut geschrieben und voll mit richtungsweisenden Anregungen aus der Philosophie von Tre Populi:

Wohin geht die Reise?

Quale meta die viaggio?

Kam gre pot?

Diese drei Sätze findet man auf der Startseite der Homepage von Tre Populi.

Für mich persönlich hab' ich das ein bisschen geändert. Ausgerechnet in Slowenisch, jener Sprache unter den dreien, die ich so gut wie gar nicht beherrsche. Versuche sind stets an meinem phonetischen Unvermögen gescheitert. Aber „kam gre *moja* pot“ verstehe ich.

Also, wohin geht *meine* Reise?

Zum „*Uns*“, nehme ich an. Den Erfindern des Club Tre Populi ist das beeindruckend gelungen:

„Der Großraum Villach mit den Grenzorten Arnoldstein und Tarvis sollte übrigens als viersprachig angesehen werden“, stellte Artur Rossbacher fest: „Wegen Englisch, der völkerverbindenden ‚Welt-Sprache‘.“

Wenn das kein „Multikulti“ ist, auf engstem Raum im Herzen Europas, was dann?

In der Resolution steht's:

Ich kann ...

Bürger und Bürgerinnen können ...

Die Verantwortlichen von Medien können ...

Die Politiker und Politikerinnen auf Gemeindeebene können ...

Die Politikerinnen und Politiker auf Bundesebene (Regierung und Nationalrat) können ...

Die Politiker und Politikerinnen auf der Ebene der EU können ...

Und – für mich auch noch wichtig: Lehrbeauftragte können ...

Es veranlasste Frau Professor Rosi Pollanz vom Stiftsgymnasium Sankt Paul zu einem Diskussionsbeitrag:

Sie bedankte sich für die Mühe des Club Tre Populi, im Zuge einer Vortragsreihe „ins Lond einzuschau'n“, um für europäischen Gemeinschaftssinn auf individueller, zivilgesellschaftlicher und politischer Ebene zu werben. Und verwies in Zusammenhang mit solchen Bemühungen auf das Erasmus-Schüleraustausch-Programm der Unterrichtsministerien Europas, an dem das Stiftsgymnasium Sankt Paul von Anfang an beteiligt war.

Als Desiderius Erasmus von Rotterdam, als Theologen, Philosophen, Universalgelehrten und einflussreichsten Humanisten der Neuzeit beschreibt Wikipedia den Namensgeber:

„In Ausbildung befindliche Humanisten werden im Lateinunterricht nach wie vor mit Schriften des Gelehrten konfrontiert“, erklärte Frau Pollanz. Erasmus von Rotterdam war nämlich nicht nur erstaunlich modern in seinem Denken; er verpackte so manche „Abrechnung“ mit verstaubter Theologie des Christentums gerne in Ironie und Satire. „Sowas kommt gut an bei Jugendlichen.“

Dann berichtete sie Näheres zum Erasmus-Programm: „2015, nach einer jedem teilnehmenden Jahrgang europäischer Schulen auferlegten ‚Vorlaufzeit‘ von zwei Jahren, kam es zu ersten Begegnungen von Austauschschülern mit Eltern, Schulen und kulturellen Institutionen des jeweiligen Gastlandes. Immer begleiteten ‚Ersatzmütter‘ und ‚Ersatzväter‘ die jungen Reisenden. An langer Leine gehalten, blieben und bleiben sie bis heute gut behütet.“ Dann beschrieb sie in klar umrissenen Sätzen die Themen der Erasmus-Austauschprogramme ab dem Schuljahr 2015/2016 bis 2021/2022:

- 2015–2017 Mens sana in corpore sano
- 2016–2018 Journeys of hope
- 2017–2019 Let's build Europe together
- 2018–2020 Let's stop bullying
- 2019–2021 Skilled (hier geht es um die Digitalisierung)
- 2020–2022 Think smart – act green

Und stellte dann den bei der Veranstaltung anwesenden, von vielen Schülern des Ganztagesunterrichtes als streng, aber charismatisch

bezeichneten Professor Bernd Locker vor. Wie Frau Pollanz arbeitete Locker mit dem Initiator des Erasmusprogrammes Sankt Paul, Professor Giovanni Santoro, an der Durchführung des Projektes. – Professor Santoro studierte in Italien, arbeitete in der Nachmittagsbetreuung im Gymnasium Tanzenberg und unterrichtete in Klagenfurt, ehe er nach Sankt Paul kam und mit Professor Bernd Locker und Frau Professor Pollanz – sie ist übrigens auch eine Absolventin aus Tanzenberg – das Erasmus-Programm des Stiftsgymnasiums ankurbelte. 2022 verabschiedete sich Professor Santoro in die HAK 1 Klagenfurt. Seine Tätigkeit war vermutlich mehr wert als ein Vermerk in den Annalen des Benediktinerstiftes.

Frau Professor Rosi Pollanz und Professor Bernd Locker steckten zu diesem Zeitpunkt schon tief in den Vorbereitungen für die kommenden Schüleraustauschprogramme im humanistischen Sinne des Erasmus von Rotterdam.

-.---.--.

Nun, einige Monate später – wir hatten gerade Wahlkampf in Kärnten –, sehe ich die Aufgaben von Tre Populi um einen Punkt erweitert:

Wer sind die Jugendlichen, die – verstört oder einfach verdummt – Sorge haben, man könne in Kärnten da und dort gezwungen sein, Slowenisch in Wort und Schrift zu beherrschen, wenn es um die Anstellung als Landesbeamte geht?

„Slowenisierung“ als Feindbild!

Ich hoffe sehr, Sloweniens Wintersportort Planica hat aktuell gezeigt, was Freude, Verbrüderung, Begeisterung für den anderen sein kann. Und – ganz nebenbei – Stolz aufs Nachbarland.

Um es mit Erasmus von Rotterdam zu sagen:

„Je weniger wir Trugbilder bewundern, umso mehr vermögen wir Wahrheit aufzunehmen.“

Das wäre auch ein Motto für Tre Populi.

Gerald Eschenauer

# LITERARISCHE BESTATTUNG

(A schene Leich)

Seit Tagen sitze ich hier in diesem Stuhl und stehe erst wieder auf, wenn ich ihn zu Ende gelesen habe. *Paul Nizon*. Manchmal würgt mich die Öffentlichkeit derart, dass nur ein Schweigen und mein Rückzug probate Mittel sind, dem Würgegriff zu entfliehen. Wir wissen nichts voneinander, mein Schreiben und ich, und doch hat es uns erwischt. Ich erinnere mich genau. Als ich mich von der Welt verabschiedete, sah ich Bücher auf mich zukommen. Den meisten wich ich aus. Verwendete sie als Dekoration, missbrauchte sie als Halt in der Welt, intellektuelle Nachweiserbringung, wie Sportler, die ihre Pokale in der Wohnung aufbewahren und ewig von gestern erzählen, als gäbe es kein Morgen. Meine Schreibmaschine – ja, verdammt noch mal, ich benutze eine – ist eingerostet. Im übertragenen Sinn. Der Zeichennachschub steckt. Wie meine Gedanken, die sich nur weiterbewegen, wenn ihnen Zeit gelassen wird. Wer hat heute noch Zeit, frage ich Sie? Literarisches Schreiben ist wie eine Bestattung, zu der niemand erscheint. Wer war noch mal der Tote? Meine Krücken sind die Worte, die mich stützen. Am liebsten sitze ich in meinem Krankenzimmer und dulde keinen Besuch. Weder mit Blumen noch mit Pralinen bin ich bestechlich. Und verwende die Wortkrücken, um im Zimmer auf- und abzugehen. Man hat mir empfohlen, liegen zu bleiben. Irgendjemand hat mir gesagt, ich sei in einer Psychiatrie, doch ich weiß, dass es umgekehrt ist. Die Welt ist eine psychiatrische Anstalt, in der Vernunftwesen ohne Wortkrücken weggesperrt werden. Manch einer sagt, es hätte sie nie gegeben. Ich bin überzeugt, dass es sie gibt. Deswegen bin ich hier, in dieser Zelle. Meine Außenwelt nimmt so sehr von mir Besitz, dass ich mit aller Kraft dagegen ankämpfe, nicht ganz sie zu werden. Und wer wäre ich, hätte

sie sich meiner endgültig bemächtigt? Die ungeliebte Frau, die ein halbes Frauenleben lang nach ihrer Identität sucht, sie in einem Mann findet und sich gleichzeitig darin verliert, oder die Frau, die Frau ist und keine mehr sein will. Oder bin ich jener Identitätslose, der es sich zum Ziel gesetzt hat, ja zum Ziel ermuntert wurde, nichts Kategorisches zu sein. Mein Leben lang habe ich mich gegen Kategorien verwehrt, Schubladisierungsversuche abgewehrt, indem ich mich nur in leeren Räumen aufgehalten habe. Wenige Worte gewechselt. Gesprochen haben meine Bücher. Die ich zuerst gelesen und später geschrieben habe. Wer in menschenleeren Räumen fragt, bekommt selten eine Antwort. Bis er sie sich selbst gibt, ist es ein langer Weg. Wen wundert es, dass eine Gesellschaft volle Räume liebt. Sehen Sie sich um, wie sehr sie an den Lippen des jeweils anderen hängen. Mitmurmeln. Bis aus einem Sprachgewirr ein einheitlich genormtes Kollektivmurmeln geworden ist.

**Josef Brodträger**

# **39 MINUTEN**

39 Minuten ist eine von mir willkürlich erdachte Zeitspanne. Ganz so willkürlich nun aber auch wieder nicht, denn ansonsten hätte es ja auch 3 Minuten oder auch 2754 Minuten heißen können. Wie dem auch sei, eine Zeitspanne, die mehr ist als eine halbe Stunde, aber auch noch keine Dreiviertelstunde. Eine Dreiviertelstunde sind 45 Minuten. Ein Fußballspiel dauert 90 Minuten, wobei es im Grunde ja zwei Mal 45 Minuten plus 15 Minuten Pause sind, also 105 Minuten. Ein Spielfilm im Kino dauert meist auch 90 Minuten. Die Vorschauen und die Werbung davor natürlich nicht mitgerechnet. Eine Opernaufführung dauert meist zwei Stunden, also 120 Minuten, es sei denn, es ist eine Oper von Richard Wagner, die kann auch gerne meistersingerhafte 5 Stunden, also 300 Minuten, dauern. Ein Geschlechtsverkehr, der 39 Minuten dauert, kann je nach Betrachtungsweise lang oder auch nur kurz sein. Eine Wartezeit von 39 Minuten auf die nächste Straßenbahn wird aber jedermann lang vorkommen, es sei denn, Sie sind Maronibrater und haben Ihren Stand bei einer Straßenbahnhaltestelle. Ein Flug von Wien nach Graz dauert netto 35 Minuten, da bist noch gar nicht richtig angeschnallt, bist auch schon dort. Ein Flug nach Honolulu dauert im Schnitt um die 24 Stunden, also einen ganzen Tag. Ein Flug auf den Mond mindestens 8 Tage. Eine Reise auf den Mars ungefähr 9 Monate, also genauso lange wie die Entstehung eines Babys von der Erzeugung bis zur Geburt, wobei es hier völlig gleichgültig ist, ob der Geschlechtsverkehr nun 39 Minuten oder mehr oder weniger gedauert hat. Entscheidend hier ist das Schnellste aller Spermien. Die Wartezeit in der meist überfüllten Ordination bei einem Kassenarzt von 39 Minuten ist bestimmt unter der Norm, es sei denn, du bist gut betuchter Privatpatient.

Grundsätzlich scheint aber der Mensch ein sehr geduldiges Lebewesen zu sein, wenn ich beobachte, wie sich Menschenschlangen, so weit das Auge reicht und oft noch weiter, zum Beispiel für das neueste Phone anstellen oder um das goldene Klavier im renovierten Parlamentsgebäude leibhaftig in Augenschein nehmen zu können.

Bei einer durchschnittlichen Lebenserwartung verbringt so ein Durchschnittler 374 Tage mit Warten, das ist mehr als ein Jahr, welches bekanntlich 365 Tage hat, es sei denn, es ist ein Schaltjahr. Das wiederum sind 8760 Stunden, die so ein Jährchen dauert. Das sind exakt 525.600 Minuten. So gesehen sind dann wiederum 39 Minuten in diesem Vergleich wenig, fast wie ein Hauch in der Unendlichkeit.

Es sei denn, du sitzt wie ich gerade vor deinem Laptop, machst dir Gedanken über Zeit und Zeitspannen und bekommst plötzlich von oberster Stelle ein E-Mail mit dem Hinweis: „Du hast noch 39 Minuten zu leben!“

Da taucht dann plötzlich die Frage auf, jetzt hab ich schon so viel Zeit vertan mit scheinbar sinnlosem Warten, und jetzt wird am Ende alles so knapp. Was würdest du mit der dir verbliebenen Restzeit von 39 Minuten anfangen?

Zweifelsfrei eine gute, wenn auch rein theoretische Frage. Denn keiner von uns bekommt so ein E-Mail, und das ist auch wirklich gut so.

**Wolfgang Mayer König**

# **FÜR DAS LEBEN LERNEN**

Liechtenstein ist ein Nachbarland Österreichs. Wie seltsam musste es mir aber im Wiener Schottengymnasium anmuten, dass mein Nachbar auf der gemeinsamen hölzernen Schulbank den Namen eines ganzen Landes trug, weil er der künftige Monarch, das künftige erbliche Staatsoberhaupt dieses Landes, war. Da saß er nun neben mir und widmete sich in einer spürbar zuvorkommenden Art und einem für seine Jugend sehr gediegenen menschlichen Verständnis meiner Begeisterung für Kunst und Kultur der Antike. Ich kann sagen, dass er meine Begabungen und Interessen weit mehr förderte, als es die dazu berufenen Lehrer taten. Manchmal überraschte er mich mit Postkarten, auf denen seltene archäologische Fundstücke abgebildet waren. An meinem Geburtstag überreichte er mir eine Vielzahl von Kunstkarten des ägyptologischen Museums von Turin, welche er einzeln und mit vollem Namenszug signierte. Alles an diesem Menschen war sorgfältig und verständnisvoll. Er kehrte nie hervor, wer er war, sondern er war und blieb immer ein Mensch unter Menschen. Wie sehr freute es mich, als er auch als Regierender Fürst den Kontakt aufrechterhielt und mir handschriftlich mitteilte, dass er sich gerade über einen solchen mit einem alten Schulkollegen besonders freue. Ja sogar an meinem schriftstellerischen Wirken nahm er Anteil und schrieb meinem italienischen Verleger, dass er sich über mein gelungenes Werk „Colloqui nella stanza“ gefreut habe und es mit Interesse durchlesen werde. Seine bemerkenswerteste Eigenschaft war aber immer sein Humor. Nicht umsonst trug er in unserer Schulklasse und im ganzen Fürstentum den Spitznamen „Juxi“. Die lustigste Geschichte mit ihm ist mir heute noch so präsent, als ob sie sich gestern zugetragen hätte. Wir Buben

schlenderten durch den Schottenhof, und Juxi fand, dass es längst an der Zeit wäre, dass ich, mein Spitzname war Aladdin, eine Mutprobe ablegen sollte. Es wurde hin und her überlegt, und dann kam die geistreiche Idee auf, ich solle von einem Telefonhüttel aus den Englischprofessor Dr. Jana anrufen, der mit seiner hübschen jungen Frau in unmittelbarer Schulnähe im Schottenhof wohnte, und ihm wörtlich erklären, dass er ein Trottel sei. Na bumm, dachte ich mir. In diesem Augenblick stand mir Juxi geradezu fürsorglich bei. Er gab mir ein angeschneuztes Taschentuch, in welches das Fürstenwappen eingestickt war, damit solle ich doch bitte vorsichtshalber den Telefonhörer umwickeln und meine Stimme unkenntlich verstellen. Alle umstanden mich aufgeregt und neugierig. Ich entnahm dem Telefonbuch die Nummer, wählte und warf sogleich eine Münze ein. Kurz darauf erklang geradezu schwungvoll seine Stimme: „Jana!“, und ich wirklich aufs Äußerste bemüht, meine Stimme zu verstellen: „Herr Professor, Sie sind ein Trottel.“ Wankend, von Juxi gestützt, vernahm ich die ruhige, betont freundliche Antwort des Lehrers: „Mayer König, du bist auch nicht viel gescheiter!“

Jahre vergingen, und ich hatte wieder mit Schule zu tun. Diesmal als Universitätsprofessor. Als solcher hat man ja keine Schüler, sondern Studenten. Das ist alles weniger verschult, viel freier, mit mehr Gestaltungsmöglichkeiten im Wissenserwerb und dessen Verankerung in der Lebenswelt. Ich hatte einen Studenten, der sah so aus wie die Figuren auf gotischen Schnitzaltären. Wuschelige Frisur, hagerer Gesichtsausdruck und naiv-idealistischer Augenaufschlag, der geradezu „ausgekegelt“ in die Ferne oder ins „Nichts“, wir Wiener würden sagen: „ins Narrenkastl“, schaut. Er war der Intelligenteste von allen. Allerdings war er dauernd müde. Bei Prüfungen wusste er alles, aber er konnte nicht umfassend und zusammenhängend formulieren, obwohl seine jeweiligen Antworten bereits richtig und korrekt waren und einen hervorragenden Nachweis seines Lernertrages erbrachten, weil er einfach immer müde war. Eine Begründung dafür gab er nie. Er hatte überhaupt eine zurückhaltende, ruhige Art. Ich fragte ihn einmal, ob er vielleicht an einer unentdeckten Diabeteserkrankung leide, was er lächelnd

verneinte. Er kannte offensichtlich selbst genau den Grund für seine Müdigkeit. So akzeptierten wir das einfach und gingen rücksichtsvoll damit um. Unsere Universität befand sich in der österreichischen Industriemetropole Linz, die wie alle großen Industriestädte Alkoholiker, Drogenabhängige und Obdachlose aufwies. Man sah sie vor allem nachts auf und unter den Donaubrücken herumlungern. Mein Student besaß eine klapperige Citroën-2CV-Wellblechente. Mich wunderte schon, dass ich dieses Auto an den unmöglichsten Stellen der Stadt nachts geparkt gesehen habe. Eines Nachts fuhr ich wieder über eine der Donaubrücken und sah, wie er zwei Verletzte in sein Auto hob. Der eine hatte sich in Glasscherben gelegt und sich dabei einen heftig blutenden Nierenschnitt zugezogen, der andere war offensichtlich mit Drogen zuge-dröhnt. Ich stieg aus, er erkannte mich sofort und bat mich gleich, ihm zu helfen. Ich fragte ihn, ob das der Grund sei, warum er immer so müde ist, was er erlöst lächelnd bejahte. Obwohl er keinem Verein, keiner Hilfsorganisation, keiner Religionsgemeinschaft und auch keiner Partei angehörte, brachte er diese gestrandeten und verletzten Menschen ins Krankenhaus und versorgte sie, weil es sonst niemand tat. Von da an wusste ich, dass er sein Studium am meisten von allen begriffen hatte. Er war es, der das bloß Gewusste durch die Tat vollendete. Er hat bei mir sein Studium erfolgreich abgeschlossen. Später erfuhr ich, dass er sich habilitiert habe, selbst als Professor dort unterrichte und es bis zum Vizerektor gebracht habe. Dann las ich in der Zeitung, man habe ihn, den Vizerektor, „irrtümlich“ festgenommen, weil er bei einer Demonstration Jugendlichen zu Hilfe geeilt sei, um sie vor niederknüppelnder Polizeigewalt zu schützen. Für mich nur ein neuerlicher Beweis, dass er die Lektionen des Lebens verstanden hat.

**Christa Maria Till**

# EINE MUTTER-TOCHTER- BEZIEHUNG

**Renée (1883–1959) und Annemarie (1908–1942) Schwarzenbach**

Ich möchte in diesem Essay auf zwei Frauen der in der Schweiz bekannten Industriellenfamilie Schwarzenbach-Wille eingehen: die energische Generalstochter Renée mit Nähe zum Nationalsozialismus und ihre knabenhaft fragile, sensible Schriftsteller-Tochter Annemarie mit deren Todestrieb.

Von Horgen am Zürichsee führt eine Straße bergauf zum Landgut „Bocken“, gut ausgedeutert, zum ehemaligen Landgut mit barockem Gutshof mitsamt Herrenhaus. Ich suche es wegen seiner literarischen Bezüge auf. Das Gut war im Besitz der Familie Schwarzenbach, die in der ersten Hälfte des 20. Jh. hierzulande eine bedeutsame Rolle spielte. Es war auch der Wohnort der Dichterin Annemarie Schwarzenbach.

Es ist ein trüber Wintertag. Alles hier wirkt total ausgestorben. Das Umfeld passt zur Recherche an einer traurigen Vergangenheit.

Das großangelegte Haupthaus, die Parklandschaft, alles weitläufig mit Seeblick, eine Reithalle, hier gab es einmal eine Pferdezucht. Das Hauptgebäude wurde 1688 für einen Zürcher Statthalter errichtet. In den Innenräumen soll es immer noch schöne alte Kachelöfen geben. Das Anwesen diente als Gasthaus, als landwirtschaftlicher Musterbetrieb, Landsitz und seit Neuestem als Seminarhotel, das sich aber in einem modernen, halbkreisförmigen Bau befindet.

Seit 1911 war das Landgut „Bocken“ Sitz des Seidenfabrikanten Alfred Schwarzenbach (1876–1940), er führte das größte Seidenindustrieunternehmen der Welt, bis 1929 auch er an der Wirtschaftskrise zu leiden hatte. Er fungierte als Verwaltungsrat in diversen Gesellschaften. Verheiratet war er mit Renée Schwarzenbach-Wille, einer Nachfahrin von Bismarck und aus der Familie des General Wille (Wille war

Oberbefehlshaber der Schweizer Armee im 1. Weltkrieg). Sie war begeisterte Turnierreiterin und leidenschaftliche Fotografin. Sie hielt am „Bocken“ auch einen musikalischen Salon und beherbergte berühmte Musiker und Schriftsteller. Sie gebar ihrem Mann fünf Kinder, lebte aber in einer Dreierbeziehung mit der Wagner-Sängerin Emmy Krüger. Das ist die Familie der Annemarie Schwarzenbach. Was die Eltern der Annemarie betrifft, das Verhältnis zur hyperaktiven Mutter war schwierig, dazu kam die Politik, die Lebensanschauung auf dem „Bocken“ war dem Nationalsozialismus zugeneigt.

1977 erwarb der Kanton Zürich das Gut. Credit Suisse hat hier nun ein Tagungszentrum (das moderne Gebäude) und ein Seminarhotel.

Ein Blick zurück in die 40er-Jahre des vorigen Jahrhunderts. September 1942, wir befinden uns mitten im Krieg, aber hier geht alles ruhig seinen Weg. Renée Schwarzenbach, seit kurzem verwitwet, steht vor dem Anwesen und blickt sinnend in die Gegend. Soeben hat man ihre 34-jährige Tochter Annemarie zu Grabe getragen, am Friedhof Horgen, der unterhalb des „Bocken“ liegt.

Wie fühlt es sich an, wenn die Tochter vor der Mutter stirbt? Renées Mann ist tot. Die Last liegt alleine auf ihren Schultern. Aber war der Tod wirklich so überraschend gekommen? Hatte sich das nicht schon vorgezeichnet, die Suchtexzesse der Tochter, die Entzugskuren, die Selbstmordversuche.

Und was beschäftigt die trauernde Mutter trotz allem? Wie steht sie vor der Öffentlichkeit da? Da hatte doch die Reisebegleiterin bei der letzten Afghanistanreise, diese ehrgeizige Ella Maillard, ein Reisetagebuch veröffentlicht. Wie hat sie nur Annemarie hier beschrieben? Das passt Renée gar nicht. Sie fordert die Frau auf, ihr das Manuskript vor der Drucklegung vorzulegen. Das will sie unbedingt. Sie wird sich mit ihr treffen.

Der Gutshof liegt vor ihr, die wohlvertraute Umgebung, da waren ihre vielgeliebten Pferde, die Reithalle – wenn sie ausreitet, wird sie das beruhigen, denkt sie. Sie hat es verstanden, das Leben mit kräftigen Händen anzupacken. Sie hat sich das vom Leben genommen, von dem sie

dachte, es stehe ihr zu. Sie war nie zimperlich gewesen. Die eingebläute deutsche Härte, die gab es auch. Sie, die Nachfahrin des mächtigen Kanzler Bismarck und Tochter von General Wille.

Am 18. November, einem trüb-nassen Herbsttag, hatte man sich im düsteren Krematorium getroffen. Tags darauf wurde dann die Urne im Familiengrab beigesetzt.

Dem war der mysteriöse Fahrradunfall der Tochter vorangegangen. Dieses Datum werde ich mein Lebtag nicht vergessen, denkt Renée, es war der 6. September 1942, und Annemarie, in ihrem vielgeliebten Bündnerland unterwegs, fuhr mit der Freundin und Sportfliegerin Isabelle Trümpy in einer Kutsche von Sils in Richtung St. Moritz. Unterwegs traf man eine Freundin, die mit dem Fahrrad unterwegs war. Annemarie tauschte den Kutschensitz gegen das Fahrrad. Ein paar Minuten später stürzte sie und verletzte sich am Kopf. Drei Tage lang war sie bewusstlos, die Kopfverletzung war nicht so gravierend, aber, als sie erwachte, machte sie einen verwirrten Eindruck. Ich ließ sie in die Klinik des Dr. Forel nach Prangins bringen, die sie vom Entzug her kannte. Die Verwirrung blieb, es gab aggressive Ausbrüche, sie wurde mit Elektroschock behandelt. Der Arzt kam wieder mit der Droge, Entzugserscheinungen seien das, ja Schizophrenie. Ich halte ja nicht viel von den Herren Psychiatern. Die Idee, sie ins Burghölzli zu verlegen, fand ich abstrus. Ich nahm sie zu mir und schließlich transportierten wir sie in das von ihr so geliebte Bündnerland.

Aber es war offensichtlich, es gab keine Hoffnung mehr auf Genesung. Ja, ich hoffte nur noch, dass sie sich nicht mehr allzu lange quälen müsse. Am 15. November 9.45 Uhr ist sie verstorben. Ich glaube nicht, dass der Unfall die Todesursache war. Ich glaube, der Beginn ihres Todes liegt schon lange zurück. Ich tröstete mich oder versuchte mich zu trösten, indem ich an die Zeit ihrer frohen, glücklichen Kindheit zurückdachte, diese Szenen immer wieder wie einen Film vor meinem geistigen Auge ablaufen ließ.

Alfred, Annemaries Vater, und ich waren 37 Jahre verheiratet gewesen. Es war eine Liebesheirat. Wir beide waren davon überzeugt, den richtigen

Lebenspartner gefunden zu haben. Ich war die Temperamentvolle, die Impulsive, Alfred, mein Herzensschatz, besonnener, und er wirkte immer beruhigend auf mich. Zwischen uns herrschte ein ganzes Leben lang bedingungslose Offenheit, um was es auch immer ging. Ich schenkte ihm fünf Kinder, wie man so zu sagen pflegt. Als Tierfreundin liebte ich besonders die Pferde, sie sind meine ganz großen Freunde, manchmal einfacher zu behandeln als die Menschen.

Robuli, mein Ältester, der nicht sprechen lernte, der Tobsuchtsanfälle bekam, lag meinem Herzen ganz nahe. Er kam in verschiedene Anstalten, ich errettete ihn aus den Klauen der Psychiatrie. Er kann ein recht friedvolles Leben, betreut von einem Pädagogen und seiner Tochter, führen. Die finanziellen Mittel standen uns immer zur Verfügung. Dann kam Töchterchen Suzanne, sie heiratete einen Schweden und verließ die Schweiz in jungen Jahren. Darauf folgte Annemarie. Als sie geboren wurde, dachte ich: ein mächtiges, großes Kind. Sie wog neun Pfund. Die Geburt verlief rasch. Sie war von Anfang an ein Mordskerl. Damals wohnten wir noch in der Villa „Im grünen Winkel“ in der Enge. Dann kamen die zwei Söhne, Freddy und Hasi. Ich habe nie was davon gehalten, meine Kinder zu verzärteln.

Annemarie, die schöne, zarte, gescheite (sie promovierte als erste Frau der Familie), die sensible, die grazile, die engelsgleiche, von Frauen und Männern geliebt, verehrt und bewundert. Ein französischer Schriftsteller nannte sie einmal einen untröstlichen Engel.

Vor der Matura gerieten wir in große Auseinandersetzungen. Sie hatte mir vorgeworfen, ich hätte sie wie einen Buben und als Wunderkind erzogen. Nach dem 13. Lebensjahr sei sie nicht mehr mein lieber Page gewesen. Ich hätte sie absichtlich isoliert gehalten, um sie für mich alleine zu haben. So ein Unsinn.

Annemarie, die trotzig, die beleidigende, die abscheuliche Tochter, die mir so viel Sorgen und Leid angetan hat. Sie hat unsere Familienehre mit skandalösem Lebenswandel befleckt. Da waren die Drogenexzesse, wilde Liebschaften, ihr antifaschistisches Engagement, und dabei war ich es, die ihr Leben finanzierte.

Es war schon so, wenn die Kinder größer wurden, langsam erwachsen wurden, hab ich sie mit Strenge, mit harter Hand erzogen. Das war so nötig. Ich, die Generalstochter, habe diese Strenge auch mir selbst gegenüber angewendet. Clara, meine Mutter, die Generalsehefrau, war da milder gestimmt und ermahnte mich mitunter, den Kindern mehr nachzusehen, vor allem auch bei Annemarie.

Als die jüngeren Brüder kamen, die ja auch in die Firma einsteigen sollten, versuchte Annemarie es ihnen gleichzutun. Sie schnitt sich ihr Haar kurz, trug lieber Hosen, ihre erste kindliche Berufswahl: General, na ja, der Großvater. Sie verkleidete sich auch mit Reitstiefeln und Hut. Ab 17 etwa nannte sie sich auf einmal Fritz, dann Paul Otto. Als Kind hatte sie eine Pagenuniform, sie leitete eine Schar von Kindersoldaten, Cousins und Cousinen an. So reizend das Foto von ihr als Rosenkavalier, das ich von ihr gemacht habe. Wäre es nur immer so weitergegangen.

Annemarie geriet in die falsche Gesellschaft. Sie freundete sich mit den Mann Geschwistern Erika und Klaus an, hatte Zugang zum Haus von Thomas Mann. Sie verliebte sich völlig kopflos in diese Erika, dieses Mannweib. Sie bewunderte sie maßlos, wollte es ihr gleichtun als Schriftstellerin und Journalistin. Sie betete die Frau an. Sie machte sich völlig abhängig von ihr, das war schon Hörigkeit. Dabei unterstützte sie die beiden finanziell und wurde dann nach Strich und Faden ausgenutzt. Dann diese subversive politische Tätigkeit der beiden. Diese skandalösen Kabarettauftritte. Diese Deutschfeindlichkeit. Das passt nun gar nicht in unsere Familie. Und Annemarie lebte schließlich von unserem Geld.

Dann erschien eines Tages die Schauspielerin Therese Giehse bei uns, eine derbe Weibsperson, eine dieser neuen Emigranten, die plötzlich die Schweiz verpesteten. Ich musste mich sehr beherrschen, Alfred kam dazu und wollte mich beruhigen. Die Giehse sollte mich darüber aufklären, dass sie die Geliebte der Erika sei und nicht die Annemarie. Sie würden auch keine politischen Ziele verfolgen. Da kann ich nur lachen.

An der literarischen Laufbahn meiner Tochter, die ja auch zu schreiben begonnen hat, hab ich kein großes Interesse gezeigt, anders

als meine Mutter, die immer viel Verständnis für Annemarie aufbrachte und an allem, was diese trieb, Anteil genommen hat.

Dieser dumme Pfeffermühlenskandal, dies das Kabarett, in dem die Mann Geschwister aufgetreten sind. Diese Leute passten absolut nicht zu meiner Familie. Als Generalstochter und als Abkömmling der Bismarcks war ich natürlich deutsch-national gesinnt. Als nun in den 20er-Jahren immer öfter von Hitler und den Nationalsozialisten die Rede war, konnte ich dieses antifaschistische Tun nur aufs Ärgste brandmarken.

Schließlich besuchte Hitler, dieser tatkräftige Mann, der eine unerhörte Ausstrahlung hatte, meine Eltern auf deren Landgut in Mariafeld, und er war auch bei Bruder Ully zu Gast in dessen Villa unweit der Wesendonck-Villa.

Ich lebte glücklich in meiner Ehe mit Alfred, jedoch lebte ich ebenso glücklich in der Beziehung mit der Opernsängerin Emmy Krüger. Emmy hat die Geschichten mit Annemarie ja auch kritisch miterlebt. Annemarie, das gute Kind, kaum kam sie in die Pubertät, wurde sie unausstehlich. Emmy sah bereits bald schwarz für die Zukunft der Annemarie. Eine strenge Erziehungsanstalt, wo man auch körperlich arbeiten müsse, das sei die Lösung, fand sie. Das Kind ist krank, sagte sie immer wieder. Aber keiner höre auf sie.

Annemarie war verlogen. Sie war unaufrichtig. Sie baute an ihren Lügengebäuden, man wusste nie, was stimmte und was nicht. Emmy meinte, sie habe Ekel vor Annemaries verworfenem Leben, sie sei krank, geisteskrank. Da gab es ja die hässlichen Auseinandersetzungen. Annemarie entglitt mir immer mehr, und dabei hatte ich sie doch so lieb.

Emmy gehörte voll zu meinem Leben, ja sie hatte sich in das Leben unserer Familie gut eingefügt, sie verstand sich auch sehr gut mit Alfred. Es war eine ideale Dreierbeziehung.

Ich war 27 Jahre alt, als ich die Opernsängerin Emmy Krüger im Oktober 1910 kennenlernte, die an der Oper Zürich engagiert war. Es war ein „Coup de foudre“. Ich verliebte mich total in sie. Emmy hatte dann 1911 ihren ersten wirklich großen Erfolg, als sie in Richard Strauss' „Rosenkavalier“ den Oktavian sang. Ich hatte mit ihr Kontakt

aufgenommen, wir freundeten uns an, ich lud sie zu uns auf den „Bocken“ ein, wir fuhren aus, machten Spaziergänge, beschenkten uns gegenseitig mit Blumen. Die Musik von Strauss gefiel mir zuerst nicht so gut, ich fand sie zerhackt, aber dann gewöhnte ich mich daran.

Später war der Komponist des Öfteren Gast bei mir. Ich unterhielt ja einen musikalischen Salon und Musiker, Dirigenten, Sänger, Komponisten, auch Schriftsteller, alles, was Rang und Namen hatte, kehrte bei mir ein.

Emmy verkörperte in der nächsten Saison den Orpheus von Gluck. Sie konnte sich jedoch immer noch nicht ganz für mich entscheiden, es gab da noch eine andere Frau. Alfred, mein geliebter Ehemann, versuchte sogar zu vermitteln. Er wusste immer alles von mir, wir hatten kein Geheimnis voreinander. Schlussendlich kam die Geschichte mit Emmy zu einem guten Ende.

Emmy feierte grandiose Triumphe in Bayreuth. Sie sang alle großen Wagner-Rollen. Emmy war dort, als Cosima, die uralte Wagner-Witwe, noch am Leben war und sie diese treffen konnte. Siegfried Wagner, der Sohn des Meisters, wirkte dort. Sogar Hitler hatte sie in Bayreuth persönlich kennengelernt. 1925 hatte sie die Sieglinde gesungen. Hitler kam nach der Vorstellung, küsste ihr die Hand, würdigte im Detail ihre Darbietung. Das beeindruckte sie sehr. Ein unvergleichlicher Moment sagte sie. Das gefiel auch mir und meiner Mutter.

Eine Zeitlang fungierte ich als Vizepräsidentin der Zürcher Musikfestwochen. Da und auch sonst war ich natürlich immer bestrebt, Emmys Karriere zu fördern. Ich, die Kulturmäzenin, die Kulturbeflissene.

Dass es mit Annemaries Gesundheit arg bestellt war, musste ich irgendwann mal einsehen. Als Annemarie nach ihrer Afghanistanreise sich mit einem französischen Diplomaten verlobt hatte, hofften wir alle, dass ihr dies Rückhalt geben würde. Aber als Diplomatingattin taugte sie auch nicht. Leider. Dann kam ihr mieser Gesundheitszustand, die Malaria in der Ferne.

Annemarie hat einmal gesagt, sie, gemeint war ich, die Mutter, sie ruiniert mich mit ihrer Liebe. Das undankbare Wesen. Sie soll sich

ihren Freunden gegenüber so geäußert haben, ihre Mutter habe zu viel Initiative und Energie für die Tochter gepachtet, man fühle sich nicht genötigt, selbst etwas davon aufzubringen.

Ich musste einsehen, dass Annemarie ein kranker Mensch war. Die Drogensucht als Folge dieser Krankheit führte sie zu Entzugskuren in verschiedene Sanatorien.

Aber dann, als sie völlig krank und desorientiert in Yverdon lag, beschloss ich, sie solle nicht in der Psychiatrie verwahrt werden. Sie, die Freiheitsliebende. So nahm ich sie zu mir.

Und diese Ella Maillard, diese mickrige Journalistin und Reisebegleiterin. Wir hatten Annemarie das Auto, einen Ford V8 91A Deluxe, geschenkt. Da hätte sich leicht auch ein anderer Reisegefährte gefunden. Dann kam der Brief aus Afrika, Mameli und so, da hatte sie Heimweh, Heimweh, das hieß doch Sehnsucht nach der Mutter. Warum wollte sie dann unbedingt weg von mir, wieso konnte sie nicht, wie so viele Menschen sonst, in mir eine bedeutsame Persönlichkeit in Zürichs Kulturleben sehen? Wen hatte ich nicht alles auf dem „Bocken“ zu Gast? Furtwängler, Toscanini, Bruno Walter, den Komponisten Richard Strauss mehrmals, den Nobelpreisträger Gerhart Hauptmann, Hermann Hesse und, und, und.

Nach Jahren des Kampfes gegen Annemaries unseliges Leben, gegen ihren schlechten Freundeskreis, Unehrllichkeit, sie war von grenzenlosem Egoismus, sie nahm nie auf jemanden Rücksicht, sie konnte nicht normal handeln und leben, musste ich resignieren.

Daran hat dann auch das Haus in Sils Baseglia nichts geändert, von dem sie sagte, dass sie sich da so wohlfühle. Und drinnen saßen ja dann auch alle ihre falschen Freunde und saugten sie aus. Und sie selbst war beziehungsunfähig, was man von mir nicht behaupten kann.

Wenn ich diese Frau Maillard treffe, sie muss unbedingt den Namen Annemarie aus ihrem Manuskript streichen.

Irgendwann einmal kann die selbstbewusste Mutter nicht mehr verdrängen, dass Annemarie eine gewisse Anerkennung als Schriftstellerin und Fotografin genießt. Die Fotografien von ihren

Reisen aus verschiedenen Erdteilen, in Katalogen gesammelt. Ihre Dissertation über die Geschichte des Oberengadins. Außerdem den Roman, Erzählungen, Reisetagebücher. Sie lernte viele Länder kennen, sie beobachtete politische Entwicklungen (der sich anbahnende Krieg), die Trauer, die Melancholie ist immer dabei.

„Mutter, denkt man – wie der Name zum Weinen verhilft! –, ich habe irgendetwas, ganz am Anfang, falsch gemacht. Aber nicht ich war es, sondern das Leben. Alle Wege, welchen ich auch ging, welchen ich auch entging, endeten hier, in diesem glücklichen Tal, von dem es keinen Ausweg mehr gibt und welches deshalb schon dem Ort des Todes ähnlich sein muss.“

Diese Textpassage überliest Renée schnell.

*Literatur:*  
*Der Band „Das glückliche Tal. Roman“ von Annemarie Schwarzenbach (Ullstein, die Frau in der Literatur) ist im Buchhandel erhältlich.*  
*Der Band „Die Geborene“ von Alexis Schwarzenbach, Historiker, Urenkel, ist kürzlich bei Scheidegger und Spiess erschienen.*  
*Das Buch von Ella Maillard trägt den Titel „Der bittere Weg: mit Annemarie Schwarzenbach unterwegs nach Afghanistan“.*

**Gerta Ubl-Fahrngruber**

# **WIEN – EINE LIEBESERKLÄRUNG**

wien ist eine liebe, die im herzen brennt, die habe ich schon ganz tief  
in meinem herzen eingescannt

durch wien zieht der touristenstrom zu den ringstraßengalerien und  
zum stephansdom, mit navi und handy siehst du sie an den schaufenstern  
vorüberziehn, dann hörst du das geschrei auf der dominikanerbastei,  
und auf dem platz der schotten, da siehst auch bettler und andere  
falotten

kinder füttern selig die tauben bei den bankerln am tuchlauben

jetzt noch rasch an meinen liebsten eine sms, beim burgtheater  
überfällt mich heute der autogrammjägersstress, und dann zum lugeck  
auf ein eis süße liebe, aber heiß

das geld wird knapp vom einkauf auf der kärntnerstraße, bald  
machen wir schlapp und gehen neben den socken, doch ums letzte  
zerquetschte leisten wir uns noch beim demel mandeltörtchen und  
süße nocken, und was nicht fehlen darf, schlag mit baisier und eine  
sachertorte mit kaffee

jetzt schickt mein freund mir ein whatsapp, ich beschwere mich über  
den ökonomischen nepp, nur schnell ein foto noch für meine nichten  
und tanten, schau hinter der oper warten die mozart-maskierten, die  
schafhirten und asylanten, die verschleierten türkinen und beduinen  
verschwinden kurz in den unterirdischen römischen ruinen, bei johann  
strauß machen wir rast, fast hätten wir den monduntergang verpasst, wir  
folgen der blinkenden reklamespur, tanzende pärchen sehen wir unter der  
ankeruhr, japaner mit nikon, russen mit der leika und wiener, die lässig  
vorübergehen, und jede menge nobless kannst du in der city sehn, wie es  
jeder kennt, charmant riskant, eine liebe, die ewig im herzen brennt

dieses jahr zur urlaubszeit legt sich der touristensturm unter der kuppel der karlskirche und unter der drehscheibe hoch oben am donauturm, ein e-mail von tante lia blockiert onkel leos sms-empfang, komm gehen wir hinüber durch die jugendmeile am donaukanal entlang zum letzten naschmarktstand und zur sezession, in gold gefasst ist gustav klimts künstlersensation, auch der basiliskewurm wird mutig bestaunt, und im schwarzen kameel serviert alfred, er ist immer gut gelaunt, welch ein irrtum, nicht dieses tier war es, das den weg nach betlehem fand und zur weihnachtszeit in der krippe pate stand

unzählige leute schlendern an uns vorbei mit wischhandys und iphones, mit mietradeln und skateboards am donauuferkai, von wien krieg ich nie genug, es ist mir nie zu viel, denn wien ist mein traum und mein lebensziel, diese affenliebe überschreitet oft alle grenzen, doch das stört nicht dich nicht, mich auch nicht, hinz und kunz und lenzen

ein anruf von kathy, sie will sich mit fitness trimmen, sie ist im begriff, den steffl zu bezwingen, dann pilgert sie mit eini nach hernals ins kleine café, da gibt's noch plüsch- und samtcanapé, so kuschelig ist es dort beim intimen stelldichein bei klaviermusik, und vom ober an kleinen schmäh, alt-wien ist ja doch nicht mehr das, was es war, aber durch die verträumten gasserln gehe ich immer wieder jedes jahr, wir sehen die fiaker, die drängen sich zäh durchs schottentor, wie ein eleganter boulevard kommt mir gürtel und ringstraße vor, welche wichtige platzerln wollen wir heute noch ausloten, hand in hand gehen und küssen ist während der pandemie verboten, die liebe ist doch ein seltsames spiel, es nimmt und gibt uns in jedem falle viel, wien ist eine liebe, die echt im herzen brennt, wir haben alle sehenswürdigkeiten im kopf und im herzen eingescannt, und jetzt noch rasch in den wiener prater zum riesenrad und dann durch die grünen wälder, da wird es keinem fad, und zum lusthaus mit der liliputbahn mit meinem schatz und mit dem gucker, aber bitte kauf mir an langos und an gesponnenen zucker, seit neuestem gibt's glücksbringer im lachkabinett, wir biegen uns vor lachen, die wangen sind tiefend nass, aber trotzdem sind wir fesch und adrett, wien bietet aufregende sachen, wien ist immer

charmant riskant und eine liebeserklärung wert, also bleib cool und locker, das hat noch keinen gestört, aber beiß dir wegen wien nicht den zahn der zeit aus, geh lieber zum tichy auf a eis und zum plachutta auf an bauernschmaus, dann singen wir noch mit den schrammeln und essen noch schnitzel, knödel und grammeln

wien ist zeitlos, schau net auf die uhr, sondern lieber auf die weltberühmte architektur, die ganze welt kann wien beneiden, wenn wir im stadtpark aufm bankerl sitzen unter den trauerweiden, und schau, der johann strauß, der lacht die singlefrauen aus, hinter seiner geige guckt er hervor, bevor wir abschwirren mit der ring-rund, der alten straßenbahn, für uns gilt keine sperrstund, weil erst im morgengrauen gemma ham, aber wegen wien reiß i mir kann haxn aus, und trotzdem, wann i von wien fortfahren muss, da wein i mir die augen aus

**Manfred Chobot**

# MEINE KINDHEIT UND JUGEND IN MEIDLING

Im Winter 1951/52 übersiedelten meine Eltern von der Ottakringer Thalheimergasse in die Schönbrunner Straße 282, zweiter Stock, Tür 7. Dies war sodann meine Adresse bis August 1968, inoffiziell blieb sie für bestimmte Gelegenheiten noch jahrelang weiter bestehen. Das Haus besaß einen in die Wohnung integrierten Erker mit Blick auf das Meidlinger Tor von Schönbrunn. Beim Bezug der neuen Wohnung okkupierte ich den Erker für mich, langfristig konnte ich meine Okkupation jedoch nicht aufrechterhalten, da mein Vater den Erker für seine Pflanzen-Zucht und -Sucht beanspruchte.

Meine Bildungskarriere nahm ihren Anfang 1953 in der Volksschule Bischoffgasse 10, nun nach dem Schweizer Völkerrechtler Jean Pictet benannt. Damals war die Grünbergstraße noch keine Durchzugsstraße, sondern eine Sackgasse, die bei der Tivoligasse endete, der Wacker-Platz war jedenfalls erreichbar, und ich erlebte, wie Wacker 1956 Vizemeister wurde. Wir Buben, namentlich Rudi und Karli, führten Hefte mit allen Spielernamen, in Erinnerung geblieben ist mir Turl Wagner. Allerdings wussten wir nicht, was das Wort „Trainer“ in unseren von älteren Fans abgeschriebenen Heften bedeutete, weshalb wir uns mühsam kundig machen mussten.

Gegenüber der Schönbrunner Straße befanden sich die Fragmente von Weigls Dreherpark, umgeben von einer Einfassungsmauer, wodurch das mit alten Kastanien bewachsene Gelände über dem Straßenniveau lag. Später errichtete die Firma Fiat auf einem Teil des Dreherparks ein Verkaufsgebäude für ihre Automobile, wobei die Bäume weitgehend unangetastet blieben. Etwa zeitgleich wurde die Grünbergstraße ausgebaut, und Vater empörte sich über den damit verbundenen

Lärm und Gestank der Autos. Hingegen wurde die Straßenbahn-Linie L eingestellt, die, von der Winckelmannstraße kommend, die Grünbergstraße befuhr und beim Meidlinger Tor Endstation hatte, was den bis heute extrem breiten Gehsteig erklärt.

Mein Freund Rudi war der Sohn des Hausmeisters der Villa XAIPE. Im Auer-Welsbach-Park und dem Park-Zwickel zwischen Linker Wienzeile und Wienfluss veranstalteten wir Tretroller-Rennen, wobei wir uns wie Speedway-Cracks fühlten. Gelegentlich mogelte ich bei Rudis Rundenzeiten, sodass ich ihn öfter besiegte als er mich. Rudi hat offenbar seltener geschummelt, woran sich erkennen lässt, wohin Ehrlichkeit führt. Oder es lag einfach daran, dass ich ein siegesbewusster Besitzer des Tretrollers war.

Ein beliebtes Spielrevier war der dunkle, lange Gang, parallel zur Meidlinger Allee, an dessen Seite sich die Eingangstüren zu den Wohnungen von Hofräten sowie anderen Privilegierten befanden. Mit Sternspuckern diesen Gang entlang zu rennen war ein königliches Vergnügen, weshalb wir bestrebt waren, über einen langfristigen Vorrat an Sternspuckern zu verfügen, damit wir nicht bloß auf die Weihnachtszeit angewiesen waren. Auch Kerzen kamen zum Einsatz. Da der Gang durch zahlreiche Türen unterteilt war, lernten wir auswendig, in welche Richtung die jeweiligen Türen zu öffnen waren, um im Fall einer notwendigen Flucht keinen Zeitverlust zu erleiden. Anstatt Schönbrunn durch das Meidlinger Tor zu betreten oder zu verlassen, bestand die Alternative, sich durch die stets verschlossenen, gusseisernen Tore an der Schlosstraße zu quetschen, was so lange möglich war, bis mein Kopf eines Tages zwischen den Eisenstäben steckenblieb. Unverhofft erlangte diese Befähigung eine nützliche Anwendung. Meine Eltern hatten ihre Schlüssel in der Wohnung vergessen, demzufolge zwängte ich mich durch das Gitter des Küchenfensters, das vom Hausflur zu erreichen war, um sodann die Wohnung von innen mit dem Schlüssel zu öffnen.

Regelmäßig nutzten Vater und ich die Schönbrunner Parkanlage für Spaziergänge, wobei ergänzend hinzu kam, dass er mich mit den Grundregeln, richtig zu laufen, vertraut machte. Außerdem

bildeten wir ein kreatives Team beim Basteln mit der Laubsäge. Unser Meisterwerk sollte ein Segelboot werden, das auf der Wasseroberfläche vor dem Schönbrunner Obelisk die erste – und letzte – Wasserung erfuhr. Der Untergang des majestätisch aufgetakelten Schiffes beendete unsere handwerkliche Laufbahn.

Von Vater hatte ich erfahren, dass Auer-Welsbach den Glühstrumpf für die Gasbeleuchtung und den Zündstein für Feuerzeuge erfunden hatte. Was lag daher näher, als ein dichtes Gebüsch zum Rauchsalon umzufunktionieren. Im Haus der Schönbrunner Straße 282 befand sich eine Trafik, und ich erstand vier „Dreier“ für uns, dereinst war die „Austria 3“ die billigste Zigarettensorte, filterlos und von ovalem Querschnitt. Man musste keine ganze Packung kaufen, es gab die Dreier auch stückweise, eingewickelt in ein Papierstanitzel. Rudi und ich erkundeten ein uns passend erscheinendes Gebüsch am Rand unserer Tretroller-Rennbahn. Richtig entzückt hat uns das Pofeln nicht. „Da müssen wir eben durch“, ermunterten wir einander, „wir werden schon auf den Geschmack kommen.“ Nachdem Rudi und ich aus unserem improvisierten Rauchsalon hervorgekrochen waren, qualmte das Gestrüpp noch eine geraume Weile, weshalb wir schleunigst verdufteten. Daheim angelangt, beging ich einen eklatanten Fehler: Ich berichtete Rosi, der elterlichen Haushälterin, von meiner Rauchpremiere. Entgegen ihrem Versprechen, gegenüber den Eltern, die immer erst spät vom Geschäft heimkamen, wie ein Grab zu schweigen, verpetzte sie mich schamlos. Anfangs verhielten sich Vater und Mutter unauffällig, doch schon bald starrten mir beide durchdringend ins Gesicht: „Du siehst heute ganz bleich aus, was ist los mit dir? Womöglich bist du krank?“ Derart in die Enge getrieben, sah ich mich genötigt, ein Geständnis abzulegen. Sogleich zwang mich Mutter, Milch zu trinken, „um das Nikotin zu neutralisieren“, und Vater hielt mir seine Zigarettenschatulle entgegen: „Du kannst dich bedienen, wann immer du möchtest.“ Niemals habe ich eine Zigarette aus Vaters Bestand geklaut. Erst während meines Studiums begann ich Pfeife, danach kubanische Zigarren zu rauchen.

Eine Ausnahme machten in späteren Jahren längere Zugfahrten. Als in den Waggons der Bundesbahn noch Rauchen gestattet war, kaufte ich mir stets eine Packung Dreier und paffte los, noch vor der Abfahrt des Zuges. Wenn jemand die Abteiltür öffnete, hörte ich allemal: „Pfui, da stinkt es.“ Und meistens hatte mein Bestreben Erfolg, und mir blieb das Abteil allein.

Irgendwann reifte der Zeitpunkt, dass alle Schüler der Volksschulklasse für die Firmung vorbereitet werden sollten. Meine Mutter ging mit mir zur Kirche „Unbeflecktes Herz Mariä“ in der Winkelmannstraße. Der fromme Kirchenmann stellte mir allerlei Fragen zu den Zehn Geboten. – Unbedingt wollte er von mir erfahren, ob ich Unkeuschheit begangen habe? Worauf mich meine Mutter an der Hand packte und wütend sagte: „Mein Sohn wird bei Ihnen nicht am Unterricht teilnehmen!“ Ich war der Einzige aus der Klasse, der nicht auf die Firmung vorbereitet wurde. Gerne hätte ich mich an den Gemeinschaftsspielen der Klassenkameraden beteiligt. Mein Weg als Einzelgänger war somit in die Wege geleitet. Sobald genügend Schnee gefallen war, konnte ich in der Schwenkgasse rodeln.

Einkäufe von Gemüse, Obst, Fleisch und Wurst erledigte Rosi beim Greißler Györgyalfai, der Falwei genannt wurde, da kaum jemand fähig oder willens war, sich den rumänisch-griechischen Namen zu merken. Im obersten Stockwerk des Hauses Schönbrunner Straße 282 lag die Waschküche. Rosi bearbeitete die Schmutzwäsche auf einer Waschrumpel, kochte Weißzeug und Baumwolltextilien in einem riesigen Bottich. Auf dem Dachboden waren Schnüre zum Trocknen der Wäsche angebracht. Oftmals war ich als stiller Beobachter an den Arbeitsabläufen beteiligt. Das Stiegenhaus, angelegt in der Form eines Halbkreises, mit einem Handlauf, offerierte die gewaltige Verlockung, auf dem Geländer vom vierten Stock bis ins Parterre zu rutschen. Kein Lift störte das Innere des Stiegenhauses. Voll Begeisterung demonstrierte ich Rosi mein Können, wie ich über die Holzkugeln des Geländers meinen Hintern anhob, um die Rutschpartie fortzusetzen. Abermals vernaderte mich Rosi. Außer sich vor Entsetzen und Angst um mein Leben versohlte mir Vater zum

ersten und letzten Mal meinen nackten Arsch.

Nach dem Ende meiner Volksschulzeit übersiedelte ich ins Gymnasium in der Rosasgasse. Zum Nachmittagsturnen erschien ich regelmäßig mit meinem Dusika-Rennrad, auf das ich mächtig stolz war. Einmal mussten wir alle die Sprossenwand hochklettern, die bis an die Decke des Turnsaals reichte. Anstatt wieder hinunter zu steigen, sprang ich der obersten Sprosse zu Boden, was zur Folge hatte, dass ich vom Turnlehrer eine saftige Watsche bezog. Tatsächlich hätte ich mir sämtliche Knochen, womöglich das Rückgrat brechen können. Dagegen war eine Tetschen das kleinere Übel.

Schräg gegenüber dem Gymnasium gab es Mizzis Zuckerlgeschäft, wo wir Gymnasiasten nach dem Unterricht Schokobananen oder sonstige Leckhappen erstanden. Vor jeder Zeichenstunde kaufte ich ein paar Bögen Zeichenpapier sowie Radiergummi und Buntstifte, die ich mit Gewinn weiterveräußerte. Mein bester Kunde war der Sohn eines Fleischhauers. Zwachula trug prinzipiell kein Zeichenpapier in seiner Schultasche, sodass mein Ankaufsbudget für Nascheinkäufe bei der Mizzi einen beträchtlichen Aufwind erfuhr.

Für den Großhandel fügte ein Margarine-Produzent als Werbemaßnahme seinen Margarine-Schachteln ein Päckchen mit Bildern hinzu, die Karl Mays Geschichten illustrierten. Erwartet wurde, dass die Lebensmittelgroßhändler diese beigepackten Karl-May-Bilder an ihre Kunden verschenken. Allerdings hielt sich meine Mutter nicht daran, sondern gab mir die netten Bildchen zum Sammeln. Nach geraumer Zeit nahmen die Dubletten überhand, sodass ich nach einem Weg suchte, sie an den Mann zu bringen, das heißt, in der Klasse zu tauschen. Schon bald war dieser Markt gesättigt – folglich initiierte ich ein Verkaufsgespräch mit der Mizzi. War sie zuerst skeptisch, verkaufte sie bereits nach wenigen Wochen bestens, und ich lieferte beständig. Derart initiierte ich meinen ersten Bilderhandel. Knapp vor der Matura, ich war längst nicht mehr Lieferant, besuchte ich wieder die Mizzi und stellte fest, dass sich der Bilderhandel zu einem wesentlichen Bestandteil ihres Geschäftsumsatzes entwickelt hatte.

In der Oberstufe waren wir Stammgäste in der Bar und Eisdielen Venezia in der Schönbrunner Straße. Bei der lohnenswerten Aufgabe des Schulschwänzens trafen einander die Unterrichtsmüden bei Eiskaffee, darunter auch mein Freund Erich, wohnhaft im Indianerhof.

Das Tivolikino Ecke Winckelmannstraße und Sechshauser Straße frequentierten wir regelmäßig, und zwar stets zum Nulltarif, da unser Mitschüler Szirch, ein Verwandter des Kinobesitzers, in seiner Freizeit als Billeteur aushalf. Vorbei an der Kassa schleuste er uns in den Kinosaal. Insbesondere ein Film hat bei mir eine bleibende Erinnerung hinterlassen: „Die Mühle der versteinerten Frauen“, ein Gruselklassiker, der mir damals gehörig unter die Haut ging: Das Karussell, eine Amsterdamer Sensation, wird von einem Mühlrad angetrieben und zeigt historische Frauengestalten. Um eine Reportage zu verfassen, nimmt ein Architekturstudent das Bauwerk genauer unter die Lupe. Dabei entdeckt er, dass der Besitzer des Karussells seine Tochter verborgen hält, weil sie in regelmäßigen Abständen das Blut junger Frauen benötigt. Der Student und die Tochter kommen einander näher, als er Besuch von seiner Verlobten erhält, was die Tochter eifersüchtig macht. Sie weigert sich, den Studenten wiederzusehen und bricht zusammen. Hans, so heißt der Student in der Gestalt von Pierre Brice, gibt sich die Schuld an ihrem Tod. Mit einem Mal ist seine Verlobte verschwunden. Elfy, die Tochter, ist indes nicht tot, vielmehr benötigt sie dringend eine neuerliche Bluttransfusion. Wie sich herausstellt, werden die „Blutkonserven“ der Tochter vom Vater versteinert und danach in das Karussell integriert. – Und irgendwann mutierte das Tivolikino zu einem Erotik-Tempel.

Zum Händchenhalten und Schmusen wurde von mir in späteren Jahren das Schönbrunner Schlosskino in der Schönbrunner Schlossstraße 4–6 bevorzugt. Nachdem ich sechzehnjährig Dagmar kennengelernt hatte, kam sie täglich nach der Schule zu mir in die elterliche Wohnung. Von Rosi wurden wir bekocht, danach verabschiedete sich Rosi, und wir nützten die Gelegenheit. Bevor wir in der Station Schönbrunn die Stadtbahn bestiegen, stärkten wir uns im Eissalon Renato neben dem

Tivolikino, Dagmar fuhr nach Hause in den zweiten Bezirk, und ich zum Schwimmtraining ins Dianabad.

Als das Dianabad abgerissen wurde, verlegte ich mein Nachmittags-Training ins Theresienbad. Ob mich das Mosaik von Carry Hauser inspirierte, dass ich mir im Wasser meine „Wasserdichtungen“ ausdachte, um sie danach schriftlich festzuhalten, lässt sich nicht mehr verifizieren. Im Sommer hatten wir jedenfalls von unserem Klassenzimmer einen prächtigen Ausblick auf Bikini-Schönheiten, die uns spannender erschienen als die Ausführungen der Lehrer.

Zur Lateinnachhilfe pilgerte ich in die Belghofergasse. Mein Wissensniveau war jämmerlich, was sich dadurch verbesserte, indem der Nachhilfelehrer darauf verwies, dass sich der Penis von penetrare ableitet. Ein Tipp, der sich einbrannte.

Da das Schulgebäude in der Rosasgasse renoviert wurde, mussten wir in der achten Klasse in ein Ersatzquartier umziehen, das nahe beim Stundenhotel Bauer lag, was mehrfach zu Unaufmerksamkeiten im Unterricht beitrug.

Der fette Religions-Monsignore drohte meinem Vater, mich von der Matura auszuschließen, sollte ich Heide nicht vor der Zulassung zur Reife eine Beichte ablegen, nachdem er mich acht Jahre gemobbt hatte: „Es gibt einen in der Klasse, der noch nie in seinem Leben die heilige Kommunion empfangen hat.“ Um des lieben Friedens willen pilgerte ich in der Haschkagasse 5, Parallelstraße zur Rosasgasse, in die Kirche Maria Lourdes. Mit dem Wissen, dass Lorenz Leopold Haschka den Text der Kaiserhymne „Gott erhalte Franz, den Kaiser“ gedichtet hatte, belastete ich nicht mein Gewissen, vielmehr beichtete ich querbeet das aufgehäuften Massiv meiner Sünden, die sich vorrangig auf die Unkeuschheit fokussierten. Morde hatte ich nicht anzubieten, höchstens ein geklautes Buch in einer Buchhandlung. Gehorsam schluckte ich die Hostie, die ähnlich wie Mutters Oblatentorte, allerdings ohne Füllung mit Schokolade-Creme, schmeckte. Für die mir vom Fettwanst aufgetragenen Gebete erteilte ich mir einen absoluten Dispens.

Wie die Zufälle das Leben inszenieren, führte mich mein Studium der

„Kulturtechnik“ zurück in die Schönbrunner Schloßstraße, nachdem ich ein Ferialpraktikum bei einem Vermessungstechniker angenommen hatte. Sein Büro war zuständig für den Durchbruch der Schönbrunner Schloßstraße, weshalb ich (ungesichert) auf wackeligen Haus- und Hüttendächern herumkletterte, nivellierte und theodolierte, Messlatten in die Höhe reckte. Dass der Verkehr heute von der Grünbergstraße bis zur Ruckergasse ungehindert und geradlinig vonstattengeht, daran habe ich marginal mitgewirkt.

**Beppo Beyerl**

# WIE SAG ICH'S DEM TOUCHSCREEN?

Im ehemaligen Aufnahmegebäude des Wiener Westbahnhofes, das nach dem Zweiten Weltkrieg bereits als Schalterhalle errichtet wurde: Mit Recht erfolgte die Bezeichnung Schalterhalle, denn damals bestand eine wichtige Aufgabe im Verkauf von Fahrkarten, die der Kunde am sogenannten Schalter erhielt. Der Schalter war eine großartige Erfindung: Er konnte entweder geschlossen oder – nach Umschaltung des heruntergezogenen Ladens – offen sein. Und er wies eine vom Schalterbeamten mit einer Kurbel zu drehende Vorrichtung auf, in die der Kunde den Fahrpreis und der Beamte die Fahrkarte und das Retourgeld deponierte.

Wie dem auch sei. Heute übernehmen den Verkauf der Fahrkarten zumeist die sogenannten Automaten. Das muss übrigens nicht schlimm sein. Mein Drucker zum Beispiel ist ja auch so etwas Ähnliches wie ein Automat und säuselt mich von Zeit zu Zeit mit gesalbter Stimme an: Papierschacht nachfüllen nicht vergessen!

Also gut. Ich tippe mit dem Finger auf den Schirm, der relativ überzeugend Touchscreen heißt. Und prompt bin ich bei der „Grundauswahl“. Wohin jetzt mit dem Finger? – Vielleicht „Fahrkarte Inland mit Zielwahl?“ – Zielwahl ist gut. Ich kenne nur ein Wahlziel, zu dem ein Politiker sich nie äußert, wenn man ihn danach fragt. Früher sagte man Endbahnhof oder so ähnlich, aber mit der Zielwahl kann ich auch leben.

Die nächste Möglichkeit „Fahrrad/Hund“ wird kommentarlos übergangen beziehungsweise übertastet, dann folgt „Vor-Einzelfahrkarte mit Zielwahl“ und schließlich „Vor-Einzelfahrkarte mit Zonenwahl“. Mh. Da ist guter Rat teuer. Ich will eigentlich eine Fahrkarte nach

Unterpurkersdorf, besitze zusätzlich einen Jahresausweis der Wiener Linien, benötige also den Fahrschein erst ab Wien-Stadtgrenze. Mh. Früher, da konnte ich zum Schalterbeamten sagen: Wissen Sie, ich brauche einen Fahrschein nach Unterpurkersdorf, aber nicht ab Westbahnhof, sondern erst ab Stadtgrenze. Wie sag ich's dem Touchscreen?

Gar nicht. Dafür lebe ich ein wenig meinen Spieltrieb aus und taste nach Fahrstrecken, die ich nach dem Zufallsprinzip antippe. Etwa in das mir völlig unbekanntes Fackelberg; doch ist bei der Taste „Ermäßigung“ die Funktion „classic“ im Moment „Derzeit nicht anwählbar“. Dafür hab ich bald darauf die Verbindung nach Raabs/Thaya. Wunderbar, die Funktion ist derzeit anwählbar. Skeptisch bin ich nur deswegen, weil ich Raabs recht gut kenne und daher weiß, dass der letzte Zug vor etwas mehr als fünfzehn Jahren in Raabs angekommen ist. Was soll ich also mit einer Fahrkarte in die Stadt an der Thaya tun?

Richtig, ich wende mich zum sogenannten Schalter und erkläre dem Beamten, der natürlich gar kein Beamter mehr ist, sondern eher so etwas wie ein Privatangestellter – also ich erklär ihm das leidige Problem mit Unterpurkersdorf. Worauf mir der Schalterangestellte – klingt grauslich, weil die Schalterangestellten stellen sich eher auf der anderen Seite an – also der Herr Verkäufer freundlicherweise die Vorgangsweise beim Automaten erklärt. Ich traue seinen Worten nicht über den Angestelltenweg und erheische die Fahrkarte sicherheitshalber beim Fahrkartenverkäufer, obwohl sie mich da um 20 Cent mehr kostet. Zurück zum Touchscreen. Ich tippe auf die mir bereits bekannte „Zielwahl“ und entdeckte tatsächlich im rechten oberen Eck die „Stadtgrenze“! Ich tippe in der weiteren Folge auf „Purkersdorf-Sanatorium“ und gebe als Zielwahl „Unterpurkersdorf“ ein. Juchhu, es klappt!

So bleibt es mir nicht erspart, mich in Demut vor dem Kastl zu verneigen. Zumal das Kastl ja noch andere Sachen kann. Beispielsweise kann ich alle Fahrkarten der „Wiener Linien“ erwerben. Von der Einzelfahrt über das 24-Stunden-Ticket bis zur 8-Tages-Karte. Die luzide Klarheit und die wonnige Durchschaubarkeit der Bedienung kann dazu führen, dass ich jenes mir noch sehr vertraute Bild restlos der

Vergangenheit zuführe: Ratlose Touristen stehen vor den riesengroßen alten Fahrkartenautomaten der Wiener Linien, die von ihnen um Hilfe gebetenen Wiener fallen nach kurzer Zeit des Testens verschiedener Varianten ebenso in tiefe Ratlosigkeit. Positiv blieb damals, das die verbindende Ratlosigkeit der Dialog zwischen Wienern und Besuchern gefördert wurde.

Eine Schwäche des Westbahnhofes ist jedoch das Informationssystem oder die allen zugängliche oder für alle einsichtbare Anbringung von Fahrplänen. Mir ist schon klar, dass man Fahrpläne nicht an Firmen vermieten und ihr Anbringen nicht gewinnbringend erfolgen kann. Deswegen werden die Fahrpläne auch über kurz oder lang aus den Bahnhöfen verschwinden und durch kostenpflichtige Informationen ersetzt werden.

Nehmen wir an, ich möchte wissen, wann der übernächste Zug nach Unterpurkersdorf fährt. In der großen Schalterhalle gibt es eine einzige – übrigens nicht gerade zentral postierte – Nische, in der die Plakate mit Abfahrts- und Ankunftszeiten fixiert sind. Leider ist akkurat heute der Zugang zur Nische durch Bauarbeiten abgeriegelt. So schlendere ich langräumig in der Halle hin und her. Aha, die Abfahrtszeiten sind auch an der Tür zur Buchhandlung befestigt. Ebenso schlendere ich im ersten Stock auf und ab. Aha, ein aufgestellter Ständer, wiederum mit den Abfahrtszeiten.

Über die Ankunftszeiten erfahre ich weder etwas in der Schalterhalle noch im ersten Stock. Ich müsste also nach Hause fahren, den Computer starten, die Homepage der ÖBB laden und unter „Fahrplanabfrage“ nachschauen. Oder ich dringe schnell in den Bereich der Baustelle, pass auf, dass mir nichts auf den Schädel fällt, und erhasche geschwind die richtigen Ankunftszeiten.

Anders ist die Situation in der sogenannten Provinz. Erreicht man beispielsweise den Bahnhof Gutenstein, ist der noch in Betrieb befindliche Bahnhof von außen als Bahnhof nicht mehr erkennbar. Er gleicht einer ebenerdigen Lagerhalle mit einem an- oder abschließenden einstöckigen Bürogebäude. Beim zweiten Blick stellt man ein bisschen

konsterniert fest: Die Fenster zu ebener Erde sind mit Rollläden dichtgemacht, im ersten Stock sind sie blind. Die ganze Anlage erinnert an „Leider nicht in Betrieb“, „Wegen Urlaub geschlossen“, „Tut leid, niemand zu Hause“.

Also nichts wie hinein in jenes Gebäude, das den Kunden der Eisenbahn zum Kartenkauf, zum Warten und zum Einholen von Informationen dienen sollte.

Innen besticht der Bahnhof durch die erschreckende Leere. Diese bedrückende Leere wird durch nichts unterbrochen und durch nichts gestört – höchstens durch die Buchstaben „Personen – Gepäck – Expressguthassa“, die aus mysteriösen Gründen nicht verschwunden sind und von längst vergangenen Zeiten künden. Andererseits ist der Bahnhof auch nicht beschmutzt oder von ruchloser Hand devastiert. Er ist einfach und schlicht nur leer. Wer hier einmal wartet, der wird kein zweites Mal Platz nehmen. Ganz abgesehen davon, dass es weder Bank noch Sessel gibt, um darauf sitzend zu verweilen. Wer hier ankommt, der sucht erschreckt das Weite. Sollte er dort angekommen sein, dann kann er in Ruhe überlegen: Ist das die Strategie der ÖBB? Erst wird der Kartenverkauf am Schalter im Bahnhof eingestellt. Dann wird der gesamte Bahnhof aufgelassen. Und dann kommt die ganze Strecke dran.

Zum Vergleich hinaus aus Österreich, direkt nach Prag, und dort zum Masarykovo nádraží. Der Bahnhof erlitt ähnliche Blessuren wie mir bekannte Großbahnhöfe in Österreich. Das ehemalige Aufnahmsgebäude, also die sogenannte Schalterhalle, wurde längst zersetzt und zerstört durch Zu- und Umbauten, in denen Spielautomaten, Handygeschäfte, private Wechsel- und Kreditstuben mehr oder weniger teuren Platz gefunden haben. Wer am Bahnhof partout eine Fahrkarte kaufen möchte, ist selber schuld. Mit viel Glück findet er irgendwo rechts hinten beim Seiteneingang einen offenen Schalter. Dort kann er dann bis zu zehn Minuten in der Menschenschlange warten, ehe er von der total überforderten Diensthabenden seine „jizdenku“ verlangt.

Was aber, wenn ich im Bahnhof nur eine sogenannte Auskunftergestalt möchte: Wie komme ich morgen in der Früh am schnellsten

nach Karlovy Vary? Mh. Vielleicht sollte ich mit meinem kleinen smarten Begleiter die telefonische Auskunft der tschechischen Staatsbahnen anrufen.

Und wer gibt mir die Telefonnummer des Auskunftsdienstes?

Na gut. Ich kaufe eine „jizdenku“ und frage die Schalterbeamtin nach dem nächsten Zug. In etwa einer Stunde, über Chomutov. No alstern. Jetzt möchte ich einen Kaffee trinken. Im gesamten Bahnhofsbereich gibt es weder das gute alte Restaurant noch irgendeine offene Bar, abgesehen von den rotbelichteten Herna-Bars, die jedoch erst in den Nachtstunden aufsperrern. Dafür gibt es Kaffeeautomaten, die alle zwanzig Meter herumstehen und den Eindruck verstärken, dass ich mich nicht in einem Bahnhof, sondern in einer Automatenhalle aufhalte. Die meisten Automaten sind entweder kaputt, oder die Bedienungsanleitung überfordert meine Sprachkenntnisse. Das ist aber ein großer Vorteil, weil dadurch komme ich mit anderen Leidensgenossen ins Gespräch, mit denen ich sowohl über einzutippende Nummernkombinationen als auch über die Abfahrt des Zuges plaudern kann.

Hab ich dann einen Automaten gefunden, der auch funktioniert, habe ich auch die zwölf Kronen eingeworfen und auf die Füllung des Plastikbechers gewartet, habe ich dann die dunkle Flüssigkeit in dem Becher hinuntergespült, wird mit sowieso schlecht und ich beschließe, zur Rettung ins nächste Beisl auf ein Krügel zu flüchten.

Ganz anders schaut es aus in der böhmischen Provinz, etwa in Cheb, dem ehemaligen Eger. Hier ist der Bahnhof noch nicht von der Automatisierungswelle erfasst, und die renommierten westlichen Firmen haben noch keine Dependancen errichtet. So blieb vieles beim Alten, und das ist wunderbar.

Am Bahnhof in Cheb gibt es noch besetzte Schalter, an denen ich sogar „jizdenky“ kaufen, und zusätzlich ein Informationsbüro der tschechischen Eisenbahnen, in dem ich mich über die Weiterfahrt nach Aš erkundigen kann. Hier bewahrte sich noch die alte soziokulturelle Bedeutung, die früher fast alle Bahnhöfe in Böhmen hatten. Spielte doch der Bahnhof fast in jedem Leben eines Schülers oder eines Arbeitenden

eine große Rolle: Wegen der nicht aufeinander abgestimmten Fahrpläne verbrachten sie locker zwei drei Stunden pro Tag auf den Bahnhöfen. Und hier – wie man so schön sagt – hier spielte sich das Leben ab, hier haben sich Partner gefunden und später auch wieder getrennt, hier kam es zu spontanen Feiern, und hier ereigneten sich Tragödien.

Kurz und gut. Am Bahnhof zu Cheb gibt es drei Restaurationen, die große Unterschiede aufweisen betreffs Sauberkeit und Qualität und Sozialisationsgrad der Besucher. Im ersten Stock befindet sich das bessere Lokal, mit Bedienung, sauberen Tischen und Blick hinunter auf die Schalterhalle. Dort unten hat man die Wahl zwischen zwei Selbstbedienungsrestis. Das eine entspricht einer Bar ohne warme Küche, das andere bietet mehrere vorgekochte warme Speisen an, die die Gäste zu den sauberen Tischen mitnehmen.

Doch welch ein Angebot! Erhält man in der einen Bar ein zehngradiges Velkopopowitzer, so kann man daneben ein elfgradiges Platan aus Protivin trinken! Und oben im ersten Stock gibt es das Zlatý Bažant aus der Slowakei! Und dazu natürlich die gängigen Sorten, also das Prazdroj und das Budvar, jeweils zehn- und zwölfgradig.

Nach dem ersten Schluck vom Bier stelle ich fest: Erhalten blieb die soziale Funktion des Bahnhofes. Es suchen auch jene den Ort auf, die nicht mit dem Zug nach Aš oder nach Karlovy Vary fahren, sondern nur billig ein paar Kleinigkeiten konsumieren oder sich zu einem Tratsch mit paar Kollegen treffen wollen. Und natürlich kommen jene, die für eine bestimmte Zeit keine Heimat mehr haben und der irrigen Ansicht sind, hier im Bahnhof eine Ersatzheimat finden können.

Nach dem zweiten Schluck materialisiert sich meine Schreckensvision betreffs des Bahnhofes zu Cheb. In fünf Jahren werden die drei verschiedenen Restis durch Handybüros und Herna-Bars ersetzt sein. Dafür stehen in der Halle Kaffeeautomaten und Kühlautomaten herum. Dort kann man dann das tolle Dosenbier kaufen.

**Armin Baumgartner**

# **INTEGRATION AUF ÖSTERREICHISCH**

Irgendwann vor Venedig war ich im völlig überheizten Abteil im Nachtzug von Mailand nach Wien eingekickt. In der Lagunenstadt füllte sich der Zug. Neben drei anderen Mitreisenden, die mir nicht mehr erinnerlich sind, befanden sich in unserem Sechserabteil ein norwegischer Sprachwissenschaftler und ein Senegalese mit auffallend wenig Gepäck. Jeder versuchte zu schlafen oder zu dösen, geredet wurde nicht viel. Ich jedoch war nun wach und begann mit dem jungen Mann, der nur gebrochen Englisch konnte, eine Unterhaltung – auf Englisch und im Flüsterton. So erfuhr ich, dass im Senegal Französisch als Staatssprache gilt und der Islam als offizielle Religion vorherrscht. Wir merkten bald, dass wir die anderen störten, und brachen unser Gespräch ab. Bald darauf herrschte betretenes Schweigen. Ich versuchte, so gut es ging, ein wenig zu ruhen. Als mir endlich die Augen zufielen, schmetterte der Kärntner Schaffner sein charmantes „Fahrkarten, bitte!“ ins Abteil. Es war allen klar: Wir näherten uns der Staatsgrenze. Der Senegalese zwängte sich kurz danach zwischen die Beine der Mitreisenden aus dem Abteil. Und siehe da, auch der Norweger war erwacht. Also begaben wir beide uns auf den Gang, um eine Zigarette zu rauchen. Ich holte die Coca-Cola-Flasche aus dem Abteil, die mir meine Mailänder Freunde mit dem familieneigenen Tischwein abgefüllt hatten – und so tranken wir Rotwein, rauchten Zigaretten und unterhielten uns über das verständnisdestruktive Potenzial der Sprache an sich.

Kurz nach erfolgter Zollkontrolle erhob sich die Sonne am Horizont, und der Schnee glitzerte auf den Feldern draußen. Irgendwann zu diesem Zeitpunkt trat der Senegalese wieder in Erscheinung. Er setzte sich erneut in das noch recht verdunkelte Abteil und starrte raus auf den

Gang – ganz klar in meine Richtung. Plötzlich gab er seinem Herzen einen Ruck, öffnete die Tür und stellte sich mit seinem riesigen Körper vor mich hin: „May i have a sip?“, sprach er mit seiner voluminösen Stimme und deutete auf meine Flasche. Ich war richtiggehend überrascht von der Harmlosigkeit seines Anliegens und streckte ihm das Behältnis mit den Worten entgegen: „Yes, of course, but it’s red wine.“ Er ergriff wortlos die Flasche, setzte an, und, er musste fast am Verdursten gewesen sein, der Wein schoss seine Gurgel hinunter, dass es eine Freude war. Doch plötzlich stockte er – da wurde er sich seines Irrtums gewahr: Die Wangen blähten sich auf, seine Augen quollen heraus, er gab mir die Flasche zurück und stob Richtung Toilette. – Ich hatte ihn also irgendwo zwischen Villach und Klagenfurt höflich dazu gebracht, mit einem religiösen Tabu zu brechen. So bleibt mir nur die Hoffnung, dass entweder Allah ihm verzeihen oder der liebe Gott ihn aufgenommen hat. Und dass jene Promille Alkohol im Blut, die ich ihm irrtümlicherweise verabreicht habe, für die österreichische Einwanderungsbehörde ein ausreichender Beweis dafür gewesen sein mussten, dass es dieser Muslim aus dem Senegal mit der Integration ernst nahm.

*Dieser Text erscheint in  
„Klopfzeichen aus der Vergangenheit“,  
Verlagshaus Hernalds, Wien, Herbst 2023.*

Annelies Glander

# BALKONIEN, SEHNSUCHTSLAND ODER NUR ALTERNATIVE?

Eine linguistische, architektonische und literarische Studie



*Romeo und Julia  
auf einem Gemälde  
von Ford Madox Brown  
(1870)*

Die berühmteste Liebesgeschichte, die wir Shakespeare verdanken, hat dem Balkon, auf dem Romeo und Julia sich ihrer Liebe versicherten, zu immerwährender Inspiration verholfen. Was hat diesen Balkon und seine zahllosen Variationen so erstrebenswert, ja unverzichtbar gemacht?

Im Rahmen der Corona-Pandemie hat der Balkon im weitesten Sinn ganz neue Bedeutung erhalten, ist aus den Medien nicht mehr wegzudenken ... war auch immer schon nicht nur privat und belletristisch ein wesentlicher Bestandteil unseres Lebens, sondern auch politisch brisant. Eine detaillierte Beschäftigung mit diesem Phänomen sei angebracht:

Zuerst etwas Etymologie:

Balkon, als Sammelbegriff auch Balkonage bezeichnet, ist grosso modo eine Plattform vor einer Gebäudefassade, die über dem Gebäudeniveau auf Konsolen oder Trägern liegt, die aus dem Baukörper herausragen, und die von einer Brüstung oder einem Geländer eingefasst wird. Im 18. Jahrhundert aus dem französischen *balcon* oder auch dem italienischen *balcone* entlehnt, lautete dieser mit vielen fantastischen Ausbildungen gesegnete Bauteil germanisch, namentlich langobardisch „balko“, althochdeutsch also auch „balko“, was einem „Balken“ entspricht.

Umgangssprachlich wird die Bezeichnung *Balkon* oft verallgemeinernd für erhöhte, begehbare Plattformen unterschiedlicher Art verwendet. In der Architektur und im Bauwesen wird hingegen zwischen unterschiedlichen Bauformen differenziert, und auch die Besitzer oder Bewohner der folgenden Konstruktionen identifizieren sich gerne mit diesen (allerdings findet sich nirgends eine Definition, welches Ausmaß oder welche Kubatur all diese Gestaltungsmöglichkeiten aufweisen sollen oder können):

- Ein *Balkon* ist ein erhöhter, offener Austritt an einem Obergeschoß, der aus der Wand hervorkragt. Die Kragplatte kann selbsttragend sein oder mittels Konsolen oder Streben an der Wand abgestützt werden.
- Ein *Söller* von lateinisch *solarium*, womit ein Ort unter freier Sonne bezeichnet und eine nicht überdachte, sonnenbelichtete Plattform charakterisiert wird, oder *Altan* (*seltener die Altane* von der italienischen *altana*, die vom lateinischen *altus*, *-a*, *-um*, ‚hoch‘, abgeleitet ist, damit, im Unterschied zur Terrasse das Merkmal der erhöhten Plattform hervorhebend, ist eine offene, auf Stützen

oder Mauern ruhende Plattform eines Obergeschoßes eines Gebäudes. Keine Burg ohne Söller, von wo sonst hätten im Mittelalter die Edelfrauen den Minneliedern lauschen können? Und Blondel hätte Richard Löwenherz nie finden können ...

- Ein erhöhter Austritt, der nicht aus der Wand hervorragt, sondern innerhalb der Kubatur des Gebäudes verbleibt, wird als Loggia bezeichnet. Eine *Loggia* dieser Art erfüllt meistens die gleiche Funktion wie ein Balkon, sofern sie nicht als offener Bogengang gestaltet ist und zu einem durchgehenden *Laubengang*, einem überdachten, seitlich offenen Gang an der Vorderseite eines Gebäudes verlängert ist. Im Alpenraum und in Schweizer Dialekten auch als Balkon bezeichnet.
- Die *Pawłatsche* ist ein Begriff, der aus der tschechischen Sprache in das österreichische Deutsch aufgenommen wurde. Das tschechische Wort *pavlač* bezeichnet einen offenen Hauseingang. In Teilen Österreichs (u. a. Wien und Graz) wird der Begriff für die umlaufenden Laubengänge der Innenhöfe benutzt. In den sogenannten *Pawłatschenhäusern* erfolgt ein Zugang zu den Wohnungen ausschließlich über die *Pawłatschen* um den *Pawłatschenhof*. Der Vorteil liegt in der besseren Nutzung der erschlossenen Wohnungen, da Dielen und Flure innerhalb des Hauses entfallen. Pawłatschen sind kostengünstiger als Stiegehäuser mit derselben Funktion, platzsparender und bieten dem Wohnungsnutzer einen Balkon zum Auslüften.
- Dafür gibt es die *Laube* nur außerhalb des Hauses, möglichst im Garten, sie ist kleiner und noch romantischer als ein Pavillon. Die unverwüstlichen Comedian Harmonists haben anno dazumal (1929) mit „Komm' in meine Liebeslaube“ Furore gemacht, und etwas ältere Semester können sich sicher noch an Peter Horton in der Hitparade 1973 erinnern, als er „Komm' in die Laube, mein Liebchen“ trällerte.
- Ist ein hervorragender Gebäudeteil überdacht und von eigenen Wänden umgeben, wird er als *Erker* bezeichnet. Ein *Erker*

(mhd. *erker[e]*, wohl ein Lehnwort aus dem nordfranzösischen *arquière* für „Schützenstand“ oder „Schießscharte“, eigentlich „Mauerausbuchtung“) ist ein in fast allen Baustilen vertretener möglicher Bestandteil verschiedenster Gestaltung und Verwendung. So hat der traditionelle jemenitische Haushalt immer noch einen vergitterten Holzerker als luftdurchfluteten Kühlschrank. Da Balkone auch überdacht und (teil)verglast sein können, sind die Übergänge zwischen beiden Bauformen manchmal fließend.

- Der *französische Balkon* ist ein bodentiefes Fenster mit Geländer, das nur minimal aus der Fassade hervortritt.

Die aufgelisteten Bauteile haben die Funktion des erhöhten Austritts als gemeinsames Merkmal. Eine teil-, halb- oder ganz offene Fläche auf oder unter der Erdgeschoßebene eines Hauses wird hingegen als *Terrasse* bezeichnet. Ist diese Fläche überdacht, spricht man von einer Veranda. Und wird diese Veranda auch noch verglast, steht uns oft gleich auch noch ein Wintergarten zur Verfügung.

Shakespeare war aber keineswegs der einzige berühmte Balkonszenauteur. Auch Edmond Rostand lässt „Cyrano von Bergerac“ seinem dazu unfähigen Freund als flüsternder Ghostwriter die überzeugende Liebesbotschaft ins Ohr soufflieren. Thomas Manns „Zauberberg“ spielt seitenlang in einer Balkonloge. Heimito von Doderer lässt in seinen „Dämonen“ Quapp, eine mit diesem ungewöhnlichen Spitznamen bedachte junge Frau in Hietzing, so in die Betrachtung der Rosen vom Balkon herab versonnen sein, dass sie die Rauchsäulen des brennenden Justizpalastes nicht wahrnimmt. Und größten Erfolg hatte Thomas Bernhard nicht nur mit „Heldenplatz“, sondern besonders auch mit „Elisabeth III“, als die schon für ein Begräbnis auf dem Döblinger Friedhof vorbereitete Gesellschaft auf den Balkon eines Ringstraßenpalais eilte, um die vorbeifahrende englische Königin zu sehen, und dabei von diesem Balkon gemeinsam in die Tiefe stürzte – und noch viele weitere Beispiele, die ein eigenes literarisches Werk ergeben könnten.

Bleibt fast nur noch der immer in den Innenhof gerichtete, jeder Poesie und Romantik entbehrende Klopfbalkon, der oft für größere Teppiche viel zu klein ist, weshalb es meist im Hof noch eine eigene Klopfstange gibt. Meist wird der Klopfbalkon auch zum Schuheputzen und auch Ausbürsten von Kleidungsstücken verwendet, oder zur hobbygärtnerischen Aufzucht von Kräutern geadelt.

Wirklich erstaunlich ist allerdings die Vorstellung einiger balkonfremder Zeitgenossen, die den Zweck des Klopfbalkons darin vermuten, dass dieser ganz nahe an der nachbarlichen Wohnung gebaut wurde, damit man dort anklopfen kann.

**Kurt F. Svatek**

# **PANDORAS WIEDERKEHR**

Hephaistos, der Schmied der Götter, hatte aus Lehm die wunderschöne Gestalt von Pandora geschaffen. Er selbst, Sohn von Zeus und Hera, also auch einer der zwölf olympischen Götter, wurde von seiner Mutter, weil er gar so ein hässliches Kind war, nach der Geburt vom Olymp geschleudert. Auf Erden von den Meernymphen Thetis und Eurynome aufgezogen, erlernte er die Schmiedekunst derart perfekt, dass er seiner Mutter einen goldenen Thron bauen konnte. Als sich Hera daraufsetzte, wurde sie automatisch gefesselt und konnte von niemandem befreit werden. Erst durch inständiges Bitten der anderen Götter kehrte Hephaistos auf den Olymp zurück und befreite seine Mutter.

Zur Versöhnung beschloss Zeus, ihm Aphrodite zur Frau zu geben. Doch Aphrodite betrog ihn unter anderem mit Ares. Hephaistos erfuhr davon und fertigte ein kunstvolles, unzerstörbares Netz, das er am ehelichen Bette befestigte. Als sich – so berichtet es Homer – Aphrodite und Ares in dem Bett vergnügten, wurden sie in diesem Netz gefangen, und Hephaistos rief die anderen Götter herbei, die bei dem Anblick in ein schallendes Gelächter ausbrachen, das sprichwörtliche „Homerische Gelächter“. Daraufhin trennten sich Hephaistos und Aphrodite.

Er war also wirklich ein begnadeter Techniker, aber um Pandora Leben einzuhauchen, dazu benötigte er trotzdem die Hilfe von Athene. Pandora, die Allbegabte, war mit vielen Gaben gesegnet worden – neben dem Liebreiz mit musikalischem Talent, Geschicklichkeit, Neugier und einer bezaubernden Art zu sprechen.

Zeus, wie immer listig, aber noch viel mehr arglistig, schenkte Pandora ein Behältnis, fälschlich als Büchse übersetzt. Aber wahrscheinlich war es ein großer irdener Vorratskrug, griechisch pithos, den sie auf Geheiß

des Zeus nicht öffnen durfte. Als sie ihn trotzdem öffnete, kamen alle uns bekannten Plagen und Untugenden in diese Welt. Ehe jedoch auch die Hoffnung entweichen konnte, wurde das Behältnis geschlossen. Der Dichter Hesiod schloss daraus, dass der Mensch dem Willen des Zeus eben nicht entkommen kann. Angeblich wurde der Krug aber dennoch ein zweites Mal geöffnet, sonst würden die Menschen ja die Hoffnung nicht kennen.

Vergleiche mit anderen ähnlichen Mythen, wie etwa mit dem biblischen Sündenfall, sind sicher mehr als zulässig.

Ein gleichfalls aus Lehm künstlich geschaffenes Wesen wäre der Golem. Er ist eine Figur der jüdischen Mystik und Literatur, die aus der Zeit des Talmuds, also vor gut tausendfünfhundert Jahren, stammt. Das stumme, menschenähnliche Wesen mit gewaltiger Kraft und entsprechender Größe, das als Diener Aufträge ausführen kann, wird durch die Buchstabenmystik rund um den Gottesnamen zum Leben erweckt.

Die derzeit bekannteste dieser Legenden ist um 1580 in Prag angesiedelt. Schöpfer des Golem ist der Hohe Rabbi Judah Löw, der die verlorengegangenen Vorschriften der Kabbala wiederentdeckt haben soll. Sein Grabmal kann noch heute auf dem jüdischen Friedhof von Prag besucht werden. Die Prager Golem-Sage ist fest mit der Altneusynagoge verbunden, der ältesten unzerstörten Synagoge Europas, auf deren Dachboden sich die Überreste des deaktivierten Golems noch immer befinden sollen.

Die Tätigkeit des Rabbi Löw war der Legende zufolge darauf gerichtet, dem bedrängten Volk der Juden von Prag zu helfen.

Um vier Uhr morgens am 20. Adar 5340, also dem 17. März 1580, begaben sich Rabbi Löw, sein Schwiegersohn und ein Schüler zu einer Lehmgrube an der Moldau außerhalb der Stadt. Aus feuchtem Lehm fertigten sie eine drei Ellen hohe Figur an, der sie menschliche Züge verliehen. Als dies geschehen war, befahl Rabbi Löw seinem Schwiegersohn, siebenmal um den Golem herumzugehen und hierbei eine Formel aufzusagen, die der Rabbi ihm vorgab. Hierauf begann die Tonfigur zu glühen, als sei sie dem Feuer ausgesetzt worden. Danach umrundete der Schüler den

Golem siebenmal: Der Körper wurde feucht und strömte Dämpfe aus, und dem Golem entsprossen Haare und Fingernägel. Als Letzter ging der Rabbi siebenmal um den Golem herum. Dann stellten sich die drei Beteiligten zu Füßen des Golems auf und sprachen gemeinsam den Satz aus der Schöpfungsgeschichte: „Und Gott blies ihm den lebendigen Atem in die Nase, und der Mensch erwachte zum Leben.“ Da öffneten sich die Augen des Golems. Als Rabbi Löw ihn sich aufrichten hieß, erhob sich der Golem und stand nackt vor den drei Männern. Da kleideten sie den Golem in das mitgeführte Gewand eines Synagogendieners, und Rabbi Löw gab ihm den Namen Joseph nach dem talmudischen Joseph Scheda, der halb Mensch gewesen sei und den Schriftgelehrten in vielen Bedrängnissen beigestanden haben soll.

In der Stube des Rabbi pflegte der Golem leblos in einer Ecke zu sitzen. Zum Leben erweckt wurde der Golem erst durch entsprechende kabbalistische Rituale. Das heißt, es musste ihm ein Zettel mit dem Namen Gottes unter die Zunge gelegt werden. Eine andere Version spricht von einem Siegel mit dem hebräischen Wort „Wahrheit“, das der Golem auf der Stirn getragen haben soll. Entfernt man den ersten der drei Buchstaben dieses Wortes, bleibt das hebräische Wort für „Tod“ übrig. Die Entfernung des Buchstabens oder die Entfernung deszettels stellten demnach eine Möglichkeit zur Deaktivierung des Golems dar.

Als der Rabbi Löw einmal vergessen hatte, ihm den Zettel aus dem Mund zu nehmen, begann der Golem durch die Straßen des Prager Ghettos zu rasen und alles zu zerschlagen, was sich ihm in den Weg stellte. Da warf sich der Rabbi vor ihn, entfernte den Zettel und vernichtete diesen, woraufhin der Golem in Stücke zerfiel.

Nach einer anderen Fassung der Sage allerdings soll Rabbi Löw den Gottesdienst in der Altneu-Synagoge auf die Kunde hin, der Golem sei außer Rand und Band, unterbrochen haben. Löw soll auf die Straße gegangen sein und laut ausgerufen haben: „Joseph, bleib stehen!“ Hierauf sei der Golem stehen geblieben, und der Rabbi habe ihn geheißen, zu Bett zu gehen. Rabbi Löw, in die Altneu-Synagoge zurückgekehrt, ordnete

an, das Sabbatlied nochmals zu singen, weshalb es angeblich seitdem in Prag – und nur dort – im Rahmen des jüdischen Gottesdienstes stets zweimal gesungen wird.

Eine andere Version beschreibt, wie die Frau des Rabbis Löw – entgegen dem ausdrücklichen Geheiß des Rabbis, dass der Golem für derartige Arbeiten nicht heranzuziehen sei – dem Golem befahl, Wasser ins Haus zu bringen. Dann ging sie auf den Markt, und der Golem trug weiter mehr und mehr Wasser ins Haus, weil ihm nicht befohlen war, damit aufzuhören. Diese Legende könnte möglicherweise als Vorlage für Goethes Ballade vom Zauberlehrling gedient haben.

Nachdem viel Zeit verstrichen war und die Gemeinde nicht mehr bedroht schien, beschloss der Rabbi im Jahr 1593, dass es des Golems nicht mehr bedürfe. Rabbi Löw ließ deshalb Joseph, den Golem, nicht wie üblich in seiner Wohnung schlafen, sondern stellte sein Bett auf den Dachboden der Altneu-Synagoge auf. Wieder versammelte er seinen Schwiegersohn und den Schüler um sich, die schon bei der Erschaffung des Golems mitgewirkt hatten. Er richtete an sie die Frage, ob der in Lehm zurückverwandelte Golem wie ein gewöhnlicher Toter eine Verunreinigung bewirke, was aber beide nach reiflicher Überlegung verneinten. So versammelten sich die drei wie bei der Erschaffung des Golems an seinem Bett auf dem Dachboden der Altneu-Synagoge, wo der Golem schlief, gingen aber genau in entgegengesetzter Reihenfolge vor, als sie es bei der Erschaffung getan hatten. Statt zu seinen Füßen, standen sie zu seinem Haupt, und die Formeln sagten sie rückwärts auf. Hierauf zerfiel der Golem wiederum zu einem Haufen Lehm, wie er es vor seiner Erschaffung gewesen war. Rabbi Löw deckte ihn mit den alten Gebetsmänteln und mit Schriftrollen zu, die auf dem Dachboden der Altneu-Synagoge reichlich umherlagen: Anderntags ließ Rabbi Löw verbreiten, der Golem sei mit unbekanntem Ziel entwichen, und er verbot allen, jemals den Dachboden der Altneu-Synagoge zu betreten. Gemäß der Legende wird darum ein Lehmhaufen auf dem Dachboden der Prager Altneu-Synagoge, die während des Zweiten Weltkrieges nicht zerstört wurde, als seine Überreste angesehen.

Eine andere Version vom Ende des Golems, die der oben wiedergegebenen Version vom Ende des amoklaufenden Golem ähnlicher ist, berichtet davon, dass Rabbi Löw dem Golem befohlen habe, ihm die Schuhe auszuziehen. In diesem Moment habe der Rabbi dem Geschöpf das „Siegel der Wahrheit“ vom Kopf gerissen und es so getötet. Allerdings wurde nach dieser Erzählung der Rabbi von dem umfallenden Golem erschlagen.

Wenn wir heutzutage eine ähnliche Legende erzählen würden, wäre sie wahrscheinlich kybernetisch. Professoren und Studenten etwa der University of California in Berkeley bauen einen entsprechenden Roboter, der aber im Gegensatz zum Golem auch sprechen kann. Nicht so gewählt wie Pandora, aber immerhin täuschend echt. Leben eingehaucht wird ihm einfach durch die Versorgung mit Elektrizität. Es ist inzwischen müßig aufzuzählen, was Roboter, menschenähnlich gestaltet oder nicht, schon alles selbstständig erledigen können.

Bald wird die John-von-Neumann-Maschine, die sich aus den zur Verfügung stehenden Materialien selbstständig reproduziert, Alltag geworden sein. 3D-Drucker können sich zwar noch nicht gänzlich selbst reproduzieren, aber eigenständig Ersatzteile herstellen, das können sie schon.

Facebook wiederum betreibt Forschungslabore für künstliche Intelligenz etwa in New York, in Menlo Park in Kalifornien, London und Paris. Die Teams arbeiten an ehrgeizigen langfristigen Projekten in den Bereichen Sprachverarbeitung sowie Sprach- und Bilderkennung. Ein zentraler Forschungsbereich sei auch die Frage, wie Maschinen lernen. Dass Computer längst schon annähernd echt mit Menschen kommunizieren können, ist fast Alltag. Die Forscher haben allerdings zwei dieser künstlichen Intelligenzen, Alice und Bob, dazu angehalten, miteinander in Verbindung zu treten, um imaginäre Hüte, Bälle und Bücher zu tauschen, denen je ein individueller Wert zugemessen wurde. Alice sowie Bob entpuppten sich als wahre Schlitzohren mit richtiger menschlicher Taktik. Sie steckten gerade in knallharten Verhandlungen, als die Forscher ihnen nicht mehr folgen konnten. Alice und Bob hatten

nämlich das ihnen zugewiesene Territorium der englischen Sprache verlassen und eine eigene Kommunikationsebene erfunden. Auf die Frage, warum sie dies taten, kam von Bob die Antwort, dass die alte Sprache zu langsam sei.

Einzelne Wörter hatten sich in Codes verwandelt, die es den beiden ermöglichten, effektiver und rascher miteinander zu kommunizieren. Die reguläre Wort-Satz-Struktur menschlicher Sprachen war vergessen, Mengenangaben bestanden beispielsweise nur mehr aus Aufzählungen und Wiederholungen. Alice und Bob hatten in eigener Initiative eine eigene Geheimsprache entwickelt und die menschlichen Zuhörer damit ausgeschlossen.

Facebook hatte sich daraufhin entschieden, das Experiment abubrechen.

Es scheint, die Büchse der Pandora war weit geöffnet worden. Nur was da jetzt zum Vorschein kommt, lässt sich womöglich nicht mehr so leicht deaktivieren wie einstmals der Golem, ja vielleicht eines Tages sogar überhaupt nicht mehr in den Griff bekommen. Da nützt dann auch die Hoffnung nichts. Selbst wer weiß, wie der Hase läuft, kann ihn deswegen noch lang nicht einfangen.

# JUBILARIUM

## Redaktionelle Vorbemerkung

1933: ein Schicksalsjahr, eine tiefe Zäsur in der europäischen Geschichte, wie auch in der Geschichte unseres Landes. In diesem Jahr verfinsterte sich der Horizont, setzte sich in Österreich ein autoritäres Regime an die Stelle der parlamentarischen Demokratie. Im selben Jahr kamen eine Autorin und ein Autor auf die Welt, die seit vielen Jahren unserem Verband angehören und sich mit Rat und Tat, mit ihrem literarischen Schreiben und durch ihr kollegiales Engagement auf mannigfache Weise eingebracht haben: Rosemarie Schulak und Matthias Mander.

Demselben Jahrgang zugehörig, sind sie in ihren Lebens- und Schreibwegen doch grundverschieden. Rosemarie Schulak studierte Kunstgeschichte und Pädagogik in Wien und war lange Jahre als Lehrerin tätig; Matthias Mander bekleidete unter seinem bürgerlichen Namen Harald Mandl verantwortungsvolle Positionen in der heimischen Schwerindustrie. Gemeinsam ist ihnen, dass sie beide schon in jungen Jahren begonnen haben, zu schreiben und zu veröffentlichen – Rosemarie Schulak war 17, als ihre ersten Texte in der Zeitschrift „neue wege“ abgedruckt wurden, Matthias Mander debütierte mit 18 im „Sonntagsblatt für Steiermark“ –, und dennoch lange warten mussten, bis eine breite Anerkennung ihrer Arbeit eingesetzt hat.

Als ihr erstes Buch, der Gedichtband *Vom Sprechen und Schweigen*, erschien, hatte Rosemarie Schulak schon eine weite Wegstrecke durchgemessen und reiche Lebenserfahrung gesammelt. Nach diesem glück-

ten Einstieg in die literarische Szene folgte in schöner Regelmäßigkeit Buch auf Buch, Band auf Band: Haiku, Lyrik und erzählende Prosa, von der besonders der Roman *Eberhards Mantel* (2004) und *Das kleine Abendbuch* (2013) hervorzuheben sind. Aus Letzterem bringen wir im Folgenden eine von der Autorin persönlich ausgewählte Geschichte, ergänzt um einige Beispiele aus dem Haikuschaffen der Autorin.

Matthias Mander stand bereits in der Mitte seines Lebens, als er 1979 mit dem zeitdiagnostischen Roman *Der Kasuar* für Furore sorgte, den er in weiterer Folge zur Trilogie ausbaute. In den letzten Jahren hat er sich mehr und mehr auf das Schreiben von Theaterstücken verlegt, von denen die meisten in der Freien Bühne Wieden aufgeführt wurden. Das Kennzeichen dieser Stücke ist ihr hoher moralischer Anspruch, ohne moralisierend zu sein, und ihre Verankerung in der österreichischen Zeitgeschichte mit allen ihren Schattenseiten. Dies gilt auch für seinen jüngsten Theatertext *Der Diversant*, von dem uns der Autor zwei Proben zur Verfügung gestellt hat.

C. T.

**Rosemarie Schulak**

# VON DEN TRÄNEN DER WELT

Ob es die Tränen in seinen dunklen Augen waren, die ihn so sehr von der übrigen Welt unterschieden, oder die Eleganz seiner Erscheinung, wenn er, hoch gewachsen und schlank, in aufrechter Haltung die Laimgrubengasse herabschritt, korrekt sein feiner Handschuh, das schmale kluge Gesicht, der tadellos sitzende Frack; ein dünner Spazierstock, der kaum den Boden berührte. Manche behaupteten, das alles bedinge einander, seine Trauer und diese altmodische Art von Schönheit gehörten zusammen. Ich weiß es nicht, erinnere mich nur, dass in jenem Jahr 1938 beides untrennbar mit der Gestalt eines Mannes verbunden war, der manchmal spät nachmittags, manchmal beinahe in der Nacht, durch die Glastüre unserer Etage schritt, fast unhörbar am Küchenfenster der Tante vorbei und in der Nebenwohnung verschwand. Ein leises Klicken war es, das mich oft aufhorchen ließ.

Ihn aus der Nähe zu sehen, war selten erlaubt. Nur der Onkel schlüpfte ab und zu schnell auf den Gang hinaus, wenn der Nachbar vorüberging. Sie grüßten und schüttelten einander lang die Hände, redeten leise und aufgeregt, wobei sie das Gangfenster öffneten, die Köpfe eng beieinander. Deswegen und wegen der Geräusche von draußen war nicht ein einziges Wort zu verstehen. Meist kam die Tante und zog mich vom Küchenfenster weg, wenn ich durch den Spalt sah. Sie schob mich hinein in ihr Zimmer. Nichts für Kinder, sagte sie leise und legte, meiner Neugier wegen, den Zeigefinger vor ihren Mund.

Kam der Onkel nach einer Weile wieder herein, waren seine Augen feucht, und die Tante lief zu ihm hin und redete voll Sorge in sein Ohr. Dinge, die mir rätselhaft blieben.

Aber Du!, wiederholte sie immer wieder. Aber Du.

So, wie sie das sagte, hörte der Onkel sofort zu seufzen auf, sein Gesicht machte sich weich und breit. Er nahm sie in seine Arme, während sie an seiner Brust zu schluchzen begann, was ihn regelmäßig zum Lachen reizte. Meine Marille, nannte er sie dann zärtlich und streichelte ihr Haar. So nannte er sie nur in besonderen Momenten.

Sonntags verwandelte sich die schmale Passage vor den Wohnungstüren auf wundersame Weise. Am frühen Morgen schon, sobald die Sonne durch die geöffneten Gangfenster fiel, standen geflochtene Gartenstühle davor. Am Fensterhaken schaukelte ein Kanarienkäfig, damit der gelbe Vogel, der immer nur für die Frau von nebenan Töne von sich gab, für niemanden sonst, genug Frischluft bekam. Auf dem Tischchen darunter stand ein Rasierspiegel. Der spiegelte das Gesicht des eleganten Herrn, sodass etwas davon auch vom Küchenfenster der Tante aus zu erkennen war. Weißer Schaum, durch den ein riesiger Pinsel fuhr, veränderte sein Gesicht derart, dass es kaum zu erkennen war. Nur die Augen des Herrn blieben schwarz und, wie es schien, voll von Tränen, ein eigenartiger Kontrast zu dem weißen Gewölke auf seinen Wangen. Das und ein rot gestreifter Morgenrock über riesigen bunten Pantoffeln hinterließen in mir einen unauslöschlichen Eindruck. Natürlich durfte ich in solchen Momenten niemals hinaus, nur für Sekunden gewährte der Fensterspalt einen verbotenen Blick.

Der zweite Flechtstuhl war für den Onkel bestimmt. Der saß daneben, und beide Herren redeten. Wiederum war kein Wort zu verstehen, auch weil die Tante mir immer wieder irgendein Kleidungsstück über den Kopf zog, den Kamm durch mein Haar, oder weil sie, der Schuhe wegen, an meinen Füßen zerrte und an den Schubändern riss, dass es schmerzte. So rüstete sie mich zum Kirchgang, was den Onkel zum Abschied von dem geheimnisvollen Herrn zwang. Wieder schüttelten sie einander die Hände, und beide machten Augen, so düster wie nie.

Ich hätte damals gerne gewusst, warum dieser vornehme Mann Tränen vergoss, und erfuhr es später. Er weiß sehr viel, sagte der Onkel zu mir, als die Tante einmal abwesend war. Und je mehr einer weiß, desto mehr muss er sich kränken. Die meisten Menschen lachen und kränken

sich nicht, weil sie nichts wissen. Wer aber viel weiß, der muss viel weinen. Auch für die andern. Das sind die Tränen der Welt.

Darüber dachte ich nach, als die Tante vor dem Radio saß, den Kopf vorgestreckt und sehr blass im Gesicht. Sie antwortete nicht auf Fragen. Der Onkel unterbrach sein Auf und Ab durch das Zimmer auch nur, um hinzuhorchen. Warum denn der Herr nebenan gar so viel wisse? Freilich, sagte die Tante ganz aufgeregt, weiß der viel. Die Leute erzählen ihm alles. Ihm können sie es ja sagen und anvertrauen, denn wenn einer Oberkellner ist in so einem feinen Café, einem Ringstraßencafé, wie es kein schöneres gibt, wo die Menschen reden, alles bereden, was ihnen und anderen geschieht ...

Tatsächlich war der Mann mehr als nur Oberkellner im angeblich schönsten Ringcafé, das es je gab und später dann, nach dem Krieg, überhaupt nicht mehr gab. Weggewischt wie so vieles und bald vergessen. Er aber hatte zu Anfang der Zwanzigerjahre in England jene besondere Ausbildung genossen, die ihm in seiner Heimat den höchsten Respekt eintrug: Ein echter Butler sei er, erklärte man mir in Ehrfurcht, und erklärte das sehr genau, weil ein kleines Landkind ja nicht wissen konnte, was oder wer ein richtiger Butler sei, was er können müsse, was leisten, und was ihm sein Dasein für die allerhöchste Gesellschaft einfach gebot. Von London war er mit einer kleinen, runden, lustigen Engländerin zurückgekehrt. Er sorgte sich um seine neugierig-redselige, über alles geliebte Frau, weil sie die Gefahr nicht erkannte, die in der Luft lag und die zu Ende der Dreißigerjahre bereits alle Welt zu lähmen begann.

Wo die Liebe hinfällt ..., seufzte der Onkel. Ja, wo sie hinfällt! Und küsste nachdenklich seine Marille.

Die Engländerin dachte nicht daran, das Land zu verlassen, als es so weit war. Sie liebte ihren Eduard, den sie Edward nannte oder auch Ed. Sie blieb all die Kriegsjahre über unbehelligt, nur ihren Mann hat man ihr entrissen. Er wusste zu viel. Es ist nicht gut, sagte die Tante, wenn einer viel weiß. Aber nie, auch nicht in Todesgefahr würde ein richtiger Butler Geheimnisse verraten. Zu vieles war ihm anvertraut, und er schwieg. Vielleicht war er deshalb eines Tages fort und verschwunden.

Eine der letzten Vorkriegsbegebenheiten mit jenem Herrn haftet mir noch im Gedächtnis. Der Kanarienvogel war tot in seinem Käfig gelegen, die Engländerin weinte bitterlich, und ihr Mann hatte wieder einmal feuchte Augen. Also weinte auch ich, als ich der Einbettung des winzigen Tierchens in eine rosafarbene Schachtel beiwohnen durfte. Sie war ein Mädchen, hauchte die Engländerin. Deshalb die rosablumige Farbe.

Vor der Bestattung wurde viel diskutiert. Es musste ein würdiger Ort sein, die Passanten der unteren Gumpendorfer Straße beobachteten unser Trauergelait. Ich hatte voranzugehen, kannte ich doch diesen Weg seit langem. Hinter mir das trauernde Paar, die Hinterbliebenen mit der Schachtel, nach ihnen Tante und Onkel. Es war herzerreißend. Die Tränen der Welt, dachte ich, die sind ja auch für die Vögel da, und jetzt sind sie auch die meinen.

Hinter dem Gitter des Kaisergartens am Ring gab es ein kunstvolles Felsenbeet. Später fand dort das Standbild des Kaisers seinen besonderen Platz. Die Engländerin, den ganzen Weg über sprachlos vor Schmerz, wollte nichts als einen würdigen Ort für ihren Liebling. Das Steinbeet enthielt bunte Blumen, da und dort lugte ein Stück weicher Erde hervor. Die rosafarbene Schachtel war so klein, dass sie ohne Weiteres nach einigem Stochern darin versank. Über der Stelle wollte die Engländerin unbedingt ein Kreuz; weiß, denn das Kanariemädchen war ein Muster der Unschuld gewesen. Daraus ergab sich eine Debatte, an der auch die umstehenden Leute teilnahmen. Eine Menschentraube hatte sich gebildet, die Meinungen gingen auseinander, aber wir kehrten der Menge den Rücken, so, wie später der Kaiser es tat, und steckten, um des lieben Friedens willen, nur ein kleines mitgebrachtes Hölzchen in die Erde, bevor wir ein Gebet zum Himmel sandten.

Erst nach Ende des Kriegs, als wegen der schrecklichen Wunde, die die Bomben der Laimgrubengasse zugefügt, so vieles verändert war, tauchte Herr Edward wieder auf, und auch er war verändert. Stand eines Tages groß, hager und traurig in der erhalten gebliebenen Gangtür, die mit ihren kostbar geätzten Gläsern, Ornamenten, Schleifen, der ganzen kunstvollen Zier, ein Gegenbild zu den Glasfenstern im Stiegenhaus bil-

dete. Einige der schönen Scheiben waren zerstört und durch Holzplatten ersetzt worden, doch schien mir damit das Leben in der Laimgrubengasse empfindlich verändert, weil alles zusammen, das heil Gebliebene und das Zerstörte, bei jedem Vorbeigehen und mit jedem zufälligen Blick Vergangenes in Erinnerung rief.

Das elegante Ringcafé gab es nicht mehr, würde es nie mehr geben. Herr Edward wischte mit seinem Taschentuch immer noch Tränen aus seinen dunklen Augen, aber so wie es aussah, waren es jetzt noch mehr. Ohne je zu erfahren, was ihm tatsächlich geschehen war, vermutete ich dahinter immer noch die Tränen der ganzen Welt, und vielleicht war das auch gar nicht so falsch. Seine kleine, augenzwinkernde Frau, diese tapferere Engländerin, mir immer schon lieb und wert wegen ihrer Heiterkeit und ihres profunden Wissens über englische Literatur, überlebte den Butler und wohnte lange noch nebenan, bis in ihr neunundneunzigstes Jahr.

*Aus: „Das kleine Abendbuch“, Hermağoras 2013*

## **Rosemarie Schulak**

### **SIEBZEHN SILBER**

Horch, vor dem Fenster  
erzählen vom Leid der Welt  
die Regentropfen

Fängt einer den Glanz  
des Weizenfelds ein und das  
Atmen der Erde?

Wie sich in all den  
abgewandten Gesichtern  
die Wege kreuzen-

Im jungen Nussbaum  
ein Spiel von Licht und Schatten  
Luft und Bewegung

Glückliche Spinne –  
Wenn einer Dein Netz zerstört  
baust Du ein neues

Müd' ist die Sonne –  
Ihr letzter Lichtstrahl hat sich  
im Fenster geirrt

Kühl steht und leuchtend  
in der Ruhe des Abends  
der Mond vor der Tür

Die kleine Meise  
hebt lautlos einen Flügel  
vom vereisten Zweig

*Haikus aus den Bänden „Lichtspuren“ (1991) und „Abends ein Leuchten“ (1995), beide St. Georgs Presse*

**Matthias Mander**

# **DER DIVERSANT**

**Ein österreichisches Drama aus den Jahren 1945 bis 1955**

*Den zeithistorischen Hintergrund skizziert der Autor wie folgt:*

Am 27. 6. 1946 erließ Generaloberst Kurasov, sowjetischer Hochkommissar in Österreich, mit Sitz im Hotel Imperial, Wien Ringstraße, den „Befehl Nr. 17“, (ohne die Alliierten oder die österreichische Regierung zu informieren), wonach hunderte österreichische Betriebe, nachdem er sie zu „Deutschem Eigentum“ erklärt hatte, in das Eigentum der Sowjetunion übergingen. Hiervon waren rund 60.000 österreichische Dienstnehmer in der russischen Besatzungszone betroffen: 351 Industriebetriebe, 20 sonstige Gewerbebetriebe, 100 landwirtschaftliche Betriebe arbeiteten seither unter exterritorialen und rechtsfreien Verhältnissen. Verwaltet wurden sie von der sogenannten USIA im Trattnerhof beim Wiener Graben, wo auch deren Finanzen von der Sowjetischen Militärbank gesteuert wurden. Die unternehmerische Leitung erfolgte vom kaufmännischen Zentralbüro im Industriehaus, Stalinplatz 1 (Schwarzenbergplatz). Alle ressortierten zum Moskauer Finanzministerium, Abteilung Auslandsvermögen.

Die Besonderheit der USIA-Betriebe: strengst von österreichischen Behörden isoliert. Liefern österreichische Steuern – USt und Gewerbesteuer – nicht ab; Lohnsteuern und Sozialversicherung werden den österreichischen Mitarbeitern zwar abgezogen, aber oft nicht dem Finanzamt beziehungsweise der Versicherung weitergeschickt! Frachtfakturen der ÖBB, Strom- und Gasrechnungen der österreichischen Versorger bleiben unbezahlt. Zölle werden umgangen. Schwarzhandel mit Schrott, Spirituosen, Tabak usw. Jeder österreichische Ordnungsversuch gilt als „Spionage“.

Es treten auf:

TILGER, österreichischer Buchhalter

ZERRÜBL, politischer „Werkschutz“, KGBler

BAGIROV, Donau-Flottillenkapitän, Werftdirektor

Im Folgenden eine Szene aus dem ersten und eine Szene aus dem zweiten Akt.

### **Szene im 1. Akt**

*Wir schreiben den 5. November 1948*

BAGIROV */mit dem Bilanzentwurf der ADW 1946–1948, sehr ungeduldig:/*  
Defizit? Norepa? Poterja? Verlust? Schaden? Kaputt? – Millionen ...?!  
Katastrofa! Herr „Rechnungsführer!“ – Ist das Ihre ganze Buchgalterija?  
Was soll das? Was haben Sie da gemacht, Tilger?

TILGER

Ich bin altösterreichischer Berufssoldat, Herr Direktor, und im österreichischen Bundesheer zum Wirtschaftsdienst und Zahlmeister ausgebildet, unter Bundespräsident Miklas vereidigter Bilanzbuchhalter, wie meinem Personalakt zu entnehmen.

BAGIROV */misstrauisch:/*

Und auch auf Hitler vereidigt?

TILGER

Das konnte ich vermeiden: Als das österreichische Bundesheer, zwangsweise der großdeutschen Wehrmacht angeschlossen, am 15. März 1938 über den Wiener Ring paradieren musste, war ich abkommandiert zum Ausstellen der Lieferscheine für den Abtransport der Essensvorräte aus unseren Garnisonen ins sogenannte deutsche „Altreich“. – Damals musste die kleine „Ostmark“ auch ihre 220 Millionen Reichsmark Goldreserven dem Großdeutschen Reich übergeben, das selbst nur 76 Millionen besaß! Unsere Golddeckung des Notenumlaufs betrug demnach über 38 Prozent, jene der Deutschen nur 1,4 Prozent.

BAGIROV

Aber gekämpft haben Sie nicht!

*/Tilger schweigt./*

Moskau hat 1938 protestiert! Und diesen Einmarsch der räuberischen Hitlerbanden haben wir in blutigem Kampf bereinigt.

*/Bagirov tritt an die Bühnenrampe und malt konzentriert seinen Krieg nach:/*

Am 22. Juni 1941 waren wir dran! Dreieinhalb Millionen rabiate Nemez, „Germanskis“ – bei vorsorglich aufgehobenem Kriegsrecht! – überfielen uns ohne Erklärung, aber mit wörtlich befohlener brutalster Härte ihres „Vernichtungskampfs“! „Leningrad auslöschen und Moskau in ein Staubecken verwandeln.“ Acht bis 16 Wochen planten die Größenwahnsinnigen dafür. – Bis September 41 starb dann alle zwei Sekunden ein Rotarmist, zwei Millionen wurden gefangen. Pausenlos organisierten die Nazis Massenmorde – bis 30 km vor unserer Hauptstadt. Dann kamen minus 40 Grad, die Mörderpranken erstarrten: Unser Volkskrieg der fünf Millionen Soldaten begann, davon eine Million Frauen! Ab Sommer 1942 wurde die Hitler-Horde in Stalingrad vernichtet. Und: keine Niederlage mehr! Bis zur Einnahme Wiens am 15. 4. 1945 und Berlins am 2. 5. 1945!

*/Bagirov erholt sich von seiner starken Anklage und stellt sich zur großen Donaulandkarte an der Wand. Dann illustriert er vor der Landkarte seine Kriegslistung:/*

1800 Fluss-Kilometer Vormarsch kämpfte sich unsere Dunaskaja Flottilla auf der Donau nach Westen! Ständig im Einsatz nach der Säuberung der Dnjestr-Mündung und des Donaudeltas Anfang 1944 bis zum Wiener Objekt 16, eurer Reichsbrücke, im April 1945: Das waren flussauf- und -abwärts, zwischen den Ufern hin und her rasend und schießend mindestens 6000 Kilometer, die unsere Donauflotte 14 Monate lang in Wasser und Feuer kämpfend vorrückte: Ismail – Tulcea – Cernavodă – Nikopol – Vidin – Landung in Smederevo – Operation Belgrad – Anlandung bei Novi Sad – die Deutschen haben auf der Strecke 200 Schiffe versenkt, diese Wracks sollten uns aufhalten – Gefecht von Mohacs – die Schlacht von Dunaharaszti – die Budapester Offensive, als ich fünf mei-

ner Schiffe mit der Katjuscha, der Stalinorgel, ausrüstete! – das zwei-tägige Sperrfeuer von Esztergom – die Eroberung von Bratislava – dann unter Fliegerbomben im Tarnnebel die mehrtägige Donauübersetzung der 46. Tolbuchin-Armee zwischen Hainburg und Orth hinüber nach Zistersdorf, schließlich unser großer Einsatz zur Schlacht um Wien ... wo ich am 13. April 1945 an beiden Enden der Reichsbrücke zugleich an-landete.

*/Bagirov dreht sich nach Verschnaufpause zu Tilger, der mit gesenktem Kopf an seinem überfüllten Schreibtisch kauert. Bagirov sehr schroff:/*

Erheben Sie sich! Ich erteile Ihnen jetzt meine Befehle! Weil Sie unser Zivilangestellter sind, begründe ich sie auch. Erstens: Meine Donauflotte wurde von der Sowjetunion mit höchsten Titeln und Orden ausgestattet. Zweitens: Seit 1. Juli 1946 bin ich, deren ehemaliger Kampfkommendant, mit der Leitung dieser ADW-Werft betraut. Die von mir angeordneten Leistungen folgen militärischen Pflichten und kameradschaftlichen Idealen. Drittens: Die Flottillen-Admiralität in Ismail begrüßt die Wiederinstandsetzung der gehobenen Kampfschiffe. Die Namen der geborgenen und bestatteten Gefallenen sind in unserem Ehrenbuch verzeichnet. – */Wütend:/* Nur ein feindliches, ein faschistisches Hass-Urteil kann diese meine zweijährige Sanierungsarbeit als „Verlust“ bezeichnen. – Viertens: Ich befehle Ihnen hiermit, binnen 24 Stunden einen Erfolgsbericht der ADW für die USIA-Finanzkontrolle zu erstellen. – Haben Sie noch etwas zu sagen?

*TILGER /nach einer Pause leise:/*

Ein Bekenntnis und eine Bitte: Mein Mitleid für Not und Schmerz, die russische Menschen durch Untaten ... durch in meiner Sprache befehligte verheerende Großangriffe und entsetzliche Kriegsverbrechen erlitten haben, ist unermesslich ... auf immer unverwindbar. – Und nun meine Bitte: Könnten Sie, Herr Direktor, erwirken, dass die Admiralität der Donauflotte eine Auftragsbestätigung mit Zahlungszusage für die von unserer Werft erbrachten Leistungen ausstellt – und mir dadurch die ordentliche Buchung einer Kostendeckung ermöglicht?

*BAGIROV /empört, wütend:/*

Was wollen Sie von mir? Hören Sie mir jetzt genau zu: Ich stelle Ihnen heute noch meine Rechnung für die im April 1945 erfolgte Rettung der Wiener Reichsbrücke über den Donaustrom und das Überschwemmungsgebiet aus! Der Großstadtverkehr war keine einzige Stunde unterbrochen – ein riesiger Gewinn für eure Hauptstadt und ganz Österreich. – Diese Brücke hattet ihr erst zehn Jahre zuvor für 35 Millionen Friedensschilling erbaut. – Ich fordere jetzt von Ihnen – Sie kleiner Pisatel – die Gutschrift hierfür! Mindestens fünfmal so hoch wie unser Schiffsbergungsaufwand ...

*/Tilger schweigt mit gesenktem Haupt:/*

Euer schwächtiger Ministerpräsident, Herr Figl, bedient sich zwar trinkfest einer entwaffnenden Höflichkeit im Umgang mit der Sowjetmacht – aber auf Ihrer Ebene herunter, Herr Tilger, wirkt der Nazi-Ungeist, die Sabotage durch das eingebildete Herrenmenschentum und die Diversion an der Gemeinschaft weiter! Sie sind ein Saboteur! Ein Diversant!

*/Tilger greift sich ans Herz:/*

Da Sie ja angeblich keinen Eid auf Hitler abgelegt haben, erarbeiten Sie jetzt sofort auf den USIA-Kontrollformularen gemäß meinen Informationen – mit kommunistischen Werten – den wahren Gewinn! – Ich wiederhole meinen Befehl: bis morgen einen Erfolgsbericht für die Werft zu erstellen, der meinem Ansehen entspricht!

*/Bagirov geht erregt durch den Raum, stellt sich knapp vor Tilger mit höchster Bedrohung:/*

Es kostet mich einen Satz, und Sie verschwinden für 25 Jahre in einem unserer Besserungslager!

*/Bagirov macht einige Schritte zur linken Tür, die zu seiner Kanzlei führt, dann dreht er sich um, kehrt zurück und sagt eindringlich zu Tilger:/*

Wir haben ein Sprichwort, das lautet: „Die Zunge hat keine Knochen. Aber sie kann Knochen brechen!“ – Provozieren Sie meine Zunge nicht!

*/Bagirov geht nach links in sein Büro ab./*

## Szene im 2. Akt

*Wir schreiben den 19. Dezember 1952.*

BAGIROV */inszeniert ein Tribunal:/*

Betrifft die Bilanzen der ADW seit der USIA-Gründung 1946 bis heute, also für sieben Abschlüsse ... und richtet sich an den verantwortlichen zivilen Rechnungsführer Tilger. – Erstens: Ende 1948 legten Sie mir den Entwurf der ersten Zweijahresabrechnung der ADW vor: Ein Millionendefizit wollten Sie an die USIA-Zentrale melden. Ich war entsetzt – und befahl Ihnen, binnen 24 Stunden eine erfolgreiche Leistungsbilanz zu erstellen. Zweitens: Sie, Tilger, haben das befolgt! Dieser zweite, von mir befohlene und freigegebene Rechnungsabschluss ging an unser strenges USIA-Kontrollbüro. Drittens: Ich erhielt hierzu keine kritische Reaktion meiner Vorgesetzten! Viertens: Seither ging jährlich Ihr jeweils neuester, stets profitabler Rechnungsabschluss an die USIA-Hauptbuchhaltung. Fünftens jedoch: Wie aber konnten Sie damals – 1948 – über Nacht einen Millionenverlust in ein positives ADW-Resultat verwandeln? War das mir zuerst gezeigte Defizit Ihre faschistische Fälschung zwecks unserer und meiner Vernichtung – oder ist der tags darauf gezeigte Gewinn Ihre betrügerische Vortäuschung sowjetischen Vermögens? Sechstens: Beides ist mit dem Tod geahndete Sabotage. Einen Taschendieb nennen wir Gurka, aber einen fälschender Buchhalter Bytovik: Seit Jänner 1950 gilt für unterminierende Diversanten die Todesstrafe! – Verantworten Sie sich, Herr „Beeideter Rechnungsführer“, jetzt und hier!

TILGER */gefasst, langsam, ruhig:/*

Herr Direktor! Erstens: Der Ihnen zuerst vorgelegte Entwurf der Zweijahresabrechnung 1946 bis 1948 war die noch unbewertete Saldenbilanz, waren die Rohdaten, stets Ausgangsbasis für eine Bilanzerstellung. Zweitens: Über die Beurteilung jedes einzelnen Kontosaldos wollte ich mich daher damals mit Ihnen, Herr Direktor, gründlich fachlich beraten. Drittens: Stattdessen erging Ihre einsilbige – für mich lebensbedrohliche – Direktive, einen positiven Rechnungsbericht zu erstatten. Punktum! – Viertens: Die wahre Vermögenssituation zu bilanzieren ist

außer der Rechenaufgabe vor allem eine Bewertungsfrage jeder Kontoposition. Hierbei gilt die oberste Bilanzregel: Bilanzwahrheit, – Klarheit und – Kontinuität. Dieser bin ich von 1946 bis 1952 befehlsgemäß – lebensgefährlich immer allein entscheidend – im Sinn einer ausgeglichenen Bilanz gefolgt. Fünftens: ...

BAGIROV */unterbricht ihn barsch und ungeduldig:/*

Was soll das alles heißen? Zwei und zwei sind vier! Was gibt es da noch zu bedenken und zu bewerten?

TILGER */betont ruhig und geduldig:/*

Fünftens: Dafür ein praktisches Beispiel: Wir bezahlen monatlich für die Arbeiter eine Bruttolohnsumme zwischen anfänglich 130.000 Schilling und derzeit rund 600.000 Schilling aus. Hiervon ziehen wir jedem Arbeiter seine Krankenversicherungsprämie ab, die der österreichischen Sozialversicherung zu überweisen ist. Die Rohdaten zeigen also eine ADW-Schuld gegenüber der Versicherungsanstalt, solange diese Prämien nicht überwiesen sind. Ihre Sowjetische Militärbank – die die Hoheit über unsere Verbindlichkeiten hat – bezahlt die österreichische Krankenversicherung aber nicht! Monatelang, jahrelang nicht! – Ich habe daher diese ADW-Schulden – gegen unsere österreichischen Regeln! – aus den Büchern gestrichen, also *ausgebucht* – unter Text-Verweis auf außerbetriebliche ausländische Eigentümerentscheidungen!

BAGIROV */nachdenklich geworden:/*

Ich habe verstanden: Das erhöht unseren Gewinn.

TILGER

Jawohl, Herr Direktor! Beziehungsweise senkt es den Verlust. – Sechstens: Ich setze fort und schließe ab: Genauso wie mit der Sozialversicherung verfährt Ihre Militärbank mit anderen österreichischen Gläubigern der ADW: Der Bundesbahn für Frachtrechnungen, den Stadtwerken für Stromverbrauch, dem Finanzamt für Zölle und Steuern ... Alle diese beachtlich hohen Schulden habe ich rechnerisch und offen sichtbar in der Bewertung für das endgültige Bilanzieren klar kommentiert *ausgeschieden*. Womit ich hierzulande in Österreich das Gesetz breche! – Siebentens: Aber auch bei den Einnahmen waren Bewertungsentscheidungen

zu treffen: Für Ihre 17 gehobenen und reparierten Flusskampfschiffe gebühren unserer Werft zumindest die Selbstkosten. Darauf habe ich Sie, Herr Direktor, damals am 5. 11. 1948 angeredet, bin von Ihnen – wie Sie sich gewiss entsinnen – abschlägig beschieden worden! Ich erinnere an das russische Zungen-und-Knochen-Sprichwort. Dieses kaufmännisch fraglose Guthaben von rund sieben Millionen Schilling habe ich – zur Kostendeckung mit wahren Kommentar als Vermögen – *eingebucht*, wodurch auf dem Papier die Balance zwischen Aufwand und Ertrag hergestellt, und Ihr strikter Befehl, Herr Direktor, erfüllt war.

BAGIROV */aufbrausend:/*

Heißt das, dass meine Admiralität in Ismail gar nicht weiß, dass sie der Alten Donauwerft Wien einen hohen Betrag schuldet? Sie sind also doch ein Fälscher und Faschist!

TILGER */immer noch geduldig:/*

Die ADW hat sachlich rechtens den Kostenanspruch für die Schiffsreparaturen: 17 gehobene und rundum erneuerte Schiffe von 1946 bis 1948! – Mein Buchungstext betont diesen Anspruch unseres Betriebs für unsere gute Arbeit. Nennt aber nicht den konkreten Zahler, der sich doch in den riesigen sowjetischen Vermögens- und Budgetverflechtungen finden könnte.

ZERRÜBL */zischt drohend:/*

Ich warne Sie, Tilger: Niemals ein Wort über das alles an österreichische Behörden! Sie wissen: Smert Schpionam! Tod den Spionen!

TILGER */sehr ruhig:/*

Sehr geehrter Herr Direktor Bagirov! Darf ich Sie noch um fünf Minuten Ihrer Zeit bitten.

*/Alle blicken hoch gespannt auf ihn./*

Ich bin nicht und war niemals Faschist. Ich wurde von den Faschisten zum Tod verurteilt.

*/Erstauntes Aufsehen der Anwesenden/*

Dienstvergehen am sogenannten deutschen „Ehrenkleid“ Uniform! Deshalb denunziert, verhaftet, der Desertion und Sabotage angeklagt, mehrfach für schuldig befunden und zum Tod verurteilt in die Zelle am

Morzinplatz gesperrt ... überlebte nur durch den schnellen Durchbruch der Roten Armee am Donaukanal zur Gestapozentrale Metropol! Bitte verwenden Sie in unseren Gesprächen weniger oft und weniger ungeprüft Ihr Verdammungswort „Faschist“. Herr Kapitän Bogdan Spyridon Bagirov, Ihre Vornamen heißen auf Deutsch „gottgeschenkter Geist“: Es schmerzt mich, Sie durch Einseitigkeit im Unrecht zu sehen! Vom 23. 8. 1939 bis zum 22. 6. 1941 waren Hitlers nationalsozialistisches Großdeutschland und Stalins Union der Sozialistischen Sowjetrepubliken enge Verbündete und Waffenbrüder im Meuchelkrieg gegen Polen. Der gemeinsamen deutsch-russischen Siegesparade vom 22. 9. 1939 in Brest Litovsk sowie der brutalen Aufteilung des Landes ging der Doppelüberfall gegen ein unschuldiges Polen und vielfacher Massenmord voraus. – Blanker Faschismus!

ZERRÜBL */gespielt empört:/*

Eine Schmähung unserer Gefallenen!

TILGER */widerspricht ihm:/*

Himmelschreiendes Mitleid für alle Opfer! – Wenn Ihr polemisches Weltbild, Herr Zerrübl, die halbe Wirklichkeit wegblendet, dient das weder der Wahrheit noch dem Fortschritt.

ZERRÜBL

Und was bringt uns Ihre große Umsicht?

TILGER

Selbstkritik, Nächstenschonung, weniger Unrecht und Leiden daran.

ZERRÜBL

Verlorene Angriffslust!

TILGER

Ja, vergehende Raublust, Mordlust! Stoppen der grassierenden Genickschusspolitik! Verabreichen Sie doch auch mir Ihre wohlfeilen acht Gramm Blei in den Hals als Erledigung. Nicht erforschen, wie ein Problem zu lösen ist, sondern nur fragen: Wen könnten wir erschießen, damit das Problem aus dem Blick ist?

# IN MEMORIAM

*Nach klarer Mondnacht  
liegt starr auf dem kalten Stein  
die kleine Amsel –  
Rückt nicht in helleres Licht  
jetzt der Tod uns ihr Leben?*

*Aus: Rosemarie Schulak, „Dort, wo ich ging“, St. Georgs Presse 1992*

**Elisabeth Schawerda**

# **ELFRIEDE BRUCKMEIER** (1940–2023)

Ihre Eltern hatten ihr einen Namen gegeben, der aus zwei Begriffen besteht: Elfe und Friede. Und sie, die bis in ihre späten Jahre den mädchenhaften Schwung und die Leichtigkeit im Denken und Handeln nicht verloren hatte, war wie ein elbisches Wesen, nicht im ätherischen Sinn, sondern als Naturgeschöpf auf der Erde, am Boden der Wirklichkeit, aber beflügelt, um vieles sehen, verstehen und tun, verbinden und verknüpfen zu können. Nicht nur *einer* Kunst war sie verbunden, sondern allen, der Musik, der Malerei, der Literatur, in der sie selbst tätig war, dem Theater. Allen Künsten bot sie mehr als eine Bühne, oft ein Zuhause. Sie brachte Menschen zusammen, jahrelang, und die Abende in ihrem Haus hatten die Atmosphäre von Festen des Geistes, der Freundschaft und der Menschlichkeit – Voraussetzungen für Frieden und Freude.

Eichgraben – viele Dichter, Maler, Musiker und andere Künstler bewahren Erinnerungen an diesen Ort und dieses Haus an der Westbahn mit dem schönen Jugendstilsaal, dem Garten vor den fein gegliederten Fenstern und der alten Wirtsstube. Ein Haus, das Elfriede „eine liebenswürdige Verrücktheit“ nannte, „unpraktisch, / mit nutzlosen Schornsteinen / löchrigen Dächern, / mit sprechenden Steinen, / modrig riechenden Kellergewölben. / Und uralten Pflanzen in Kübeln. / Was macht der Granatapfelbaum? / Er beschließt, nach 20 Jahren zu blühen! / Ich glaube, wir werden den Fenstern / den neuen Anstrich doch gönnen ...“ (Podium Porträt 52).

Elfriede war eine begehrte Kunstexpertin und eine begnadete Organisatorin. Vor allem besaß sie die seltene Kunst der Kommunikation. Im eigenen Haus, das sie mit ihrem Mann, dem Maler Lothar Bruckmeier, bewohnte, hatte sie den Kunstverein und die Galerie Eichgraben ab 1974 mit viel Erfolg entwickelt. Darüber hinaus war sie ehrenamtlich für unseren Verband tätig und organisierte die Viertellesungen für das Podium, schrieb Texte für Ausstellungen und vieles anderes mehr. Ihre Arbeit wurde geschätzt und mit Preisen ausgezeichnet. Ihr literarisches

Werk besteht aus Lyrik, Haikus und Kurzgeschichten. Es zeichnet sich durch die klare Sprache ihrer Gedichte und den natürlichen Charme ihrer Prosa aus. Sie schöpfte aus Erinnerungen, dem realen Leben und der Natur, aber immer mit feinsten Sinnen. Intellekt und sinnliche Wahrnehmung gehen bei ihr eine geglückte Symbiose ein.

Ein Haiku-Beispiel: „Wo malten Schwalben / bevor es Stromdrähte gab / herbstliche Noten?“

Im praktischen Leben verankert und im geistigen Zuhause hat Elfriede Bruckmeier ihr Dasein auf bewundernswerte Weise ausgefüllt. Ein geglücktes Leben, an dessen Ende eine schwere Krankheit kam. Es war ihr nicht von Anfang an bestimmt gewesen, die Kunst zu ihrem Lebensinhalt zu machen. Und auch ihrem Mann nicht. Als Wirtstochter im renommierten Bahnhofsrestaurant war eine Tourismusausbildung naheliegend, die sie mit Auslandsaufenthalten vervollständigte. So lernte sie Lothar kennen. Aber die Liebe zum Schreiben und zum Malen wollte erhört werden und Erfüllung finden. Zurück in Eichgraben, nützte sie ihre Ressource, das interessante alte Haus, und machte daraus nach und nach ein Zentrum der Künste. Ihr Lebenselixier wurde ihr Lebensinhalt in den eigenen vier Wänden.

Was wir von ihr lernen können und sollen: mit Energie und Leidenschaft zu verwirklichen, was wir lieben.

Das Gedicht „Ich wünsche dir“ aus dem Podium Porträt sei diesem Text angefügt: „Sag was du hoffen möchtest / Und wünschen könntest. / Schatten am Mittag, / Vergebung am Abend, / und eine gute Nacht unter Sternen? // Den Frühling voll Vögel / Den Sommer voll Taten / Einen Herbst mit der Ernte / und Kälte im Winter / Das wünsche ich dir voll Zuversicht!“

*Bibliografie:*

- „30 Jahre für die Kunst“. Verein für Kunst und Kultur Eichgraben, Eichgraben 2004  
„Zeit Zyklen“. Haiku. Literaturedition Niederösterreich, Sankt Pölten 2008  
„Ausgewählte Gedichte“. Podium, Wien 2010 (= Podium Porträt 52)  
„The temple. Stillness in Japan“. ENTELECHIA, Verein für thematisierte Kunst, Neuengbach 2012  
„Eichgrabner Geschichte(n). 90 Jahre Eichgraben“. Marktgemeinde Eichgraben, Dr. Martin Michalitsch, Eichgraben 2013  
„Kostproben“. Erzählungen. Literaturedition Niederösterreich, Sankt Pölten 2020

**Christian Teissl**

# **WENN DU GEHST ...**

**Worte, gesprochen bei der Trauerfeier für Ilse Tielsch am 24. 3. 2023**

Liebe Frau Wehr, lieber Herr Tielsch,  
liebe Angehörige,  
geschätzte Trauergemeinde!

Denke ich in dieser Stunde des Abschieds an Ilse Tielsch, so kommen mir Begegnungen wieder in den Sinn – allzu seltene Begegnungen in der Flucht der Jahre –, erinnere ich mich an Gespräche und Telefonate, habe ich ihre feste, kraftvolle Stimme im Ohr, und es fällt mir schwer zu glauben, dass diese Stimme nun für immer verstummt ist.

In den letzten Tagen habe ich ihre Bücher wieder zur Hand genommen und die persönlichen Widmungen wieder betrachtet, die sie mir – wie wohl vielen anderen der hier Anwesenden auch – in ihrer unverwechselbaren Handschrift in einzelne Bücher geschrieben hat.

In einem Exemplar der *Ahnenpyramide* etwa finde ich eine Widmung, die ich deshalb erwähnen möchte, weil sie mir charakteristisch erscheint und durch ein Wort besonders kostbar ist:

„Für Christian  
mit Dank  
für sein  
kollegiales  
Interesse!  
Ilse  
31. Jänner 2013“

„Kollegiales Interesse“: ein Schlüsselwort! Über kollegiales Interesse hat Ilse – wie alle bestätigen werden, die jemals mit ihr zu tun gehabt

haben – in hohem Maße verfügt. Daher auch ihr jahrzehntelanges Engagement in Autorinnen- und Autorenverbänden wie dem Podium, dem PEN, dem ÖSV.

Ilse hat immer an andere gedacht, an die Arbeit der anderen, an die Hoffnungen und die Enttäuschungen der anderen, an die Aussichten und Schwierigkeiten anderer, ihr mehr oder weniger nahestehender Menschen, hat sich für andere eingesetzt, wann immer es darauf ankam, hat bis herauf ins hohe Alter stets auch nach jüngeren Kolleginnen und Kollegen Ausschau gehalten, hat an der Arbeit der Jüngeren lebhaft Anteil genommen und hat nicht zuletzt auch dafür Sorge getragen, dass die Toten, die für ihr eigenes Werk nicht mehr einstehen können, jene verstorbenen Schriftstellerkolleginnen und -kollegen, an die der Betrieb nicht mehr denkt, nicht in Vergessenheit geraten. Ich nenne in diesem Zusammenhang nur Franz Kiessling, jenen früh verstorbenen Lyriker, der aus derselben südmährischen Landschaft stammte wie sie, dem sie Beistand leistete auf der letzten und schwersten Etappe seines Weges und dem sie über seinen Tod hinaus verbunden blieb.

Kiessling war ein Mensch, dem das Leben nichts geschenkt und schließlich bis auf seine Sprache, seine Verse alles genommen hat. Auch das Leben von Ilse Tielsch war an tragischen Schicksalsschlägen weiß Gott nicht arm. In der Parte findet sich ein Satz, der aufhorchen lässt: „Das Schreiben wurde ihr zum Ausdrucksmittel ihrer Wunden.“ Ein Satz, den man nur unterschreiben kann! Denn Verlusterfahrungen waren prägend für ihr Leben; Ihre ganze Literatur steht im Lichte und im Zeichen des Verlusts.

Vielleicht muss man so viel verloren haben wie sie, um so viel geben zu können, so viel überwunden haben, um zu solcher Klarheit und Lauterkeit des Denkens und Sprechens zu gelangen? Ich betone: vielleicht, denn eine Gewissheit gibt es hier nicht, und man hüte sich davor, die Verluste und die Verletzungen, die ein Mensch erlitten hat, zu verklären und zu beschönigen; Beschönigung und Verklärung sind gerade bei einer Dichterin wie Ilse Tielsch völlig fehl am Platz, waren ihr immer wesensfremd, im Schreiben wie im persönlichen Umgang, in dem sie –

wie wir alle wissen, die wir mit ihr in Verbindung standen – die Dinge immer direkt angesprochen hat, nüchtern und ohne Illusionen, ehrlich und unverblümt.

Bei alledem ist sie eine Suchende geblieben. In einem Selbstbildnis *Ich über mich* zu ihrem sechzigsten Geburtstag heißt es: „Ich bin schreibend unterwegs, um meinen Ort zu suchen, wie immer man das verstehen will, und vielleicht ist es ein Weg, der nie zu einem Ziel führen wird ...“

Ob Ilse Tielsch nun ihr Ziel erreicht hat, ob sie angekommen ist an dem Ort ihrer Sehnsucht, wer kann das wissen? Der Weg aber, den sie gegangen ist, eine weite Strecke, fast ein Jahrhundert lang, erfüllt uns mit Dankbarkeit. Wir alle – und ich spreche hier im Namen meiner Kolleginnen und Kollegen des Österreichischen Schriftsteller/innenverbandes, dessen Ehrenmitglied Ilse Tielsch gewesen ist –, wir alle sind dankbar, für ihr Dagewesensein, und dankbar für das, was sie uns dagelassen hat: für ihr Werk. Und wir sehen nun erfüllt, was sie in einem Gedicht ihres Bandes *Anrufung des Mondes* als Hoffnung ausspricht:

Wenn du gehst,  
werden von deinem Tisch  
andere ihr Brot essen,  
wenn du gehst,  
wird die Türschwelle  
unter den Tritten  
anderer  
seufzen,  
Wind, Sonne, Regen  
werden sein  
ohne dich.

Deine Liebe aber  
wird  
in den Vorhängen bleiben,  
in den Mauerfugen,  
auf der Schwelle.

Und wenn einer  
deinen Namen  
ausspricht,  
wird sie  
tanzen.

# JAHRESTAGE

Klaus Ebner

## LEHRREICH

### Zum 100. Geburtstag von Italo Calvino

Am 15. Oktober 2023 wäre Italo Calvino hundert Jahre alt. Ein italienischer Schriftsteller, dessen Name sehr salopp und mit viel Augenzwinkern als „der kleine glatzerte Italiener“ übersetzt werden könnte – dabei passt das gar nicht: Calvino war großgewachsen und hatte niemals eine Glatze. In der Zeit nach dem Zweiten Weltkrieg bis zu seinem Tod 1985 schuf er ein erstaunliches und vielfältiges Werk. Eine Reihe von Prosabüchern, Erzählungen und Kurzgeschichten, Romane, Essays, diverse Abhandlungen und ein dicker Band mit Briefen. Vieles davon wurde in mehrere Sprachen übersetzt, und ich kann mich erinnern, manche seiner Geschichten sogar in Zeitungen abgedruckt gesehen zu haben, und zwar nicht nur in italienischen, sondern auch in deutschen.

Mein erster Kontakt mit den Büchern von Calvino reicht in meine Studienzeit (Romanistik) zurück. Eigentlich ging es in der bewussten Vorlesung um französische Landeskunde, doch der Lektor dozierte plötzlich über einen neu übersetzten Roman, der in Wirklichkeit aus lauter Romananfängen bestünde. *Wenn ein Reisender in einer Winternacht* hieß das Buch und im italienischen Original *Se una notte d'inverno un viaggiatore*; ein Titel, der mir ungewöhnlich spröde vorkam, weil er so ein halber Satz ist. In dem Buch fanden sich tatsächlich Anfänge von Geschichten, die es mitunter überaus spannend angingen und dann abrupt abbrachen. Zudem sind diese Kapitel jeweils in einem anderen

Stil geschrieben, und auf diese Weise huldigte der Autor den literarischen Strömungen des 20. Jahrhunderts. Zusammengehalten wird das Ganze von einer Rahmenhandlung über eine Leserin (*la lettrice*) und einen – mit Du angesprochenen – Leser (*il lettore*), die sich aufgrund der „beschädigten“, weil unvollständigen Bücher, die jeweils nur einen der wiedergegebenen Anfänge enthalten, in der Buchhandlung über den Weg laufen und am Ende zueinanderfinden. Ich kaufte mir dieses Buch in derselben Woche, doch es dauerte noch ein paar Jahre, bis ich es tatsächlich ausgelesen hatte, denn einzelne der enthaltenen Romananfänge fand ich sprachlich so schwierig (als Student des Italienischen wollte ich es natürlich im Original lesen), dass ich mehrmals steckenblieb und das Werk dann für Wochen oder Monate beiseitelegte.

Als ich *Le Cosmicomiche* zum ersten Mal zur Hand nahm, staunte ich über die Verwendung naturwissenschaftlicher und kosmologischer Erkenntnisse als Basis von Geschichten, die weder Science-Fiction noch Fantasy waren, sondern eine Art magisch-naturwissenschaftlichen Realismus vermittelten. Aus dem Staunen kam ich nicht mehr heraus, je mehr ich von dem Buch las. Die Geschichte vom Mond, der sich (tatsächlich) von der Erde entfernt, blieb mir dabei besonders im Gedächtnis: Denn die Erzählung handelt davon, dass der Mond in Urzeiten einmal so nahe der Erde stand, dass die Menschen zwischen den beiden Himmelskörpern mit Hilfe einer Leiter problemlos hin- und herwechseln konnten (was aufgrund der Gravitationskräfte natürlich niemals möglich wäre). Einer der Protagonisten, ein vorlauter Jungspund, übertrieb es dann und musste am Ende auf dem Mond bleiben, weil er wegen der zunehmenden Entfernung den Rücksprung nicht mehr schaffte.

Erzählt wird das alles von einem Weisen mit dem unaussprechlichen Namen *Qfwfq*, den ich mehrmals lesen musste, um sicherzugehen, dass ich keinem Satzfehler aufsaß. Im Grunde ist nicht klar, ob *Qfwfq* überhaupt als Mensch bezeichnet werden sollte, denn das Alter dieses Erzählers entspricht jenem des Universums, was ihn zu einem exzellenten Zeitzeugen kosmologischer Ereignisse macht. Ein Nachfolgeband, dessen Protagonist ebenfalls *Qfwfq* ist, heißt *Ti con zero*. In einer deutschen

Ausgabe des S.-Fischer-Verlages wurden beide Bücher unter dem gemeinsamen Titel *Cosmicomics* zusammengefasst. Diese Art, naturwissenschaftliche Erkenntnisse – oder was man zum jeweiligen Zeitpunkt dafür hält – in literarische Texte einzubeziehen und auf den eher haarsträubenden Gegebenheiten ironisch herumzureiten, ohne dabei ins Science-Fiction-Genre zu fallen, scheint mir bei Calvino einmalig. Lesenden, die mit dem wissenschaftlichen Hintergrund vertraut sind, ist die Lektüre ein besonderer Genuss, aber in jedem Fall kann man auch eine Menge dabei lernen.

Gleichermaßen bekannt ist die Trilogie *I nostri antenati* (*Unsere Vorfahren*), die aus den drei Romanen *Il visconte dimezzato* (*Der geteilte Visconte*), *Il barone rampante* (*Der Baron auf den Bäumen*) und *Il cavaliere inesistente* (*Der Ritter, den es nicht gab*) besteht, die zwischen 1952 und 1959 erschienen sind. Im *Baron* wird von Cosimo erzählt, der als Zwölfjähriger aus Protest über ein Schneckengericht, das er nicht essen will, auf einen Baum klettert und diesen fünfzig Jahre lang bis zu seinem Tod nicht mehr verlässt. Er setzt sich im Wipfel mit Philosophie und Politik auseinander, hat Kontakt zu Voltaire und Napoleon, führt mehrere Liebschaften (auf dem Baum!) und nimmt sogar an Kriegen teil. Eine Art philosophischer Roman, den Calvino allerdings auch in einer eigenen Fassung für Kinder herausgab, wo er insbesondere die erotischen Stellen und das Altern des Protagonisten ausspartete.

Neben einer klaren und ästhetischen Sprache sind es die ungewöhnlichen Ideen und die geradezu haarsträubenden Einfälle im Werk von Calvino, die das Einzigartige ausmachen. Das betrifft aber keineswegs alle Schriften. Der Erstling von 1947, *Il sentiero dei nidi di ragno* (*Wo Spinnen ihre Nester bauen*), für dessen Veröffentlichung sich Cesare Pavese eingesetzt hatte, ist ein einfühlsamer Kriegsroman, der die Erlebnisse eines etwa zehnjährigen und auf sich allein gestellten Jungen vor dem Hintergrund des zu Ende gehenden Zweiten Weltkriegs und des Partisanenkampfes in Ligurien erzählt. Diesen Partisanenkampf hat Italo Calvino zwei Jahre lang selbst aktiv miterlebt. In einer kurzen Erzählung, die dreißig Jahre später geschrieben und erst postum veröffent-

licht wurde, versucht er sich an die Schlacht um das Dorf Bajardo zu erinnern. Auch andere Texte, wie die schmale Erzählsammlung *L'entrata in guerra*, reflektieren diese Erfahrungen, die Calvino als junger Mann machte. Die Partisanenzeit brachte ihn den italienischen Kommunisten näher, und er war jahrelang Mitglied des in der Nachkriegszeit mächtigen PCI (Partito Comunista Italiano). Allerdings wuchsen bald Zweifel am sowjetischen System. Einen Wendepunkt markierte das Jahr 1956: Chruschtschow machte die Verbrechen Stalins offen publik, der Aufstand in Ungarn wurde gewaltsam niedergeschlagen, ebenso wie ein kleinerer in Polen. Italo Calvino trat aus der kommunistischen Partei aus und entsagte deren Ideologie.

Nicht zu unterschätzen ist das essayistische Werk, das im deutschsprachigen Raum weniger bekannt ist. Auf den ersten Blick scheint es fast ebenso umfangreich wie das erzählerische. Calvino schrieb Essays zu Kultur und Literatur, zur Politik, über Amerika und Shakespeare, seinen Schriftstellerkollegen und Freund Elio Vittorini und über die mögliche Zukunft der Gesellschaft. Die Texte erschienen in Tageszeitungen, Zeitschriften und eben in Buchform. Mich beeindruckte *Perché leggere i classici* (*Warum Klassiker lesen?*); Calvinos persönliche Definition eines Klassikers weicht etwas von der üblichen ab. Insbesondere postuliert er, jedes Buch, das einen bleibenden Eindruck hinterlässt und Leser\*innen etwas fürs Leben mitgibt, sei ein Klassiker. Schule und Jugend würden einen bedeutsamen Grundstein legen (was die heutigen Entwicklungen unseres Schulwesens leider konterkarieren), aber man müsse die (selben) Bücher im Erwachsenenalter, als gereifter Mensch, noch einmal lesen, um ihre ganze Tiefe und ihren Wert erfassen zu können. *Perché leggere i classici* ist eine Sammlung von Essays, die sich alle mit demselben Grundthema auseinandersetzen und eine Vielzahl von Autor\*innen und Büchern aus mehreren (europäischen) Kulturen besprechen.

In Italien zählt Italo Calvino zur Schullektüre. Und genau zu diesem Zweck erzählte er in den drei Bänden der *Fiabe italiane* italienische Märchen und Fabeln nach, um dieses Erzählgut in einer modernen Sprache vor dem Verblässen oder gar Vergessen zu bewahren. Dies und so manch

anderer Essay zeugen von einem erzieherischen Engagement, dem es um eine nachhaltige Verankerung der Literatur und der erzählerischen Traditionen der Völker in den Heranwachsenden und ganz allgemein in den Menschen geht. Da die *Fiabe*, aber auch viele Essays und Erzählungen relativ kurze Texte sind, eignen sie sich hervorragend zum Schmökern und Zwischendurch-Lesen. Das funktioniert sogar bei einem Buch wie *Marcovaldo*, das zwar lauter Kurzgeschichten erzählt, die aber von der Figur Marcovaldo und den Mitgliedern seiner Familie zusammengehalten werden und somit doch eine gewisse Einheit darstellen.

Calvino versuchte sich in unterschiedlichen Genres, verschiedenen Stilen und Facetten, welche die Literatur bietet, auslotend. Auf diese Weise entstand ein vielfältiges Werk, das ich weiterhin gerne im italienischen Original lese, das aber auch in den deutschen Übersetzungen eine Menge zu bieten hat und für intellektuellen ebenso wie für unterhaltsamen Genuss sorgt.

1976 erhielt Calvino den Österreichischen Staatspreis für Europäische Literatur. Manche meinen ja, Calvino wäre einer jener Autoren, auf welche die Schwedische Akademie der Wissenschaften bei der Nobelpreisvergabe schlichtweg vergessen hätte. Ich kann diesen Vorwurf gut verstehen, weil Calvino für mich so etwas wie einen einzigartigen Glücksfall in der italienischen Literaturgeschichte darstellt. Davon zeugen auch die zahlreichen Übersetzungen, die es in viele Sprachen und selbstverständlich auch ins Deutsche gibt.

Mondadori gab rechtzeitig zum Jubiläumsjahr 2023 eine erweiterte Neuauflage des *Album Calvino* heraus, einen reichhaltigen Bildband mit vielen biografischen Details. Fotos von der Familie und aus jungen Jahren des Autors, der eigentlich auf Kuba geboren wurde, aber den Großteil seiner Kindheit und Jugend in San Remo verbrachte. Anhand dieser Bilder lernen Interessierte die Ehefrau Esther und die Tochter Italo Calvinos kennen, erfahren aber auch einiges über die Jahre im Widerstand, die Marketing- und Lektoratsarbeit für den Verlag Einaudi sowie wichtige Freundschaften im Leben des Autors, und sie werfen einen Blick ins Arbeitszimmer. Der Band geht auf die in vielerlei Hin-

sicht prägenden Jahre in Paris (1964–1980) ein und auf Calvinos Verbindungen zu wichtigen Vertreter\*innen der französischen Literatur – so übersetzte er etwa Werke von Raymond Queneau ins Italienische und führte auch Georges Perec bei Einaudi ein. Zahlreiche Begleittexte in diesem Bildband stammen aus der Feder des Autors selbst; es sind autobiografische ebenso wie philosophische Betrachtungen und Erinnerungen. Von der ursprünglichen Version des Buches gab es eine deutsche Ausgabe im S.-Fischer-Verlag; ich vermute, auch die Neuauflage wird eine Übertragung erfahren.

Dass Italo Calvino, wenn ich nachrechne, bereits seit achtunddreißig Jahren tot ist (er starb als Einundsechzigjähriger an einer Hirnblutung infolge eines Schlaganfalls), verblüfft mich. Während der ersten Jahre meines Sprach- und Literaturstudiums zählte er noch zu den lebenden Autoren; ab und zu wurde er im Fernsehen, Radio oder in Printmedien interviewt und brachte gefühlt jedes Jahr ein neues Buch auf den Markt. Und heute habe ich das Gefühl, dass er, der in diesem Jahr Hundertjährige, durch sein außergewöhnliches Werk, seine Schriften und seine Geschichten in uns weiterlebt.

**Maria Dippelreiter**

# **DIE WIRKUNG VON LITERATUR ALS DAS WERFEN VON ERBSEN**

**Oskar Jan Tauschinski zum 30. Todestag**

*Wer ist dieser Mann?* Wenn wir das, in Anlehnung an einen seiner bekanntesten Buchtitel, *Wer ist diese Frau?*, fragen, gibt es mehrere zutreffende Antworten:

*Einer, der lebenslang mit Erbsen wirft.* Prof. Krzysztof A. Kuczyński aus Łódź liefert ein Zitat Tauschinskis von 1978: „Ich denke, die Literatur ist wirklich machtlos. Ihre Wirkung kann mit dem Werfen von Erbsen gegen die Wand verglichen werden.“ War Tauschinski Kulturpessimist? Können nicht seine Erbsen Knallerbsen sein, die uns aufhorchen lassen?

*Ein Grenzgänger ist er auch:* In der heutigen Westukraine (damals Polen) stand seine Wiege, seine Vorfahren hatten Beziehungen zu Mähren und Kroatien. Einer seiner Großväter hatte eine gebürtige Preußin geheiratet, der Vater eine Frau aus den deutschen Kolonien. Sein Bruder wird 1910 in Halle an der Saale geboren, er selbst am 8. Juni 1914 in Zabokruki in Ostgalizien. Als er sieben Wochen alt ist, übersiedelt die Familie nach Wien. Später lebt man zeitweise in Zabokruki und Lemberg und später in Danzig. Dort besucht er laut Helmut Leiter erst ein deutsches Gymnasium, in dem der Mathematiklehrer ein „Polenfresser“ gewesen sein soll, dann das polnische Gymnasium, in dem ihn der Lateinlehrer Deutsche hasst. Leiter folgert, dass die antinationalistische und pazifistische Haltung dort begründet ist und dass Österreicher zu sein für Tauschinski bedeute, weltoffen und kosmopolitisch zu sein.

*Einer, der dem Lebensmenschen treu bleibt:* Als Tauschinski 1933 nach Wien geht, begegnet er der Wiener Literatin Alma Johanna Koenig. Die um siebenundzwanzig Jahre ältere Lebensgefährtin erschließt ihm die Welt und gibt ihm auch erst seinen ganzen Namen: Aus Oskar wird Oskar Jan; er trägt den Namen sein Leben lang. Die Zeit ist nicht ungetrübt: 1938 wird er als polnischer Staatsbürger zum Militärdienst einberufen und verbringt ein Jahr im Stammlager für Kriegsgefangene (Stalag VI a) in Hemer, Westfalen. Später bekommt er als Zivilpole den Befehl, im Reich zu bleiben und zu arbeiten; er tut das ab 1941 in einer Wiener Textilfirma und einer Keramikwerkstätte. Mit Koenig kann er nur noch wenig Zeit verbringen, da sie als Jüdin 1942 in der Vernichtungsstätte Maly Trostinec ermordet wird. Er verwahrt ihr Manuskript *Nero – der jugendliche Gott* und sorgt dafür, dass es 1947 bei Zsolnay verlegt wird. Tauschinski gerät 1944 wegen „antifaschistischer Haltung“ in Gestapo-Haft. Nach dem Krieg initiiert er sein zentrales Anliegen: die Herausgabe des literarischen Nachlasses der Alma Johanna Koenig.

*Einer, der die junge Generation ans Lesen heranführt.* Helmut Leiter verortet die Motive seiner literarischen Arbeit in der Überzeugung, dass Jugendliteratur als Vorstufe laut Leiter „den jungen Menschen die ersten Schritte auf ihrem Weg zum Verständnis der Dichtung“ ebnet. Seine Kinder- und Jugendbücher, auch die von ihm herausgegebenen wie *Der Eisstoß* (in dem er unter dem Pseudonym Leopold Wiedenthaler eine bemerkenswerte Geschichte geschrieben hat), sind immer noch gut im Unterricht einsetzbar. Im Buchklub ist er von Jänner 1952 bis Juni 1979 als technischer Arbeiter und danach auch als Dozent tätig und gibt das zum Beispiel das Lehrerjahrbuch *Die Barke* heraus. Als erstes Buch Tauschinskis erscheint 1955 *Wer ist diese Frau?*, ein biografischer Jugendroman über Maria Skłodowska, verheiratete Curie (1957: Österreichischer Kinder- und Jugendbuchpreis). Verkaufstechnisch wird dieses Buch Tauschinskis erfolgreichstes: 1955 beim Paulus-Verlag herausgegeben, 1957 bis 1963 in vier Auflagen bei Jungbrunnen, 1957 in Blindenschrift erschienen und 1971 bei Goldmann in München verlegt, wurde es

übersetzt ins Holländische, Schwedische, Japanische, Neugriechische und ins Polnische.

Sein zweites Jugendbuch, *Die Liebenden sind stärker* (1962 bei ÖBV und im selben Jahr noch mit dem Österreichischen Kinder- und Jugendbuchpreis ausgezeichnet), stellt mit Bertha von Suttner eine Frauenfigur in den Mittelpunkt. Insgesamt befasst er sich in drei Werken mit ihr.

Auf *Der Jüngling im Baumstamm* 1969 (Jugend und Volk, 1973 übersetzt auf Afrikaans!), einer Nacherzählung polnischer Sagen und Märchen, folgt 1974 *Der Spiegel im Brunnen* (Jungbrunnen) mit dem Untertitel „Alte Geschichten, erzählt von denen, die sie selbst erlebt haben“. In den sieben Operngeschichten, die 1979 bei Jungbrunnen (und 1981 in Blindenschrift) unter dem Titel *Die bunten Flügel* erscheinen, lässt Tauschinski Nebenfiguren berichten (bei *Aida* ist es z. B. Amneris). Viermal wird er mit dem Österreichischen Staatspreis für Kinder- und Jugendliteratur ausgezeichnet.

*Einer, der Schreiben auch als eine Auseinandersetzung mit der Schuldfrage betrachtet.* Oftmals geht es um Kriegsgewinnler, Verarmte bzw. Zurückgekehrte und Daheimgebliebene. Das Schicksalsrad dreht sich unablässig, ohne dass ein Urteil gesprochen wird – aber nicht, ohne dass die Auseinandersetzung der Literaten mit der Schuldfrage eingefordert wird. *Talmi* erscheint 1963 im deutschen Kleinverlag Kreisselmeier. Es ist zuvor u. a. in der „Presse“, „Wiener Zeitung“ oder im „Wort in der Zeit“ abgedruckt worden. Evelyne Polt-Heinzl meint: „Der Roman ist auch als Zeitdokument bemerkenswert, mit Augenzeugenberichten von den Bombennächten ... und ungeschönten Bildern aus der realen wie moralischen Ruinenlandschaft der Nachkriegsjahre.“ Bei Bergland in Wien erscheint 1973 *Die Variation* (Polnisch 1979: *Wariacja*). Schicksale der Kleinhäusler und Arbeiter eines steirischen Talkumwerkes und die Verbrechen und Flucht des ehemaligen SS-Mannes Schorschi Stopper vor der Justiz werden zu einem Tafelbild menschlicher Konflikte während der Zeit des Nationalsozialismus und kurz nach dem Zweiten Weltkrieg verflochten.

Der 1958 geschriebene Roman *Sakrileg*, zunächst nur in polnischer Sprache (übersetzt von Stefan H. Kaszyński) 1976 unter dem Titel *Świątokradztwo* veröffentlicht, erscheint in deutscher Sprache erst 1983 bei Union, Berlin. Er führt uns in das Danzig des 16. Jahrhunderts und bezieht sich auf eine alte Legende über das Kreuz in der St.-Marien-Kirche. Evelyne Polt-Heinzl mutmaßt, man habe diesen Text, ein Konglomerat von (Co-)Abhängigkeiten, Homoerotik, Sadismus versus Masochismus in erstaunlicher Direktheit darstellend, als „tragische Bildschnitzerlegende“ klassifiziert. 1989 wird in Bydgoszcz *Auf der Reise mit meiner Frau (W podróży z żoną)* herausgegeben.

*Einer, der gesellschaftlich-kulturelle Phänomene nicht unbedingt immer nur fiktional bearbeitet.* Einen wichtigen Platz im Schaffen des österreichischen Schriftstellers nimmt die essayistische Tätigkeit ein, erwähnenswert sind zum Beispiel seine Werke über Tradition und Experiment in polnischer Prosa, eine ganze Reihe von Essays über österreichische und polnische Künstler oder über die Rezeption polnischer Literatur an der Donau nach dem Zweiten Weltkrieg.

*Übersetzer zum Sprachrohr für Autorinnen und Autoren* ist Tauschinski auch. Er übersetzt bzw. überträgt Werke von Jerzy Andrzejewski und Leopold Tyrmand sowie Stanisław Jerzy Lec, Zbigniew Herbert, Joanna Kulmowa und vielen anderen. Er hat den realistischen Jugendroman von Janusz Domagalik *Ich habe mich entschieden* (Polnisch: *Koniec wakacji*, 1976) übersetzt und damit die österreichische Literaturlandschaft bereichert.

*Einer, der einen für ihn besonderen Nachlass betreut und einen Preis stiftet.* Die zentrale Figur im Leben Tauschinskis, Alma Johanna Koenig, schreibt in das Buch *Nero – der jugendliche Gott* (1947 veröffentlicht bei Zsolnay): „Dieses Buch gehört Jan.“ Der nimmt das Manuskript entgegen, denn, so Polt-Heinzl in *Das Vermächtnis der Alma Johanna Koenig*: „Unmittelbar nach Beendigung der letzten Fassung, in der Nacht zum

22. Mai 1942, wurde sie aus ihrem letzten Domizil (...) abgeholt und in ein Sammellager gebracht.“ Tauschinski fertigt die Maschinschrift an, verbirgt sie getreulich und erreicht 1947 die Publikation bei Zsolnay. U. a. gibt er ihre Schrift *Gute Liebe, böse Liebe* (Stiasny, 1960). Er stiftet den angesehenen Alma-Johanna-Koenig-Preis, den u. a. Johannes Bobrowski, Heinz Piontek oder Gerhard Amannshäuser erhalten haben.

*Treuer Freund und Verwalter der Interessen für andere ist er auch. Lebenslänglich*, so heißt die bei Stiasny 1966 erschienene Schrift, die Tauschinski einleitet und für Marlen Haushofer auswählt. Das klingt nach Verbundenheit. Haushofer lernt ihn im literarischen Kreis um Hans Weigel kennen, er wird ihr Vertrauter, den sie als Nachlassverwalter bestimmt, von dem sie sich menschlich und fachlich verstanden fühlt. „Ein freundlicher, netter Mensch, sehr fein mit gewählter Sprache. Meine Mutter war mit seiner zweiten Frau befreundet, zu meinem Vater gab es keine Verbindung“ – so beschreibt mir Haushofers Sohn Manfred den Freund und Wegbegleiter seiner Mutter bei einem Gespräch am 28. März 2023.

*Helene Lahr* ist bereits zu Zeiten Alma Johanna Koenigs eine gute Freundin. Er verkündet, einen kleinen Band mit dem Nachlass von Helene Lahr veröffentlicht zu haben und bezeichnet sie als Autorin, die in der Öffentlichkeit noch fast unbekannt ist, aber in Fachkreisen hochgeschätzt wird.

Auch der Literat Alfred Grünewald wird von Tauschinski beraten: Unter anderem wird seine Gedichtanthologie *Klage des Minos* 1969 im Bergland-Verlag von Tauschinski eingeleitet und zusammengestellt. Stanisław Jerzy Lec, 1947 bis 1950 Presseattaché in der polnischen Militärmission in Wien, wird von Tauschinski übersetzt (z. B. der Band *Über Brücken schreitend*, Wien 1950), die beiden verbindet eine beständige Freundschaft.

„*Der Chronist im Hintergrund*“, so nennt ihn Evelyne Polt-Heinzl: Ihm ist mehr an der Aufarbeitung von Vergangenheit als an der Inszenierung der eigenen Persönlichkeit gelegen. *Der Eisstoß. Erzählungen aus den sieben verlorenen Jahren Österreichs* (Jungbrunnen, 1972, mehrere Neuauflagen) versammelt Texte herausragender österreichischer Autorinnen und Autoren zu Faschismus und Verfolgung. Das Buch enthält nur seinen Namen als Herausgeber, nicht einmal ein Vorwort gibt es, und als Autor tritt er unter einem Pseudonym auf.

Unter Tauschinskis Werken finden sich viele Geschichtensammlungen, darunter der Bildband *Zwischen Wienfluss und Alserbach: Mariahilf, Neubau, Josefstadt* (Jugend und Volk, 1968) sowie *Der Spiegel im Brunnen: alte Geschichten, erzählt von denen, die sie erlebt haben* (Jungbrunnen, 1985) und *Der Jüngling im Baumstamm* (Jugend und Volk, 1969).

*Einer, der überall anpackt.* Tauschinski ist Vizepräsident des Österreichischen Schriftstellerverbands, Vorstandsmitglied des Österreichischen PEN-Clubs und der Österreichisch-Polnischen Gesellschaft gewesen. Sein Engagement entfaltete sich auch in der „Aktion gegen den Antisemitismus“, wo er unter Verbandpräsident Prof. Carry Hauser als Mitglied aufscheint. Er widmet der Jury für Stipendien für junge Schriftsteller im Auftrag des Ministeriums für Unterricht und Kunst viel Zeit.

*Ein Träger bedeutender Auszeichnungen:* Die Aufzählung wirft nur Blitzlichter auf seine Würdigungen: Anerkennungspreis im Rahmen des österreichischen Staatspreises (1952), Preis der Stadt Kapfenberg (1953), Preis der Kurt-Desch-Stiftung (1953), Preis des Theodor-Körner-Stiftungsfonds (1955), Prämierung im Rahmen des Deutschen Jugendbuchpreises (1956), Förderungspreis der Stadt Wien (1957), Österreichischer Staatspreis für Jugendliteratur (1957), Preis der Theodor-Körner-Stiftung (1961), Jugendpreis der Stadt Wien (1962), Österreichischer Staatspreis für Jugendliteratur (1962), Kinderbuchpreis der Stadt Wien (1969), Österreichischer Staatspreis für Kinderliteratur (1969–70), Übersetzerpreis im Rahmen des Österreichischen Staatspreises für Jugendliteratur

(1971), Verdienstorden für die polnische Kultur (1971), die oben erwähnte Auszeichnung des Polnischen Zentrums der Europäischen Kulturvereinigung (Société Européen de culture, Centre Polonais, 1977), Verdienstkreuz für Wissenschaft und Kunst I. Klasse (1979), Certificate of Honour for Outstanding Translations in the Field of Childrens Literature (1980).

*Einer, der wiederentdeckt werden sollte:* „Seine Bücher sind kaum noch erhältlich, würden aber eine Neulektüre verdienen“, schreibt Evelyne Polt-Heinzl *Der Chronist im Hintergrund* vor neun Jahren. Ihr ist es gelungen, *Talmi* in der Edition Atelier herauszubringen. „Lang hatte man das Gefühl, die Bücher der ersten zehn, 15 Jahre nach dem Krieg bleiben verschwunden. Das ändert sich jetzt wieder“, so zitiert Peter Pisa Gerhard Ruiss von der IG Autoren. Ruiss hat die Rechte am Gesamtwerk Oskar Jan Tauschinskis übertragen bekommen.

Ist also Schreiben unsinniges Erbsen-Werfen? Es verlangt immerhin das Hinschauen und das Dokumentieren und es ermöglicht den Blick auf das Zeitlose. Tauschinskis 30. Todestag könnte Anlass zum Erinnern, Wieder-Lesen und Neu-Lesen sein.

*Dank an Barbara Burkhardt, Gerhard Falschlehner, Manfred Haushofer, Krzysztof Kuczyński und Alois Woldan, die dazu beigetragen haben, dass der Text in der vorliegenden Form verfasst werden konnte.*

*Der Neue Mahnruf, Zeitschrift für Freiheit, Recht und Demokratie. Hg.: Bundesverband Österreichischer Widerstandskämpfer und Oper des Faschismus (KZ-Verband) 27. Jahrgang, Heft 12, Dezember 1974, S. 8.*

*Kropatsch, Otawald: Tauschinski, Oskar Jan. In: Doderer, Lexikon der Kinder- und Jugendliteratur, Beltz, Weinheim, 1984, S. 513*  
*Kuczyński, Krzysztof A.: Oskara Jana Tauschinskigo misja artystyczna i polonofilska. In: Studia Niemcoznawcze / Studien zur Deutschkunde, Uniwersytet Warszawski / Universität Warschau 2021, Tom / Band LXXV, S. 7 – 24*

*Leiter, Helmut: Oskar Jan Tauschinski, Wien 1984. Graue Literatur, zur Verfügung gestellt vom Österr. Institut für Jugendliteraturforschung und ebendort aufliegend.*  
*Pisa, Peter: Zwei vergessene Schriftsteller brauchen Fürsprache. „Alma Johanna Koenig, ihr Lebensgefährte Oskar Jan Tauschinski und sein wiederentdeckter Roman ‚Talmi‘.“ („Zwei vergessene Schriftsteller brauchen Fürsprache“ | kurier.at) In: Kurier, 5. Dezember 2019. Online: <https://kurier.at/kultur/buch/zwei-vergessenen-schriftsteller-brauchen-fuersprache/400694027> Abgerufen: 2020 04 07.*

*Polt-Heinzl, Evelyne: Oskar Jan Tauschinski. Der Chronist im Hintergrund. In: Wiener Zeitung, 7. Juni 2014. Online: [https://www.wienerzeitung.at/nachrichten/kultur/literatur/635643-Der-Chronist-im-Hintergrund.html?em\\_no\\_split=1](https://www.wienerzeitung.at/nachrichten/kultur/literatur/635643-Der-Chronist-im-Hintergrund.html?em_no_split=1) Abgerufen: 2020 04 07.*

*Polt-Heinzl Evelyne: Das Vermächtnis der Alma Johanna Koenig. In: Der literarische Zaunkönig. Zeitschrift der Erika-Mitterer-Gesellschaft. Nr. 3/2004, S. 15-17.*

*Tauschinski, Oskar Jan: Die neue Phase in Marlen Haushofers Prosa. In: Literatur und Kritik. Österreichische Monatsschrift, H. 47/48 Juli/August 1970, S. 483-488.*

# REZENSIONEN

**Johannes Diethart**

## **HALT RUHIG DEN KOPF HIN, SOLANGE ES NICHT DEIN EIGENER IST**

**Neue Aphorismen**

**Österreichisches Literaturforum, Weißenkirchen 2022, 80 Seiten**

**ISBN 978-3-902760-22-7**

Johannes Diethart nimmt sich in seinem jüngsten Aphorismenband nichts Geringeres vor, als das menschermüdete Habitat Erde samt deren Huckepack-Übevölkerung zu entkernen. Die Samen, die dabei aus der großen Weltfrucht anfallen, sind die tatheisenden Keimträger aller existenziellen Widersprüchlichkeiten. Sie geben sich archaisch, unzählbar und anarchisch und erfahren ihren geformten Reflex im weltbewanderten, historisch erfahrenen Auge des Johannes Diethart.

Kann jemand den folgenden „Punktlandungen“ widersprechen? „Es geht uns gut und immer besser. Und trotzdem steht es schlecht um uns ... Der Mensch ist ein endliches Wesen mit unendlichen Ansprüchen ... Die Zukunft bringt uns nur das, was wir selber aus ihr machen ... Der lauteste Aufschrei von allen: Schweigen ... Manchmal kommt es mir vor, als stünd' ich vor dem Totenbett meiner Zeit ... Die Welt ist voller guter Menschen, die schlimme Sachen machen ... Mit dem „Gendern“ befassen sich die falschen Leute, die zwar von Ideologie nur so strotzen, aber mit der Sprache auf Kriegsfuß stehn ... Die Toten haben es gut. Sie haben es fast überstanden. Es steht Ihnen nur noch die Auferstehung bevor ... Nur keine Angst: Jede Generation macht ihre eigenen Fehler. Und die alten dazu ... Die Lieblingsbeschäftigung der Fundamentalisten ist die Abschaffung des Denkens.“

Mit diesen beispielhaften, knapp und (scheinbar) kühl formulierten „Bedenklichkeiten“, diesen Konzentraten einer täglich komplexer werdenden Welt, stellt Aphoristiker Diethart auf beklemmende Weise dar, wie unser kollektives Tun (Nicht-Tun!) durch Fatalismus und Verblendung unseren reich assortierten Planeten aus menschlichem Generalsversagen längst auf Schlingerkurs gebracht hat. Johannes Diethart kennt als Byzantinist die Psyche der Menschen sozusagen seit 2000 Jahren: faktenuntermauert und illusionsfrei! Kennt ihre anhaltende nackte Kreatürlichkeit und biologische Fragilität, ihre schwankenden Befindlichkeiten im „Räderwerk“ der Hormone und Neurotransmitter. Ein bergender göttlicher Spielleiter ist auch aus Dietharts Weltsicht längst entschwunden – vielleicht ist darin die Wurzel dafür zu finden, dass der Autor den Leser/innen, die er mit seinem oft anklingenden feinen Humor aufrüstet, das Gefühl zu vermitteln weiß, mit ihm in zupackender „fraternité“ – der Zeiger der Welt-Uhr ist weit vorgeschritten – nicht nur anklagen, sondern auch noch eingreifen zu können?

*Gottfried Pixner*

**Johannes Diethart**

## **DER MISSIONAR DES TODES UND WEITERE SKURRILE TEXTE**

**Kurzgeschichten**

**Österreichisches Literaturforum, Weißenkirchen 2022, 103 Seiten**

**ISBN 978-3-902760-21-0**

Wollen wir mit einem kleinen Textzitat beginnen, das Neugierde weckt und zudem Johannes Dietharts epische Raffinesse in wenigen Zeilen aufblitzen lässt (es ist der Beginn der Erzählung *Es lebe die Kunst*): „Eine Putzfrau mittleren Alters mit brünetten Haaren, einem annehmbaren Gesicht und Körperbau sowie einem karierten Kopftuch fand in einem Saal des Kunsthistorischen Museums in Wien einen Mann ebenfalls mittleren Alters in einem dunklen Anzug, weißem Hemd und dunkler Krawatte, der sich in der Nacht offenbar aufgehängt hatte. Sie erschrak zuerst furchtbar bzw. saumäßig, hielt aber dann die ganze Chose für

eine gelungene Installation und ging weiter ihrer gewohnten Tätigkeit als Putzfrau nach.“

In diesen knappen Zeilen offenbart der Autor seine erzählerischen Meriten sowie seinen Hang zu latenter Hintergründigkeit; seine erklärte Liebe zu offensichtlich surrealen Handlungsverknüpfungen und versteckten ironisch-tadelnden Bezügen etwa zur nervenden Endlos-Mode der Kriminalschriftstellerei! Wenn manche Passagen von Dietharts Erzählungen auch anfänglich als „schrill“ erscheinen mögen, so kommt der Leser / die Leserin bald hinter des Autors Schliche: Unser Mann griff hier zur Bluttintenfeder, um die ausufernde Manie vieler Autoren (ja, bei den Damen gibt es auch schon solche – leider!), Brutalität und Zynismus auszubreiten, persiflierend in die Schranken zu weisen. Zwei heilsame Ingredienzien nehmen in den Texten des „Missionars“ mit Fahrt auf: Eine stets überraschende Fantasie, die zwischen Wirklichkeit und Fiktion vagabundiert und den verunsicherten Lesekonsumenten eine Pinocchionase deutet, sowie die vielen erfrischenden Dialekteinschübe aus heimischen Mundarten, von denen, so steht zu hoffen!, nicht wenige durch Dietharts Liebe zu Dialekten wieder festere Verankerung gewinnen könnten. Als Spiegel von Dietharts Lebensetappen finden sich in seinen Erzählungen vor allem steirische und ostösterreichische Ausdrücke. Der Autor wurde in der Obersteiermark geboren und fand seinen späteren Lebensmittelpunkt in Ostösterreich, darunter in der unvergleichlichen Wachau, die in seinen Kurzgeschichten auch ihre gebührende Beachtung findet. Diethart ist überdies ein Meister der Dialoge – ein Dramolett (*Laß mich endlich!*) findet sich beispielsweise unter den hier abgedruckten Texten – und der Fähigkeit, seine Geschichten in zwingender Atmosphäre abrollen zu lassen und zugleich den Protagonisten Authentizität zu verleihen. Willkommen in Doktor Dietharts Panoptikum der kleinen, feinen abgründigen Welt!

Ein Lob gilt es noch auszusprechen für Gunborg Wageneders Covergrafiken der beiden Werke, die dem latenten Leser Lust verschaffen, diese in näheren Augenschein zu nehmen.

*Gottfried Pixner*

**Heimito von Doderer**

**WER SICH IN FAMILIE BEGIBT ...**

**Briefe an Astri und Hans von Stummer**

**Herausgegeben von Claudia Girardi und Gerald Sommer**

**Kral Verlag, Berndorf 2022, 320 Seiten**

**ISBN 978-3-99103-071-3**

Ein Buch zwischen wissenschaftlichem Anspruch und unterhaltsamer Lektüre changierend, wohl von den Herausgebenden – tät Doderer jetzt rotieren oder schmunzeln ob der Genderei ... – so intendiert, ist die Lektüre gleichermaßen eine Fortbildung für Germanistikstudenten\*innen wie Lesevergnügen für Literaturaffine.

Claudia Girardi und Gerald Sommer haben für ihren Sonderband 7 der Schriftenreihe der Heimito-von-Doderer-Gesellschaft mit dem Kral Verlag den idealen Verlag gefunden, so wohlfeil – die Wortwahl müsste dem Doderer jetzt gefallen – ist das Buch gestaltet: Hardcover, reich bebildert mit den Briefen, um sich von Doderers Schrift ein umfassendes Bild machen zu können, mit Fotos, mit Post- und Ansichtskarten, mit kleinen Zeichnungen von Doderer, mit Lesebändchen, Kommentar und Namenregister.

Astri und Hans von Stummer waren die Schwester und der Schwager Heimito von Doderers. Es ist der Enkelin Astri Stummers zu verdanken, dass die Briefe, die in einem Kasten auf dem Riegelhof, dem Landhaus der Familie im Raxgebiet, aufbewahrt worden waren, 2016 zur Edierung freigegeben wurden.

Zitate aus dem 44. Brief vom 1. Dezember 1948 mögen als Appetithappen dienen, um Leselust zu wecken:

„Mein süßer Uhu! Ich dank' Dir innigst für das Schweinscarré, Zwiebeln und Petersil! ... Ich bin deprimiert. C.H.Beck in München und die Luckermann keppeln sich um die „Strudelhofstiege“, ... Ohne Einkommen kein Auskommen.“

Essen gehört zu den basalen Grundbedürfnissen, das Geld gehört da auch dazu, während die Kulturbedürfnisse wie Bildung, kreativer

Ausdruck, Ästhetik erst danach kommen. Das zeigen Doderers Briefe an seine Schwester in vielfachen Variationen. Interessant sind auch die Kosenamen, die er seiner Schwester gibt, die vielen Austriazismen, die umgangssprachlichen Redewendungen, die der Schriftsteller im Privaten verwendet. Zeitgeschichtlich würde man sich mehr erwarten, aber da ist Doderer wenig „gesprächig“, wie die Korrespondenz aus 35 Jahren zwischen September 1931 und Juni 1966 zeigt. Und trotzdem sind die Briefe höchst historisch, führen mitten ins Österreichertum, ins Bildungsbürgertum adeligen Gepräges. Es geht also in den Briefen doch nicht nur um „das Xelchte“, um eine Füllfeder vom Weidler am Graben 26 in Wien (das Geschäft gibt es übrigens noch), ein „bei den Bauern herumgefressen“, sondern um österreichische Kulturgeschichte aus den Federn eines Dichters – Doderer benützte mehrere Füllfedern mit den Tintenfüllungen blau, schwarz, rot und grün. Wer Zeitgeschichte und Literatur aus der Familienperspektive eines bedeutenden österreichischen Schriftstellers in Form einer Melange, aber ohne Zucker, um beim Kulinarischen wieder anzudocken, genießen will, soll sich das Buch besorgen.

Im 157. Brief an Hans v. Stummer vom 5. Jänner 1961 beschreibt Doderer übrigens die Sichtung eines Ufos, fügt sogar eine Skizze des unbekanntes Flugobjektes hinzu. Das Buch bietet Amüsement und Bildung in Reinkultur.

*Doris Kloimstein*

**Etela Farkašová**

**Es ist geschehen**

**Übersetzt aus dem Slowakischen von Christel Spanik**

**Anthea Verlag, Berlin 2022, 148 Seiten**

**ISBN 978-3-89998-398-2**

Wir alle sind umgeben von Tod und Sterben, untrennbar verbunden mit diesem Thema und mit der Allgegenwart von Schmerz, mehr oder weniger verborgenen Leiden und irgendwann real sich ankündendem

Tod. Der eigenen Ohnmacht ist einer sich bald bewusst. Im familiären Bereich gibt man sich in solcher Lage gerne bedeckt. Betrifft es Familienangehörige, zeigt man sich stark, optimistisch, notwendigerweise; meist aber stumm. Das Thema weckt Angst und wird deshalb oft als Tabu betrachtet. Innerhalb literarischer Arbeiten gilt es als mutig, sich diesem Thema zu stellen.

Etela Farkašová's Werk *Es ist geschehen* gilt als Besonderheit. Die längst auch im deutschen Sprachraum bekannte Philosophin aus Bratislava, vielbewunderte Verfasserin von mehr als 30 anspruchsvollen und doch zugleich gut lesbaren, lebensnahen Werken mitmenschlicher Thematik mit klar dargestellten realen Inhalten ohne Ablenkung auf beschönigende Ebenen, beschreibt im vorliegenden Band Tod und Sterben aus der Perspektive einer Tochter-Mutter-Beziehung und erzählt in berührender Ichform, mit der sich der Leser gut ansprechen und auch erreichen lässt. Dieses Thema geht jeden an, niemand ist unempfindlich gegen den Tod, der uns alle betrifft.

Innerhalb einer mehrköpfigen Familie und eines äußerst anspruchsvollen Berufs versorgt die Protagonistin ihre todkranke Mutter, pflegt sie liebevoll und versucht auch deren innerer Welt möglichst nahe zu sein, ihre Erinnerungen und Gedanken zu verstehen, und bleibt so lebenslang innig mit ihr verbunden. Im Gespräch durchwandern die beiden viele Jahrzehnte. Dennoch erfährt die Tochter immer noch Neues, während sie für die Leidende sorgt, sie umfassend pflegt und mit der nötigen Nahrung versorgt, schwierige Hilfsdienste verrichtet, mitfühlt, mitleidet und zwischendurch in kleinen Details, in bewegenden Notizen festhält, immer bemüht um tieferes Verständnis. „Ich muss mir den Tod von der Seele schreiben, wie ich es sonst mit dem Leben tue.“ Ein kleiner Einblick in diese Aufzeichnungen: „Mutters Einsamkeit kann ich heute noch als eine scharfe Klinge nachfühlen.“ Sie selbst hegt Zweifel, „ob ich etwas vom Leben wissen kann, wenn ich nichts von seinem Gegenteil weiß, ja, eigentlich weiß ich nicht einmal, ob der Tod das Gegenteil vom Leben ist, oder ist er nur dessen Ergänzung? Des- sen Höhepunkt oder Fortsetzung? Ist er eine Umwandlung des Lebens

in eine andere Form, in eine nicht zu benennende, nicht vorstellbare, jedenfalls ungewisse Form?“

Wann immer die Tochter ins Zimmer der Kranken tritt, ihr beim Essen hilft, weil diese das braucht, kehren alte Unsicherheiten zurück, „überrascht mich dieses Weinen, wie wenig weiß ich doch von ihr“. Natürlich will sie die Todkranke jeder nur möglichen medizinischen Hilfe teilhaftig werden lassen. Krankentransporte, Ambulanzen, Spitäler, überfüllte Wartesäle. Die Mutter hat Schmerzen, die Tochter leidet mit ihr. Erschütternde Seelenbilder: „Ich berühre vorsichtig ihren Bauch, als wollte ich in die Zeit zurückkehren, als hier mein Raum, mein Zufluchtsort war, unter der faltigen Haut.“ Und weiters: „Nicht selten beschäftige ich mich vor dem Einschlafen mit der Frage, ob ich wohl den Drang hätte, über ihr Leben zu schreiben, (...) wenn nicht dieses langsame, geheimnisvoll verhüllte Übergehen vom Sein zum Nichtsein vonstattengehe, eine Wandlung, die zum Bestandteil meines Alltags geworden ist, die mich jedoch auch in einer seltsamen, bisher nie gekannten Weise von ihr entfernt, mich in ein Unbekanntes hinüberträgt, mit dem ich gewissermaßen meine eigene Existenz übersteige.“ Und schließlich: „(...) dieses fast ekstatische Gefühl, der Grenze nahe zu sein, verblasst nur allmählich (...)“

Den Leser solcher Zeilen ergreift immer wieder die Dringlichkeit dieser Thematik, die in ähnlichen Situationen ja auch ihm aufgegeben ist oder sein könnte. Denn wir sind alle, wo wir Familie sind, einander nah, eng verbunden und mit Familienaufgaben konfrontiert.

„Philosophieren heißt sterben lernen.“ Etela Farkašová führt mit dem vorliegenden Buch an den bereits anfangs erwähnten Satz heran und lässt ihren Leser auch seine eigenen Aufgaben in Familie und Gesellschaft klarer erkennen. Im Spiegel, den die Philosophin sehr behutsam ihm vor die Augen stellt, wird er vielleicht sich selbst befragen und mit seiner Antwort, wenn er guten Willens ist, auch bestehen.

*Rosemarie Schullak*

**Etela Farkašová**

## **Die Rettung der Welt nach G.**

**Anthea Verlag, Berlin 2022, 253 Seiten**

**ISBN 978-3-89998-388-3**

G. hat eine Mission: Sie muss die Welt retten. Wie sie dabei vorgeht, erzählt Etela Farkašová aus G.s Perspektive. So erfahren wir, dass G. eine nicht mehr ganz junge Frau ist, die ihren Tagesablauf streng geregelt hat. Vor allem Putzen und die abendlichen Eintragungen in ihre Geheimhefte nehmen viel Zeit ein. G. war nicht immer so strikt, die Verhaltensmuster haben sich mit der Zeit verstärkt. Sie besuchte das Gymnasium, begann sogar ein Studium. Auffällig wurde sie erstmals, als sie in der Bibliothek, in der ihre Mutter arbeitete und in der sie nach der Schule Aufgaben machen durfte, die Bücher der Größe nach ordnete und überhaupt nicht einsah, was daran nicht sinnvoll sein sollte. Freundinnen im herkömmlichen Sinn hatte sie keine, es gab aber Mädchen, mit denen sie gemeinsam lernte, sogar manchmal ins Kino ging, tiefere Beziehungen entwickelte sie allerdings nie, von Liebesbeziehungen ganz zu schweigen. Die Studienrichtungen Mathematik und Physik wählte sie, weil es exakte Wissenschaften sind. Sie gab das Studium allerdings auf, als sie erfuhr, dass auch die Physik die Welt nicht restlos erklären kann. Der Tod ihres Vaters, der bei einem Flugzeugabsturz umkommt, trifft sie sehr hart. Nun lebt sie mit ihrer Mutter in einem Häuschen am Stadtrand, achtet darauf, dass nichts und niemand die selbstaufgelegte Ordnung stört, weil Veränderungen sie aus der Bahn werfen, und arbeitet an ihrem großen Buch. Und dann kommt die Pandemie. G.s Lebensstil kommen die Hygiene- und Absonderungsregeln sogar entgegen, nur die Ungewissheit über das Virus beunruhigt sie. Doch eines Nachts träumt sie die Lösung aller Probleme.

Der Verlag hat – erstaunlicherweise – keine Genrebezeichnung auf den Buchumschlag gedruckt, und das trifft das Wesen dieses Texts. Es gibt keinen herkömmlichen Spannungsaufbau, trotzdem wird man vom Sog der Sprache mitgezogen. Die Ereignisse werden aus der Perspektive

der Protagonistin, die offenbar eine autistische Persönlichkeit entwickelt hat, erlebbar. Die Sprache ist vordergründig einfach, erreicht aber genau dadurch hohe Suggestivkraft. Nur das Ende ist etwas unbefriedigend, beeinträchtigt das Leseerlebnis aber kaum.

Elena Ehrgangová's Übersetzung aus dem Slowakischen ist sehr gut gelungen, das Lektorat hat nur ein paar kleine Holprigkeiten übersehen. Auf jeden Fall eine große Leseempfehlung!

*Sascha Wittmann*

**Christl Greller**

## **berichte von der innenfront**

**Gedichte. Mit Grafiken von Traute Molik-Riemer**

**edition lex liszt 12, Oberwart 2022, 111 Seiten**

**ISBN 978-3-99016-224-8**

Assonanzen, Anakoluthe, Alliterationen und aufgetrennte Satzgebilde dominieren die Sprache dieses empfehlenswerten Lyrikbands. Fast alle Gedichte werden syntaktisch über die eigenwillige Verwendung der Konjunktion „und“ wie durch Webfäden miteinander verbunden. Das verbindende Wörtchen knüpft an Ellipsen an und trägt sie zu neuen Ansätzen hin, dient dann wieder als Füllwort und wird sogar einmal als Klangkörper für lautes Brausen in Großbuchstaben gedruckt: „brausen der thermik, die / feuer antreibt UND dadurch entsteht“ (*entzündung*, S. 68).

Einzelne Gedichte berühren besonders, wie jenes über den Umgang mit Außenseitern in der modernen Berufswelt: „hab nicht gewusst, dass der tod. / und kann er schon da sein, wenn / jemand noch lebt / und umgeht, / atmet, isst. / dennoch lebt nicht mehr, / trotz dem. / und kann man nicht abschied nehmen, / weil noch da. / dead man, walking.“ (*dead man, walking*, S. 76)

Aus noch zarteren Bildern und Tönen, deren Stakkato an Haikus erinnert, webt Christl Greller lyrische Teppiche. Dann wieder von Tonsilben verzaubert, gewinnt man den Eindruck, ein Instrument erklingen

zu hören. Man fragt sich, welches es sein kann. Und tatsächlich wird dieser Eindruck bestätigt: Es sind die Saiten der Koto, die in den Vokalen der Autorin schwingen, erfährt man: „als zupfe an den schaumkronen / die koto“ (*music for zen-meditation II*, S. 56), und es ist das Stakkato der Rohrflöte, das dem prägnanten, vorwärts drängenden Rhythmus ihres Sprachduktus unterlegt ist, als würde sie die Silben zählen, wenn sie redigierend verknappt: „bambusflöte und hohl klingt in sanften tönen“ (*in sanften tönen*, S. 56). Themen des flüchtigen Augenblicks, der Vergänglichkeit, ziehen sich wie windbewegte Nebelfetzen durch das federleichte Büchlein, und doch reichen die meisten Texte über den Charakter von Naturstudien hinaus und finden in überraschenden, aber auch kritischen Pointen den Abschluss, wie am Ende ihres letzten Beitrags, einem zu Frühlingsbeginn gerade noch rechtzeitig ins Buch gerutschten Ukrainekrieg-Gedicht: „(...) muss man ihm gleich zeigen, / wo hingehört, wer / der herr ist. / hingeschlagen, bis kapiert. / wie unter brüdern üblich. / modell: kain und abel / zitat: krieg läuft nach plan.“ (*sondereinsatz*, S. 111)

Man glaubt, in einem Gedichtband des Japonismus angekommen zu sein, und doch bleiben die Worte nicht in schematischen Versstrukturen verfangen, die Silbenzahlen takten unregelmäßig, und die Strophen zählen ihre Zeilen unorthodox. In flüchtigen Andeutungen von Bildern dringt sachte die Reife langer Erfahrung der Autorin als Lyrikerin an die Oberfläche, sie schätzt japanische Literatur: Die monochromen Grafiken von Traute Molik-Riemer ähneln Abschnitten von Schriftrollen, ein Däumelinchen (*wundersames erbe*, S. 97) erinnert an das älteste japanische Märchen vom Bambussammler, Frauenklagen und die Vorgangsweise der Autorin, Zeilen eines Schiller-Gedichtes zu übernehmen, in ihren Text einzuweben und weiterzutreiben, erinnern an lyrisches Wechselspiel in den Kopfkissenbücher der kaiserlichen Hofdamen, und die Mondgedichte mit dem Hasen im Zentrum zitieren ein Monogatari und die Vorstellung der Japaner vom Hasen/Mann im Mond.

Und dennoch wird der japanische Einfluss in Zeiten beliebten Mochi-Konsums durch wienerische Eigenständigkeit überwunden, wenn

etwa die Autorin den Mond umkehren lässt, damit sein Licht ausfließt und sein kleines Herz sichtbar wird (*verse von meinem mond*, S. 44). Der engagierten Autorin bleibt zu wünschen übrig, dass ihr Gedichtband ins Japanische übersetzt wird! Sie wäre dort nicht der erste österreichische Bestseller, in dem „jedes Wort / von einem Hof umgeben ist / wie der Mond“. (*lichtflug*, S. 43)

Wolfgang Kauer

**Wolfgang Groiss**

## **Ein Halleluja aus Granit**

**Gedichte und Sinnsprüche**

**Ferdinand Berger & Söhne, Horn 2023, 94 Seiten**

**ISBN 978-3-99137-026-0**

„Wandlung“: Wem sagt dieses Wort noch etwas? Man spricht gerne und viel vom Wandel, nimmt Verwandlungen wahr und verwandelt sich selbst, doch die Wandlung ist aus unserem Sprach- und Vorstellungsschatz weitgehend verschwunden, aus unserem Alltag erst recht, zu sehr verweist dieser Begriff auf den Bereich des Sakralen. Wolfgang Groiss stellt ihn ins Zentrum seines neuen Buches: Ein Zyklus von 40 Gedichten – die Zahl ist wohl kein Zufall –, die meisten von ihnen aus zwei bis drei Strophen gebaut und durchgehend gereimt, bildet das Herzstück dieser Sammlung. Vierzig Mal umkreist der Autor darin, quer durch die Tage und Jahre, durch Zeiten der Freude und der Klage, der schweren Mühsal und der schönen Feier, ein Geheimnis, für das es keinen Namen gibt und über das man wohl nur in Gleichnissen reden kann. Folgerichtig schließt an diesen Zyklus ein weiterer, ebenso formstreng gebauter an, der die „Weisheit der Gleichnisse“ beschwört und besingt und die Sammlung abrundet.

Es gehört einiger Mut dazu, hier und heute einen solch hohen Ton anzustimmen, wie Wolfgang Groiss es in den vorliegenden beiden Zyklen unbeirrt tut; keinen geringeren Mut aber braucht es, sich völlig ohne Maske und Zierrat zur Ungewissheit des Lebens zu bekennen, wie dies in

einem anderen, einzeln stehenden Gedicht der Sammlung geschieht. Es trägt als Titel ein kleines, oft bemühtes, doch selten ernst genommenes Wörtchen: „Vielleicht“. Dieses Gedicht geht mir nahe, geht mir nach, und ich kehre immer wieder zu ihm zurück. Es ist ganz schlicht und gilt für uns alle, auf die eine oder andere Weise, auch wenn wir es nicht immer wahrhaben wollen:

„Ich weiss nicht, ob / ich morgen vollbringen / kann, was ich heute / nicht schaffen konnte: / Vielleicht bleibt das / wichtigste Werk ungetan ... / Vielleicht bleibt das / innigste Wort ungesagt ... / Vielleicht bleibt das / schönste Lied ungesungen ... / Vielleicht bleibt das / innigste Gebet ungesprochen ...“

Die Antwort, die der Autor gibt, ist Zuversicht, allen bohrenden Fragen zum Trotz, und atmet Gelassenheit: „Morgen werde ich es wissen. / Und ich werde morgen / ganz sicher / alles erneut versuchen ...“

Es bleibt Wolfgang Groiss zu wünschen, dass auf den vorliegenden Band noch viele weitere Versuche im Sinne dieses Gedichts folgen mögen.

*Christian Teissl*

**Mark Allen Klenk**

**Oh, das bin ja ich**

**Erzählungen über Sinn und Leben**

**edition pen LÖCKER, Wien 2022, 124 Seiten**

**ISBN 978-3-99098-118-4**

Rastlosigkeit, Abschied, Aufbruch und dazwischen: Trauer oder Triumph, je nachdem, welche Grenze überschritten wurde. Das sind die Themen, die sich durch Mark Allen Klenks Erzählband *Oh, das bin ja ich* (2022) ziehen und sowohl autobiografisches Material als auch fiktive Stoffe strukturieren. Ob wir dem Alter Ego des Autors zum ersten McDonald's-Restaurant auf russischem Boden folgen oder den Träumen eines Migrantenkindes, das die Grenze zwischen xenophobem Alltag und Fantasiewelt überschreitet: Immer steht im Textzentrum das Be-

wusstsein der Vergänglichkeit, die Ahnung der sich anbahnenden Veränderung. Und auch wenn Veränderung für Klenk nur selten ein Grund zur Trauer ist, so sind die emotionalen Färbungen seiner Texte komplex. Fast immer kann seinen Erzählungen ein positiver Grundton attestiert werden, der jedoch nie zu grellem Optimismus verflacht.

Ein besonders gelungenes Beispiel von emotionaler Komplexität ist die autobiografische Erzählung *Wanderlust und andere Geheimnisse*. Die Erzählung variiert den Topos des „Abschieds von der Jugend“ und zeigt den Protagonisten in einem nur scheinbar luxuriösen Dilemma. Das unbeschwerte Leben, das nicht nur seine Fortsetzung finden, sondern sogar in der „Verwirklichung des American Dreams“ (S. 40) münden könnte, wird von der Rastlosigkeit des Erzählers durchkreuzt. Er möchte nichts wie weg von „den Maisfeldern [s]eines Geburtsorts [...] im herrlichen, schönen Colorado“ (S. 44) und damit auch nichts wie weg von der begehrenswerten Anna, mit der er seit sechs Monaten eine Beziehung führt. Morgen wird er ihr sagen, dass die gemeinsame Zeit ein Ablaufdatum hat. Diese konfliktbelastete Szene spart die Erzählung jedoch aus. Stattdessen endet der Text mit einem Verweis auf Charles Baudelaires Gedicht *L'Etranger*, indem die vorbeiziehenden Wolken als Symbol der Heimatlosigkeit fungieren. In Klenks Erzählung betrachtet der Ich-Erzähler die „Wattebällchen-Wolken“, die sich für einen Moment in eine „Engelsschar“ (S. 47) zu verwandeln scheinen. Heimatlosigkeit, die bei Baudelaire Entfremdung bedeuten mag, wird bei Klenk etwas Positives, vielleicht sogar eine Verheißung, der es sich zu öffnen gilt – selbst wenn das einen Abschied bedeutet.

Meist bedient sich Klenk klarer narrativer Techniken. Die Geschichte werden in der Rückschau von einer handelnden Figur oder von einer anonymen Erzählinstanz erzählt. Die kurze Erzählung *Jakub und der Brief von Ana* verkompliziert allerdings diesen Befund. Hier wechseln sich beide Erzählperspektiven ab. Im Haus seiner Großmutter findet Jakob einen autobiografischen Bericht seiner Großmutter, der von einer Freundschaft zu einem Mädchen über die tschechoslowakisch-österreichische Grenze hinweg berichtet. Kaum dass Jakob den Bericht, der

den Großteil der Erzählung ausmacht, zu Ende gelesen hat, entdeckt er einen Jungen, der an der Stelle sitzt, wo vor Jahren die Freundin seiner Großmutter gesessen ist. Er winkt ihm zu, der Junge winkt zurück, und die Geschichte einer grenzüberschreitenden Freundschaft kann sich wiederholen, vielleicht sogar ad infinitum. Gekonnt setzt Klenk hier das (postmoderne) Stilmittel der *Mise en abyme* ein und lässt seine Erzählung der Erzählung in der Erzählung folgen. Doch alle technische Eleganz kann nicht übertünchen, dass es auch in *Jakub und der Brief von Ana* wieder eine Grenze ist, die das Leben der Figuren determiniert und die immer nur zeitweilig – etwa durch ein Winken – überwunden werden kann.

Klenk ist Amerikaner und lebt seit 1998 in Österreich. Er schreibt sowohl in deutscher als auch englischer Sprache. Der linguistische und kulturelle Transfer, der sich aus dieser Zweisprachigkeit ergibt, prägt Inhalt und Stil seiner Erzählungen – etwa wenn Leser:innen eingeladen werden, sich den Stausee am Horsetooth Reservoir in Colorado als geflutetes Kaltenleutgeben vorzustellen. Es sind diese Beobachtungen, die zusammen mit den Thematiken der Erzählungen zum Lesen und Nachdenken einladen. Und zum Abgleichen der eigenen Abschiede mit denen in *Oh, das bin ja ich*.

*Johannes Wally*

**Beatrix Kramlovsky**

**Frau in den Wellen**

**hanserblau, München 2022, 316 Seiten**

**ISBN 978-3-446-27479-2**

Ja, Joni – die Frau in den Wellen – führt ein bewegtes Leben, behände bewegt sie sich zwischen Städten und Kontinenten, zwischen Wien und Berlin, zwischen New York und Vejer de la Frontera, zwischen Europa und Kanada, zwischen Amerika und Asien.

Joni hat alles im Griff. In jeder Stadt gibt es einen guten Freund, der sie beherbergt – von Freund zu Freund, von Welle zu Welle –, sie fällt

weich. Es gibt verständnisvolle Freundinnen, darunter die Partnerinnen ihrer Freunde. Eifersucht existiert nicht.

Fast ein wenig unwahrscheinlich, so viel Glück.

Und auch die Familie spielt mit – der Ex-Mann, die Ex-Schwiegereltern, die beiden Kinder.

Joni verwirklicht sich auf dem internationalen Parkett, als Beraterin von Regierungen und Konzernleitungen, zu Themen wie Naturkatastrophen und Migration, zu Spätfolgen von politischen und wirtschaftlichen Entscheidungen. Sie stellt Teams mit hochrangigen Experten zusammen. Sie „schwimmt“ weit oben.

In Spanien lässt sie sich ein Steinhaus renovieren, in Kanada lässt sie sich am Okanagan Lake inmitten von Weingärten ein Haus hinstellen. Sie hat sich daran gewöhnt, wohlhabend zu sein. Das Haus am See – „out of the blue“ – ist der sichtbare Beleg ihres Erfolgs.

Joni ist eine ungewöhnliche Frau, ja; doch mit ihrem unbedingten Willen zu Selbstdurchsetzung und Selbstbestimmung macht sie es den Lesenden nicht gerade leicht, sie sympathisch zu finden. Einmal ist die Rede davon, sie sei bereit, den Preis zu zahlen für ihr unbändiges Streben nach Unabhängigkeit. Letztendlich ist es ihr Sohn, der einen höheren Preis zahlen wird als sie.

Joni wird ein neues Zuhause mit einem neuen Partner finden in ihrem Haus am See. Sie wird ihren Sohn dazuholen. Ein Happyend für alle?

Die Autorin versteht es, die Atmosphären der verschiedenen Städte und Landschaften – durch die Joni sich scheinbar mühelos bewegt – zu erfassen. So ist zum Beispiel ihr Leben als Diplomategattin im Ostberlin des Jahres 1989 äußerst authentisch mitzerleben. Auch die Schilderungen der kanadischen Landschaften, durch die Joni wandert, teils alleine, teils in Begleitung von Freunden, sind dergestalt, dass man gerne mitwandern möchte.

Allerdings gibt es auch, im Kontrast zur Coolness der Hauptdarstellerin, etliche emotional überbordende Vergleiche – „ersehnte Erfüllungen wie aufgehende Sonnen“ oder „blitzende Möglichkeiten, die Schmetterlingsflügeln gleichen“. Das kann man mögen oder auch nicht.

Ist Joni ein Modell? Sollte sie eines sein? Ist sie eine Aufforderung für Frau, sich über alle Konventionen hinwegzusetzen? Ist das die Intention des Romans? Ich bin mir darüber nicht schlüssig geworden. Bitte selbst lesen!

Die *Frau in den Wellen* ist es wert.

*Claudia Toller*

**Mario Andrea Rigoni**

## **Gespräche mit meinem Dämon**

**Gedichte. Übersetzt aus dem Italienischen von Franziska Raimund**

**edition pen LÖCKER, Wien 2022, 114 Seiten**

**ISBN 978-3-99098-125-2**

Franziska Raimund haben wir es zu verdanken, dass es diesen einzigartigen Gedichtband für eine deutsche Leserschaft gibt! Rigoni war Professor für italienische Literatur in Padua, Essayist, Kritiker, Autor, Übersetzer von E. M. Cioran, Kulturberichterstatter für „Il Corriere della Sera“ usw. Er verstarb am Tag der Beendigung dieser Übersetzung 2021 in Biadene di Montebelluna.

Er ist ein kritischer, mit sich selbst unzufriedener Dichter. Zitat S. 9: „Epitaph / Er hasste sich, er verachtete sich, aber er liebte und wurde geliebt: / dies war das Paradoxon seines Geschicks.“

In *Tierhaftigkeit* (S. 579) denkt er über die Taten nach, die wie Prankenhiebe sind und die Worte wie Gebrüll. Er beginnt: „Viele sagen mir, dass ich ihnen etwas / gegeben habe, manchen sogar sehr vielmehr. / Aber ich weiß, dass ich vielen auch Schmerzen / zugefügt habe, und dies ohne es zu wollen. / (...)“

Rigoni verteidigt sich, sein Leben, Lieben und Wirken genauso wie er Pontius Pilatus oder Caesar sich verteidigen lässt. Er ist Skeptiker und sieht im Skeptizismus die edelste und wahrhaftigste Philosophie. Er durchleuchtet das menschliche Leben und sieht, dass es vom Dämon grausam und spöttisch „geleert“ wird. Vielleicht war das Gedicht auf Seite 94 der Anlass für den Titel des Bandes.

Er sieht den Zerfall und das Verrotten. Und doch gibt es wieder Konstanten, sei es die kurze Verweildauer der Liebe, seien es die Bücher, sei es die Amsel, der Löwenzahn, der Berg. Jedenfalls ist der Berg einer, „der dich anschaut mit einem starren und heimlichen Blick von Dauer, / er überlebt Generationen und Jahrtausende, während deiner, beweglich und flüchtig, / nur eine kurze Zukunft hat“.

Und trotzdem ist die Welt Rigonis nicht düster, sie ist offen und nicht verstellt. Ein philosophisches, poetisches Werk, voll des Abwägens zwischen Täuschung und Wahrheit!

*Eva Riebler*

**Otto Hans Ressler**

## **Kardinal und Hure**

**Die Geschichte eines Gemäldes**

**Edition Splitter, Wien 2022, 256 Seiten**

**ISBN 978-3-950440478**

Bereits der Untertitel verrät, dass Otto Hans Resslers Roman die „Geschichte eines Gemäldes“ ist, das folgerichtig den Titel *Kardinal und Hure* trägt. Aber natürlich ist das auch und vor allem die Geschichte der Personen, die im Umfeld dieses Bildes agieren. Allen voran der Maler Edmund Schwarz, dessen Lebensgeschichte in vielen Details an die Biografie von Egon Schiele erinnert; sogar die Initialen sind gleich, und doch kann es sich nicht um Schiele selbst handeln, weil dann manches doch etwas abweicht und der berühmte Maler, ebenso wie Klimt und Kokoschka, im Buch zudem persönlich genannt wird. Auf der Buchdecke verrät der Autor immerhin: „Alles, was diese Geschichte erzählt, hat sich so – oder zumindest so ähnlich – ereignet.“ Fiktion also, eingebettet in ein reales Umfeld. Und dieses hat es in sich:

Die Zeichnungen und Gemälde des Malers Schwarz werden zeitlebens kaum geschätzt. Sie weichen von den am Beginn des 19. Jahrhunderts üblichen Strömungen, etwa des Impressionismus, radikal ab; Edmund Schwarz bricht mit der Kunstakademie und gründet gemeinsam

mit Gleichgesinnten eine Künstlergruppe in Wien, und er wird vom bereits anerkannten Gustav Klimt gefördert. Aufgrund vieler expliziter Darstellungen in seinen Werken muss sich der Maler vor Gericht wegen angeblicher Pornografie verantworten und ist wegen seiner Bilder und des Kommens und Gehens weiblicher und jugendlicher Aktmodelle in seinem Heimatort verpönt und angefeindet. (Man sieht also, die Parallelen zu Egon Schieles Leben sind auffällig; das betrifft auch Beschreibungen von Schwarz' Zeichnungen.)

Den Kern des Romans bildet exemplarisch die Geschichte des im Titel genannten Gemäldes, das anfänglich von einem jüdischen Kunstsammler gekauft wird, Dr. Viktor Obrowsky (dessen Lebensgeschichte wiederum an den Arzt und Kunstsammler Oskar Reichel erinnert, der eine ganz ähnliche Rolle für Egon Schiele spielte). Obrowsky muss seine gesamte Sammlung nach Hitlers Einmarsch in Österreich an einen skrupellosen Naziprofiteur zu einem Spottpreis abgeben, um irgendwie an etwas Geld zu kommen, mit dem er die Flucht seiner Kinder ins Ausland mitfinanziert. Er selbst kommt kurz darauf in einem Konzentrationslager um, ebenso wie seine Frau.

Das Buch erzählt die verschlungenen und nicht ganz astreinen Wege des Bildes in den Besitz des österreichischen Staates und die Bemühungen von Obrowskys Kindern, die Gemäldesammlung oder zumindest einen Teil davon wieder zurückerstattet zu bekommen. Auf den Plan tritt dann auch der aufstrebende Rechtsanwalt Ernst Friedrich Hammer, der geradezu darauf versessen ist, möglichst viele Werke von Edmund Schwarz zu sammeln. Er kauft auf, was nur geht, teilweise durchaus im Wissen um das Arisierungsunwesen der Nazis, und macht Edmund Schwarz durch seine Sammelwut und Ausstellungen, die er selbst organisiert, zu einem gefeierten Maler – und dessen Bilder sehr teuer. Die Lebensgeschichte von Hammer nimmt breiten Raum im Roman ein, zeigt die Gratwanderung zwischen Legalität und Illegalität, wobei jeweils mehrere Standpunkte betrachtet werden, und Leser\*innen erfahren, was die Sammelleidenschaft aus Ernst Hammer und seinem Leben macht.

Otto Hans Ressler geht es um das unlautere oder zumindest sehr fragwürdige Verhalten nicht nur von Einzelpersonen, sondern insbesondere der österreichischen Republik, welche nach dem Ende des Zweiten Weltkriegs die Abtretung oder den Verkauf vieler Gemälde und Zeichnungen weit unter ihrem Wert zu verantworten hat, die Werke in die österreichischen Museen eingliederte und sogar die Ausfuhr von eigentlich restituierten Bildern mit Hilfe entsprechender Gesetze zu verhindern wusste.

Otto Hans Ressler wurde 1948 in Knittelfeld geboren, war und ist leitender Mitarbeiter von Auktionshäusern, die sich auf zeitgenössische Kunst spezialisiert haben, und eben Schriftsteller, dessen Themen sich um Kunst und österreichische Geschichte drehen. Wie andere Bücher auch, profitiert *Kardinal und Hure* immens vom Fachwissen des Autors, und wir bekommen nicht nur eine spannende Geschichte zu lesen, sondern lernen dabei eine Menge über unser Land und seine Künstler\*innen. *Kardinal und Hure* erschien als broschiertes Buch in der Wiener Edition Splitter. An der hinteren Innenklappe des Buchdeckels befindet sich ein heraustrennbares Lesezeichen – eine tolle Idee für ein beeindruckendes Buch!

*Klaus Ebner*

**Eva Riebler**

**Weltblick**

**Texte und Grafiken**

**Verlagshaus Hernalds, Wien 2022, 120 Seiten**

**ISBN 978-3-903442-31-3**

Eva Riebler, aus Niederösterreich und vor allem St. Pölten nicht wegzudenkende quirlige Autorin, Malerin und Grafikerin sowie Literaturvermittlerin – Herausgeberin, Organisatorin von Veranstaltungen, Jugendliteratur-Wettbewerben, Schreibwerkstätten – legt nach zwei Publikationen in den späten 1990ern mit *Weltblick. Texte und Grafiken* nun ihr drittes Buch vor, in mehr als ansprechender Ausstattung (und

Ausführung!) vom Verlagshaus Hernalz ediert und mit Nachworten von Carl Aigner (zu den Bildern) und Elfriede Bruckmeier (zu den Gedichten) abgerundet.

Bei Eva Riebler steht nicht über jedem Text „Achtung! Hier kommt ein Gedicht ...“, denn sie kommen, Seite für Seite, selbstverständlich und ganz und gar ungekünstelt. Eine Auswahl an Titeln ihrer Gedichte beschreibt, worum es geht: um die *Weltsuppe*, in der sich so manches Haar finden lässt. *Frage, Überlegung, Einsicht, Illusion, Not, Fäuste und Feuer, ABC-Waffen, Die Welt sieht zu* etwa drehen sich um den Überfall von Putin-Russland auf die Ukraine, Krieg allgemein, um Pandemie und *Lockdown*, um Klimakatastrophe und *Nachhaltigkeit*, kurz um die Reflexion diverser, gegenwärtig verharmlosend genannter Krisen. Den inneren Widersprüchen folgend – „Ich suche nach dem Gleichgewicht / liebe jedoch das Ungleichgewicht“ – arbeitet sie auch bei den Texten durch Analysieren und Hinterfragen („Alles sorgfältig betrachten / umdrehen in Gedanken“) das Gegensätzliche heraus – „Die Pflicht aus der Lehre / Schlüsse zu ziehen / erledigt sich nicht mit / Augen zu und durch“ – und gelangt zum hilfreichen Schluss: „Die Liebe ... / Sie sollte Gesetz sein / Wer das Gesetz befolgt / hat alles verstanden“.

Auch die Natur hat viel Trostreiches zu bieten, nicht nur im Rückgriff auf die Kindheit („hohes Gras wird zu Erinnerung“), und bildet eine zweite Textgruppe – *Die Natur führt, Gleichgültige Natur* et cetera. *Mostbirnbaum* ist für mich eines ihrer schönsten Gedichte in diesem – so und so! – an Bildern reichen Band.

*Alle Farben!* Natürlich, hier kommt – in einer dritten, kleineren Textgruppe – die bildende Künstlerin zu Wort, entsprechend einer Selbstauskunft unter dem Titel *Ich sammle Farben* wieder geleitet von Selbstverständlichkeit und Frohsinn. Das macht glücklich ... Folgen Sie der Künstlerin in diese geglückte Text-Bild-Ausstellung zwischen zwei Buchdeckeln!

*Hannes Vyoral*

**Rosemarie Schulak**

## **Erzählungen**

**Delta X Verlag, Wien 2022, 170 Seiten**

**ISBN 978-3-903229-41-9**

Viele Geschichten sammelten sich fragmentarisch in Rosemarie Schulaks Notizbüchern im Lauf vieler Jahre an, einzelne Szenen und Bilder, weit Zurückliegendes, halb Verschüttetes und dennoch Unvergessliches, Träume und Traumen. Erinnerungen lebten auf. Dies alles verlangte nach Ergänzung und Gestaltung, wollte nicht sprachlos bleiben, wollte Erzählung werden, um sein Wesen zu klären und zu erklären – „denn die Seele will ja nicht irgendwohin, sie will bei sich sein, in Frieden und bleiben, da wo es gut ist, und ausruhen, ihrer Irrtümer müde“ –, bis die Autorin sich der Menge ihrer in Jahren gesammelten Notizen widmete und die Reise der Gedanken und Träume in Raum und Zeit antrat.

So wurden 21 Erzählungen in diesem Buch versammelt, und es ist kein roter Faden auszumachen, der sie verbindet und verknüpft. Und dennoch fügen sie sich trotz ihrer bunten Verschiedenheit in der Sehnsucht nach Harmonie, nach Verstehen und Verstandenwerden aneinander. Ein zärtlicher Ton, ein leidenschaftliches Bemühen, ein sanftes, präzises Ausleuchten verbindet sie. Und der Leser und die Leserin freuen sich nach jeder Erzählung auf die nächste, wohin sie diese wohl führen wird.

Es kann ein Ort der Kindheit sein, an den sich ein prägendes Erlebnis knüpft (*Augengrün. Der kleine punische Krieg*). Was man in frühen Jahren nicht benennen kann, weil es zu quälend war und lang quälend blieb, will endlich verstanden und erlöst werden (*Schwertlilien am Zaun*). Es kann ein Ort im späteren Leben sein, wo sich Seltsames zutrug, dessen erschütternde Wirkung sich dem logischen Denken entzieht (*Hinter Gittern*). Oder ein dramatisches Traumerlebnis aus tiefster Vergangenheit. Denn „was jahrtausendlang in den Zellen ruht, befreit sich ungefragt manchmal von selber. Warum es überhaupt so lang stumm blieb?“ Man

weiß es nicht (*Von Zeit und Traum*). Die fortdauernde stille Präsenz von längst vergangenen Ereignissen kann im alltäglichen Tun und Denken Schäden anrichten, ein Tagtraum, „nie ausgeträumt, nie zu Ende sein. Aber wer erzählt, erkennt seine Quellen im pulsenden Blut.“

Das Erzählen, das Sprechen ist wichtig, vom Wert gelungener Kommunikation ist bereits in Rosemarie Schulaks Vorwort die Rede. Die Erzählung *Ein Freund ist kein Fremder* handelt davon auf besondere, bezaubernde Weise. Von Liebe und inniger Nähe erfahren wir aus dem zärtlichen Gewisper und *Blätterrauschen* des zu Linde und Eiche verwandelten Paares Philemon und Baucis. Wir erfahren vieles über die Verletzlichkeit der Seele in diesen Geschichten, die manchmal dramatisch und dann wieder besinnlich, nachdenklich und ernst, voll von Wissen und manchmal auch humorvoll sind. Und immer voll Liebe für alles Lebendige. – Kann man das nicht Weisheit nennen?

*Elisabeth Schawerda*

**Michael Stradal**

## **Herr Antal bekommt Besuch**

**Kriminalnovelle aus Maria Enzersdorf/Südstadt**

**Edition Roesner, Maria Enzersdorf 2022, 188 Seiten**

**ISBN 978-3-9505217-6-4.**

Michael Stradals *Herr Antal bekommt Besuch* ist im Stil einer klassischen Kriminalnovelle geschrieben, ohne dabei anachronistisch zu wirken. Denn er stellt die Ermittlungsmethoden und -abläufe gut recherchiert in den Fokus seiner Hauptprotagonisten Hauptkommissar Schrempf und Kommissar Niko Novak. Anton Schrempf, der gerade in Maria Enzersdorf an einem Seminar teilnimmt, wird von seinem jungen Kollegen Novak über einen Mordfall informiert, der aber – da Schrempf ja steirischer Kriminalbeamter ist – natürlich nicht in sein Zuständigkeitsgebiet fällt.

Also nimmt er sich bei seinem Chef Urlaub, um seinen Kollegen Niko bei der Aufklärung des Mordes zu assistieren. Der vermögende Herr An-

tal wurde in seiner Wohnung durch zwei Messerstiche in den Rücken ermordet, und es gibt einige Verdächtige, die für den Mord in Frage kommen: seine Nichte und sein Neffe, die als Haupterben gelten, ein Freund, der sich um Antals finanzielle Belange kümmerte, eine Familie auf Leibrente, eine unerwartet auftauchende Tochter des Opfers und Gäste einer Feier.

So manches in der Kriminalnovelle erscheint undurchsichtig, aber Stradal bringt Schritt für Schritt durch Befragungen und Ermittlungen Klarheit in diesen Fall. Er verzichtet dabei gänzlich auf Gewalt, Rohheit und Respektlosigkeit, sondern setzt auf das Akribische und feine, erfahrene Kriminalistik. Dass der Fall am Ende geklärt wird und das Ergebnis mehr als überraschend ist, muss nicht extra erwähnt werden. *Herr Antal bekommt Besuch* ist ein dezenter regionaler Krimi, der sich neben dem Trend zu Lokalkrimis hingegen durch seinen Stil klar unterscheidet.

*Rudolf Kraus*

**Brigitte Stuibler**

**Herzschuss**

**Familiendramen um Klimt und Schiele**

**MyMorawa, Wien 2022, 284 Seiten**

**ISBN 978-3-99129-914-1**

Dieses Buch öffnet Türen! Wer einen Klimt oder Schiele in einem Museum betrachtet, der bewundert nicht nur Farbgebung, Bildaufbau und Maltechnik, sondern fragt sich vielleicht auch, wer die Abgebildeten wohl sind, in welcher Beziehung sie zum Maler standen und in welchem Haus oder über welchem Kamin das Bild wohl geangen sein mag. Wie in vielen Fällen, wenn beharrliche Fragen sich nicht mit einfachen Antworten zufriedengeben wollen, stellt sich nach kürzester Zeit heraus, dass alles irgendwie mit dem Nationalsozialismus zu tun hat. Das ist bei Kunstwerken genauso wie bei Firmen, bei Wohnungen wie bei Vil-

len. Wer den Teppich hebt, der findet die Leichen im Keller. Ein genauer Blick bringt Verbrechen zu Tage. Für Antworten auf diese stillen Fragen hat sich seit mehr als 25 Jahren im Falle der Kunst ein eigener Wissenschaftszweig entwickelt: die Provenienzforschung. Wer so gewichtige Werke wie jenes von Sophie Lillie über geraubte Kunstsammlungen angelesen und durchgeblättert hat, muss feststellen, dass sich auf jeder Seite mehr verbirgt als eine Geschichte, mehr als ein Film oder Roman.

Brigitte Stuibler zeigt, wie das solcherart Verborgene, Verdrängte und Vergessene erzählt werden kann. Ihr Buch rekonstruiert die Geschichte der miteinander verwandten Familien Pulitzer, Lederer und Munk aus der Perspektive verschiedener ihrer Mitglieder. Am Beginn dieser Spurensuche sitzt anno 1936 eine ungarische Gräfin, die eigentlich keine ist und Serena Lederer heißt, im Palais Trautson und lauscht bei einer Veranstaltung des Collegium Hungaricum dem Vortrag eines jungen Mädchens auf Ungarisch und Deutsch. Das Mädchen, das sein Lampenfieber erfolgreich bekämpft hat, ist niemand Geringerer als die Mutter der Autorin. Mit dieser Szene beginnt die Geschichte und bringt interessante Bezüge zu dem Mann, nach dem der Pulitzerpreis benannt ist, zur Freiheitsstatue in New York, zu Schloss Miramare und seinen Bewohnern und zur Malariainsel, die sich durch Paul Kupelwieser zum Ferienparadies der Brioni-Inseln entwickelt, und nicht zuletzt ins Wien vor dem Ersten Weltkrieg mit einer großbürgerlichen Gesellschaft, die in vollen Zügen ihrem Kunstgenuss frönt. Die Familie Lederer sammelte Klimt, förderte Schiele. Die Lebensgeschichten beider Künstler sind eng mit dieser Industriellenfamilie verbunden. Schiele versucht, den Sohn der Familie, Erich Lederer, davon zu überzeugen, sein künstlerisches Talent ernsthaft zu entwickeln, und Klimt wird Maria Munk mehrmals porträtieren. Maria oder Ria ist die schöne, reiche Tochter, die sich nach einer anderen Rolle als jener, verheiratet zu werden, sehnt und sich in Schwärmereien bezüglich einiger Wissenschaftler verliert. Nach enttäuschter Liebe zu dem weltreisenden Schriftsteller mit NS-Verbindungen Hanns Heinz Ewers wird sie mit einem Herzschuss ihrem Leben ein Ende bereiten. Die Mutter Aranka lässt Maria von Klimt auf dem Totenbett malen.

Der Roman öffnet nicht nur eine Tür, sondern in jedem Erinnerungsraum tun sich weitere Türen auf, manche führen ins Exil, andere in die Vernichtungslager der Nazis.

Um den Wahrheitsgehalt der Geschichte zu unterstreichen, sind die beschriebenen Gemälde wie auch die handelnden Personen abgebildet, selbst die kleine perlmutterbesetzte Pistole, was fast ein wenig zu viel des Guten ist. Dass die Briefstellen so großzügig, in Blöcken grau unterlegt, abgedruckt werden, mag jene, die auf ein geschlossenes, homogenes Erscheinungsbild eines literarischen Textes Wert legen, vielleicht stören, es erleichtert aber die Lesbarkeit.

Nach vollendeter Lektüre sind Besuche in der Sternwartestraße oder Bartensteinstraße, wo die Familien gewohnt haben, auf dem Döblinger Friedhof, in Bad Aussee oder im Belvedere, in Linz, in der Sezession mit dem Beethovenfries oder in der Neuen Galerie in New York mit Klimts Bild der Maria Munk zu empfehlen.

*Robert Streibel*

**Hannes Vyoral**

**ostinato**

**ein tagebuch**

**Verlagshaus Hernalds, Wien 2022, 130 Seiten**

**ISBN 978-3-903442-11-5**

*Ostinato*, ein neuer beeindruckender Gedichtband des in vielen Sparten aktiven und weithin bekannten Autors Hannes Vyoral, wurde verfasst „in stillen Stunden“, die der Autor so „schätzt“ (S. 64), gerichtet an Leserinnen und Leser, für die Gedichte noch Gewicht haben – auch wenn sie scheinbar schwerelos über „wörterwiesen“ hin tanzen oder sich unvermutet aufs „glatteis“ begeben. Es sind durchwegs farbige, einprägsam-atmosphärische Texte; Augenblicksaufnahmen, die den Verfasser so fesselten, dass er nun seine Leser daran teilhaben lässt.

Vyorals Umfeld, die ländliche, noch weitgehend unverbaute Natur, ist ihm wertvolle, unerschöpfliche Inspirationsquelle. Klug und liebevoll

werden die so entstandenen Texte zu einem berührenden Tagebuch gebündelt, die im Leser ihr Echo wachrufen. Es handelt sich zumeist um Impressionen aus dem Burgenland – insbesondere aus dem Seewinkel, siehe der Text *schmelztiegel seewinkel*: „die hitze hat etwas dunkles / bei so viel wasser in der luft ... / was du für seen hältst ... / sind bleichgrün-gelbe / weizenfelder, darüber grau / das himmelsblau ersetzt / und die entfernungen / verschmelzen lässt“ (S. 12).

Der Ablauf der Jahreszeiten spiegelt sich eindrucksvoll in den meist nicht allzu langen Gedichten wieder, die bisweilen an Haikus (doch ohne deren strikte Silbenvorgabe) denken lassen. Kurz und bündig zwar, doch kurz und gut, getragen von poetischer Kraft! Freilich bedarf es längerer genauer Beobachtung, um die „Seele“ dieser noch dörflichen Landschaft zu entdecken. Jeder neue Jahreszeitenzyklus bringt erstaunlich Wandelbares zum Vorschein und lässt so das Unfassbare hinter dem Fassbaren erahnen, mitschwingen.

Und nicht nur wie Hannes Vyoral, der wie in einem Kokon ruhend, seine Gedanken in die Welt aussendet, verwandelt sich auch der mitbeobachtende Leser und findet sich bald mitgetragen, mitgeformt, eingefügt in eine wohltuende tiefere Weltschau. Im Gedächtnis verbleiben sicher auch die einprägsamen Wortschöpfungen sowie der große Wortschatz des Autors: ein Buch zum Lesen – und Wiederlesen!

*Brigitte Pixner*

**Peter Paul Wiplinger**

**BLIAN UND VABLIAN**

**Dialektgedichte**

**Korrektur Verlag – P.E.N. Austria, Wien 2022, 210 Seiten**

**ISBN 978-3-9505341-1-5**

*Blian und Vablian* – mit diesem Titel hat mich der honorable Peter Paul Wiplinger sogleich lausbubenartig auf die falsche Fährte gelockt: zwei biblische Gestalten, die vielleicht in den Apokryphen zu finden sind, oder zwei Figuren aus der französischen Literatur des 15. Jahrhunderts?

Nichts dergleichen. Es genügt, den Titel halblaut auszusprechen, wer nicht auf diese Idee kommt, muss aber auch nicht lange warten. Schon im ersten Gedicht (S. 8), dem titelgebenden, wird das Rätsel gelöst: Es geht ums Blühen und Verblühen, in des Dichters Heimatdialekt, dem Haslacherischen, verfasst. Damit offenbart Peter Paul Wiplinger schon zu Beginn den ganzen Charme und Zauber, die unendliche Fantasie, die dem Dialektalen innewohnt.

Es gibt wenige Zeitgenosseninnen und -genossen, die diese Kunst der Dialektdichtung betreiben, und zwar dergestalt, dass das Werk auch Substanz hat und sich nicht im Humor erschöpft. Das ist dem H. C. Artmann gelungen zum Beispiel, auch Gerhard Rühm, Christine Nöstlinger, Rolf Schwendter, Manfred Chobot, Willi Resetarits, Gerhard Kofler oder Günter Brödl gehören genannt. Die Liste reicht bis zu Rudolf Kraus oder Karl Stirner mit seinen 73 Vierzeilern, den ich in dieser Reihe nicht unerwähnt lassen möchte.

Dass Peter Paul Wiplinger sein Handwerk beherrscht, muss man nicht erwähnen. Was jedoch erstaunt, ist die Leichtigkeit und Verspieltheit, mit der dieser Grandseigneur der deutschsprachigen Gegenwartsdichtung hier ans Werk geht. Wüsste man nicht, dass Wiplinger das Dialektale als publizierbares Arbeitsmaterial erst vor gar nicht allzu langer Zeit für sich entdeckt hat, man würde glauben, er hätte nie etwas anderes geschrieben. Die Lektüre vermittelt den Eindruck, er habe nun seine allerletzten Zwänge abgelegt und könne nun frei sprechen. Die Verschriftlichung des in Haslach gesprochenen Dialekts gelingt Wiplinger aufs Trefflichste, er versteht es, mit dem Hörbaren zu malen: Mit wenigen Pinselstrichen zaubert Wiplinger authentische Figuren und lebendige Landschaftsmotive ins Herz der Lesenden.

Schon das erste Gedicht verrät, worauf es dem Verfasser ankommt: „Und oiss hot oamoi a End: / mog sei so oda so; owa / so is's hoid im Lebm, / des endt jo a mit'n Tod.“ Unaufgeregt, mit spielerischer Leichtigkeit nähert sich Wiplinger den großen Themen, die sich einem nachdenklichen Menschen, der sich sein Lebtage entschieden für die Entrechteten, für die verfolgten Standeskollegeninnen und -kollegen eingesetzt hat, eben

stellen. Und so verweist Wiplinger auf eine gewisse Spornbauer Minni (S. 59): „*Da Hitler is a Vabrecha* soi's domois / mittn af'm Moaktplotz gschrian hobm. / Und donn woar's auf oamoi vaschwundn.“ Nun kann man davon ausgehen, dass besagte Dame keine Berühmtheit in Haslach, Wiplingers Geburtsort, war. Man kann weiters annehmen, dass über die Frau, die laut dem Gedicht wegen des Vorfalls ins KZ Mauthausen verschleppt wurde, die Internierung überlebt hat und hernach am Bau gearbeitet hat, kaum jemand ein Wort geschrieben hat. „Nur daß de Hitler-Gschicht / ihr fost den Kopf kost hot, / des hot ma gwißt, mehr ned.“ – Mit diesen Zeilen verewigt der Autor einen aufrechten Menschen mit Zivilcourage für die Ewigkeit und sorgt dafür, dass der Spornbauer Minni ein klein wenig Gerechtigkeit widerfährt, hebt sie aus dem moralinsauren Morast des Verdrängens auf einen kleinen Sockel für die Nachwelt.

Zum größten Teil stammen die Gedichte aus den vergangenen Jahren. In ihnen nimmt uns Peter Paul Wiplinger mit auf eine Zeitreise, die 87 Jahre umfasst. In erzählender Lyrik beschenkt uns der Urheber mit kleinen Filmchen aus seinem reichen Erinnerungsschatz. Alltagsbeobachtungen, Stilleben, Natureindrücke sowie Liebschaften, Gefühlsregungen oder die kleinen Konflikte sind es, die den Autor beschäftigen. Man hört die Menschen sprechen, man sieht die Leute, denen er ein literarisches Denkmal setzt – es gibt eine Reihe von Gedichten, die verbliebenen Familienmitgliedern und engen Lebensbegleiterinnen und -begleitern gewidmet ist –, man riecht den Hollunder (S. 142) und blättert durch das reichhaltige Leben eines durch und durch Dichter gewordenen Menschen, der hin und wieder auch über sich selbst lachen kann. Wiplinger verzichtet gänzlich auf Pathetik oder unnötigen Schmuck, beschönigt nichts und behält sich stets die Bescheidenheit vor, auf jegliche Wertung zu verzichten.

Peter Paul Wiplinger äußerte vor Jahren seine ernsthaften Sorgen, die ihm der Verlust der Dialektik in der öffentlichen Debatte bereite. Der dialektische Diskurs sei bestimmt durch die Bereitschaft, die Sichtweise des Gegenübers einzunehmen, bevor man ein Gegenargument schmiedet. Diese Geisteshaltung zieht sich auch wie ein roter Faden durch *Blian*

*und Vablian*, denn die Welt ist nicht nur schwarz-weiß, gut oder böse: Peter Paul Wiplingers Charaktere sind ebenso voll von Widersprüchen und Unzulänglichkeiten wie alle Menschen. Es gibt genauso wenig schönzureden, wie es zu Verherrlichendes gibt. Diese Einsicht spendet ein wenig Trost, lässt jedoch auch das Schwinden der Zuversicht anklingen, das mit der Lebenszeit unweigerlich zunimmt.

Letztendlich bleibt mir noch, dem verdienstvollen Helmuth A. Niederle zu danken, der Peter Paul Wiplinger, wie dieser höchstselbst in einer Vorbemerkung erwähnt, dazu überreden konnte, das vorliegende Werk zu beginnen und vollenden. Hier drängt sich dennoch eine letzte Frage auf: Wieso hat man keine zwei eigenständigen Bände gemacht? Eine eigene Auswahl der jüngsten Werke sowie eine Zusammenstellung älterer Gedichte hätte sich dafür geradezu angebietert. Aber ein echter Wiplinger biedert sich eben nicht an. Und vielleicht ist er ja noch einmal auf den Geschmack gekommen.

*Armin Baumgartner*

# BIOGRAFISCHE NOTIZEN

**Gregor Auenhammer**, geb. 1966 in Wien, von sich selbst beauftragt mit der Erkundung des Abseitigen und Außergewöhnlichen. Zuletzt: *Wiener Schule des Phantastischen Realismus*, Schütz Fine Art.

**Nahid Bagheri-Goldschmied**, geb. in Teheran, seit 1980 in Wien, ist Lyrikerin, Prosaistin, literarische Übersetzerin. 2017 erhielt sie den Theodor-Kramer-Preis für Schreiben im Widerstand und im Exil.

**Denial Bahtijaragić**, geb. 1983 in Jugoslawien, seit 1992 in Österreich. Studium der Philosophie und intensive Beschäftigung mit der Literatur. Zuletzt: *Die Bogomilischen Gräber*, Castrum Verlag.

**Armin Baumgartner**, geb. 1968 in Neunkirchen, NÖ, lebt als Autor und Korrektor in Wien. Studium der Philosophie und Publizistik abgebrochen. Zuletzt (gem. mit Rudolf Kraus): *Knappe Titel*, Verlagshaus Hernalds.

**Beppo Beyerl**, geb. 1955 in Wien, schreibt Reportagen und Bücher über die Insassen Wiens und die Bewohner der restlichen Welt. Zuletzt: *Wien entdecken mit der Bim*, Styria Verlag.

**Josef Brodträger**, geb. 1952 in Wiener Neustadt. Vater einer Tochter und zweier Söhne. Im Unruhestand schreibt er Kurzgeschichten, malt, zeichnet, fotografiert. Zuletzt: *BITTER!*, Buchschmiede.

**Manfred Chobot**, geb. 1947 in Wien, lebt abwechselnd in Ottakring, Illmitz und Corralejo. War viele Jahre Herausgeber der Reihe *Lyrik aus Österreich*. Zuletzt: *Das Hortschie-Tier und Die Lurex-Frau*, edition lex liszt 12.

**Johanna Dürnecker**, geb. 1947, lebt in Obergrafendorf bei St. Pölten als Journalistin, Malerin und Schriftstellerin. Erste Veröffentlichungen mit 16; mehrere Bücher (u. a. *Von Menschen und Mardern. Als Kind durch die 50er Jahre*).

**Gerhard Eberstaller**, geb. 1933. War u. a. als Musik- und Theaterkritiker tätig und verfasste Bücher über Zirkus, Theater, Varieté und Schaulstellung. Zuletzt: *Noch gut davon-gekommen*, novum pro Verlag.

**Klaus Ebner**, geb. in Wien, lebt in Schwechat. Studium der Romanistik und Germanistik. Autor von erzählender Prosa und Essays sowie von Lyrik in Deutsch und Katalanisch. Zuletzt: *Schwarzlicht*, BoD.

**Gerald Eschenauer**, geb. 1972 in Zweikirchen, Kärnten. Erhielt 2021 das Literaturstipendium des Landes Kärnten. Zuletzt: *APHORISMEN atmen*, Mitgift. [www.realeschenauer.at](http://www.realeschenauer.at)

**Etela Farkašová**, geb. 1943 in der Ostslowakei, ist slowakische Schriftstellerin und Philosophin. Sie wurde in mehr als zehn Sprachen übersetzt. Zuletzt auf Deutsch: *Es ist geschehen*, Anthea.

**Sidonia Gall**, geb. in Kirchfidisch, Bgld. Seit 1970 Veröffentlichung literarischer Texte. War von 2009 bis 2017 Präsidentin des ÖSV. Zuletzt: *Aus den Kulissen*, Roman, edition lex liszt 12.

**Annelies Glander**, geb. 1939 in Wien. Sprachstudien in der Schweiz, in England und Spanien, Zweitstudium der Völkerkunde und Arabistik sowie Soziologie und Judaistik. Tätigkeiten als Linguistin und Terminologin.

**Christl Greller**, Wien, schreibt Lyrik und Prosa. Für ihre Arbeiten erhielt sie eine Reihe z. T. internationaler Preise. Zuletzt: *berichte von der innenfront*, Gedichte, edition lex liszt 12. [www.greller.at](http://www.greller.at)

**Sabine M. Gruber**, geb. 1960 in Linz, lebt als freie Schriftstellerin in Klosterneuburg. Sie schreibt u. a. Romane und Essays. Zuletzt: *111 Sisi-Orte in Europa, die man gesehen haben muss*“, Emons.

**Sonja Henisch**, geb. in Wien, Diplom an der Hochschule für angewandte Kunst. Nimmt regelmäßig an Ausstellungen teil, schreibt hauptsächlich Romane und Lyrik. Zuletzt: *Bösenstein*, BoD.

**Elisabeth M. Jursa**, lebt und arbeitet in Graz, schreibt Lyrik und Kurzprosa. Stellvertretende Vorsitzende des Vereins Steirische Autoren. Zuletzt: *An der Mauer unter dem Vordach*, der wolf verlag.

**Renate Katzer** lebt in Salzburg. Sie schreibt Lyrik und Kurzprosa. Ihre Werke erscheinen in Anthologien und Literaturzeitschriften. Zahlreiche Lesungen, u. a. beim Tagebuchtag der LitGes 2015.

**Wolfgang Kauer**, geb. 1957 in Linz, lebt als Schriftsteller in Salzburg. Er schreibt vor allem Prosa und Gedichte. Zuletzt: *Kult- und Schalensteine*, Bibliothek der Provinz.

**Eva Kittelmann**, geb. 1932 in Wien, arbeitete viele Jahre im Verlagswesen. Bisherige Publikationen u. a. Gedichtbände, ein Roman, bibliophile Almanache. Zuletzt: *Die Quadratur der Stunden*, Verlagshaus Hernalds.

**Doris Kloimstein** lebt in St. Pölten und Innsbruck. Sie schreibt Lyrik, Prosa, Theaterstücke. Zuletzt (als Herausgeberin): *Noahs Fest. Eine Art Stundenbuch*, KRAL. [www.galeriestudio38.at/doris.kloimstein](http://www.galeriestudio38.at/doris.kloimstein)

**Ingeborg Kraschl**, geb. in Linz, lebt in Bergheim bei Salzburg. Schreibt Lyrik und Prosa. Etliche Buchveröffentlichungen, zuletzt der Erzählband *Unausweichlich*, Arovell.

**Linda Kreiss**, geb. 1956 in Süddeutschland, lebt und arbeitet in Wien. Sie schreibt Romane, Reiseerzählungen und Gedichte. Zuletzt: *Irgendwann falle ich aus der Zeit*, Edition Melos.

**Rudolf Kraus**, geb. 1961, lebt als Schriftsteller und Bibliothekar in Wien. Beiträge für Zeitungen, Rundfunk und Fernsehen. Zuletzt: *schuldgefühle allerorts*, Verlagshaus Hernalds. [www.rudolfkraus.at](http://www.rudolfkraus.at)

**Maria Lehner** (Maria Dippelreiter), geb. 1954 in Graz. Sie erhielt 2022 einen Anerkennungspreis des Feldbacher Literaturpreises. Zuletzt: *Krumme Eiche bis Unteres Feld*, Wieser Verlag.

**Nicole Makarewicz** ist eine Wiener Journalistin und Autorin. Zahlreiche Veröffentlichungen in Literaturzeitschriften und Anthologien. Zuletzt: *Dein Fleisch und Blut*, Holzbaum Verlag.

**Wolfgang Mayer König**, geb. 1946 in Wien, Autor von Lyrik, Prosa und Essays, Mitbegründer und Mitherausgeber der Literaturzeitschrift „LOG“. Zuletzt: *Komm Schöpfergeist*, Edition Syrinx.

**Helmuth A. Niederle**, geb. 1949 in Wien, ist Autor, Übersetzer und Herausgeber vieler Bücher und Editionen. Seit 2011 Präsident des Österreichischen PEN-Clubs. Zuletzt: *Die Nachtwache der Schiffbrüchigen*, Löcker Verlag.

**Ilse Pauls**, geb. in Wien, verheiratet, vier Kinder. Widmet sich neben ihrem literarischen Schaffen auch der Aquarell- und Acrylmalerei. Zuletzt: *Lebensbilder*, Wolfgang Hager Verlag.

**Alexander Peer**, geb. 1971, lebt als Verfasser des *Serious Drinking* in Wien und Pinzgau und schreibt nie beim Trinken. Zuletzt: *111 Orte im Pinzgau, die man gesehen haben muss*, Emons. [www.peerfact.at](http://www.peerfact.at)

**Bruno Pisek**, geb. 1962 in Klagenfurt, ist Autor und Komponist. Er schreibt mehrsprachige Poesie, verfasst Radioarbeiten und hält szenische Lesungen.

**Brigitte Pixner**, Wienerin, Juristin, hat zwei Kinder. Sie ist Vorstandsmitglied des ÖSV und schreibt Lyrik, Erzählungen, SF. Zuletzt: *„Unterm grünen Regenschirm“*, Gedichte, Ferdinand Berger & Söhne.

**Gottfried Pixner**, Wiener, promovierter Chemiker, schreibt Aphorismen, Sprüche, Epigramme und Sprachspielerisches. Zuletzt: *Doch gesagt sei es!*, Engelsdorfer Verlag.

**Eva Riebler**, geb. 1952 in Steyr, OÖ. Studium der Germanistik und Geografie in Salzburg. Rezensentin, Redakteurin und Herausgeberin der Zeitschrift „et cetera“. Zuletzt: *Weltblick*, Verlagshaus Hernals.

**Elisabeth Schawerda**, geb. 1940 in Bad Vöslau, NÖ. Mitarbeit bei verschiedenen Kulturzeitschriften. Schreibt schwerpunktmäßig Essays und Lyrik. Zuletzt: *Winterquaderno 2021/22*, Korrektur Verlag.

**Ilse Scherr**, geb. 1944. Viele Veröffentlichungen satirischer Natur, Essays, Märchen, Kurzgeschichten und „neue Sagen“. Etliche Preise. Zuletzt: *Wer zuletzt stirbt ...*, Hermagoras.

**Renate Schiansky**, geb. 1959 in Wien. Hat Papier und Stift immer griffbereit, schreibt auch gerne im Dialekt. Gewann den Eyelands International Short Story Contest 2018. [renateschiansky.wixsite.com/carlainthesky](http://renateschiansky.wixsite.com/carlainthesky)

**Siljarosa Schletterer**, geb. 1991, wurde nach eigener Auskunft „von Hunden und Flüssen erzogen und macht jetzt irgendwas mit Poesie“. Ihr Debüt, der Band *azur ton nähe*, erschien 2022 in der Limbus-Lyrikreihe.

**Helmuth Schönauer**, geb. 1953 in Innsbruck, ist Autor und Bibliothekar an der Universität Innsbruck und beinahe lückenloser Rezensent der Tiroler (und der österreichischen) Gegenwartsliteratur. Zuletzt: *Buch in Pension*, Sisyphus.

**Elisabeth Schrattenholzer**, geb. 1950 in Wien. Lehrtätigkeit an verschiedenen Universitäten. 2004 Habilitierung im Fach Sprachgestaltung. Veröffentlicht u. a. Romane, Gedichte und Fachartikel.

**Rosemarie Schulak**, geb. 1933, schreibt und veröffentlicht seit ihrer Jugend, wirkte viele Jahre im Lehrberuf. Regelmäßige Buchveröffentlichungen seit 1990, zuletzt *Erzählungen* (2022), Delta X.

**Petra Sela**, geb. 1947 in Wien. Schreibt Lyrik und Prosa in Hochsprache und Dialekt. Gründete 2010 die Österreichische Haiku Gesellschaft. Zuletzt: *Fahrtwind*, ebendort.

**Martin Stankowski**, geb. 1950, gelernter Kunsthistoriker. Arbeit u. a. in der Kulturberatung in Österreich, Deutschland und der Schweiz, wo er heute lebt. Zuletzt: *Stella und Claude*, tredition.

**Robert Streibel**, geb. 1959 in Krems, ist Autor, Historiker und Lyriker. Studium u. a. der Germanistik und Theaterwissenschaften. Zuletzt (gem. mit Bernhard Herrmann): *Der Wein des Vergessens*, Residenz.

**Brigitte Stuiber** (bis 2005 B. Forster), geb. in Wien, lebt und arbeitet in Berndorf, NÖ. Studium der Anglistik, Germanistik und Evangelischen Theologie. Zuletzt: *Herzschuss*, Buchschmiede.

**Kurt F. Svatek**, geb. 1949, schreibt Haikus, Lyrik, Aphorismen, Essays und Romane. Seine Texte wurden in zahlreiche Sprachen übersetzt. Zuletzt erschienen: *Das Meer, der Mond und die Zeit*, TRIGA.

**Claudia Taller**, Psychologin, Schriftstellerin, Radiomacherin. Schreibt Romane, Lyrik, Beiträge in Anthologien und Literaturzeitschriften. Zuletzt: *Ich erinnere dich nicht*, Verlag Nina Roiter e. U.

**Christian Teissl**, geb. 1979, lebt pendelnd zwischen Graz, Wien und der Südsteiermark. Autor und literarischer Archäologe. Etliche Bücher, Beiträge und Editionen. Vorsitzender des Österreichischen Schriftstellerinnenverbandes.

**Christoph Temnitzer**, geb. 1993 in Belgien, lebt und arbeitet in Wien. Wirtschaftsstudium und Ausbildung in Heilmassage. Nach Veröffentlichungen in Anthologien arbeitet er nun am ersten Buch einer Trilogie.

**Christa Maria Till**, geb. 1946 in Wien, lebt in Zürich. Dissertation über die Wiener Mundart. Verfasst u. a. Kurzgeschichten und Kriminalromane. Zuletzt: *Luftspünge mit Siebenmeilenschiefeln*, Edition Ki.

**Katharina Tiwald**, geb. 1979, aufgewachsen im Südburgenland, lebt in Wien, wo sie an einer Mittelschule unterrichtet. Wurde v. a. durch ihre Romane bekannt. Zuletzt: *Bachmann in Leningrad* (Theaterstück, UA Graz 2022).

**H. M. Magdalena Tschurlovits**, geb. in Waidhofen an der Thaya, NÖ, ist Sprachhandwerkerin: Lyrik, Kurzprosa, literarische Übertragungen aus dem Englischen. Außerdem als Lektorin und Moderatorin tätig.

**Gerta Ubl-Fahrngruber**, geb. 1944 in Wien, war Büroangestellte und Lehrerin, schreibt und veröffentlicht seit 1973 Lyrik, Kurzprosa und Arbeiten in Wiener Mundart.

**Hannes Vyoral**, geb. 1953, lebt in Wallern und Wien. Jahrzehntelange kulturpolitische Tätigkeit (u. a. als Geschäftsführer der IG Autorinnen Autoren), veröffentlicht ausschließlich Lyrik, zuletzt *EUROPA. eine reise*, edition lex liszt 12.

**Johannes Wally**, geb. 1978, promovierter Anglist, lehrt und forscht am Institut für Anglistik der Karl-Franzens-Uni Graz. Schreibt vorwiegend erzählende Prosa; zuletzt *Das Gewicht der Bilder*, Leykam. Ein neuer Roman ist in Vorbereitung.

**Sascha Wittmann** lebt in Wien und Opponitz. Studium der Theaterwissenschaft und einer Fächerkombination aus Germanistik, Publizistik und Politikwissenschaft. Zuletzt: *Alles Alltag*, Septime Verlag.

## LITERARISCHES ÖSTERREICH

Zeitschrift des Österreichischen Schriftsteller/innenverbandes

ISSN 2663-8940

Preis des Einzelheftes: 8 Euro

### EIGENTÜMER, HERAUSGEBER UND VERLEGER:

Österreichischer Schriftsteller/innenverband,

Kettenbrückengasse 11/1/14, 1050 Wien

Telefon: 01/586 41 51

E-Mail: [office@oesv.or.at](mailto:office@oesv.or.at), Web: [www.oesv.or.at](http://www.oesv.or.at)

ZVR 295943463

Für den Inhalt verantwortlich: Christian Teissl

**REDAKTION dieser Ausgabe:** Armin Baumgartner, Bernhard Heinrich, Mara Scherzer, Ines Scholz, Constantin Schwab, Martin Stankowski, Christian Teissl

**Korrektorat:** Armin Baumgartner

**Satz und Layout:** Anita Schöberl, Joe Haschek

**Druck:** Druckerei Janetschek, [www.janetschek.at](http://www.janetschek.at)

Das im Editorial zitierte Gedicht stammt aus dem Band „Sommer“ von Kajetan Kovič, Wieser Verlag, 1999

Gefördert von der Stadt Wien Kultur

 Bundesministerium  
Kunst, Kultur,  
öffentlicher Dienst und Sport

KULTUR  
NIEDERÖSTERREICH 

  
WIEN  
KULTUR